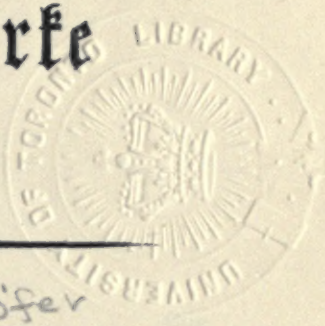
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Horenausgabe
von Schillers sämtlichen Werken

IG
3334 Hoe

Schillers
Sämtliche Werke

Neunter Band



Herausgeber: Conrad Höfer

Georg Müller Verlag München und Leipzig
1913

128936
30/7/13

Herausgeber: Conrad Höfer

Inhalt des neunten Bandes

Seite

Übersetzungen aus dem Virgil. 1791—1792 . . . 1—80

Die Zerstörung von Troia. Im zweiten Buch der Aeneide. Neu übersetzt. Vorbemerkung 1

Text 4

Dido. Viertes Buch der Aeneide 43

Anmerkung zur „Seefahrt von Troja". [1793] 80

Ästhetische Aufsätze. 1791—1793 . . . . . 81—254

Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen . . 81

Über die tragische Kunst 97

Fragmente aus den ästhetischen Vorlesungen 122

Kallias. Briefe an Gottfried Körner 146

Über Anmut und Würde 192

Historische Aufsätze. 1791—1792 . . . . . 255—357

Historische Einleitung zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully 255

Geschichte der französischen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs des Vierten vorangingen 257

Drei Vorreden. 1792 . . . . . 358—368

Zur Geschichte des Malteserordens nach Vertot 358

Zum Pitaval 364

Zu den kleineren prosaischen Schriften 367

Aus den Briefen 1791—1792 . . . . . 369—467

An Lotte v. Schiller 369

An Gottfried Körner 370

An Georg Göschen 371

An Lotte von Schiller 372

An Georg Göschen 372 373

An Gottfried Körner 374 377

An Christoph Martin Wieland 379

An Georg Göschen 381

An Gottfried Körner 382

An Georg Göſchen 385
An Jakob Dominikus 388
An Gottfried Körner 389
An Georg Göſchen 391
An Gottfried Körner 392
An Georg Göſchen 393
An Gottfried Körner 394
An Georg Göſchen 396
An Georg Göſchen 397
An Chriſtoph Martin Wieland 398
An Gottfried Körner 399
An Siegfried Lebrecht Cruſius 400
An Gottfried Körner 402
An Georg Göſchen 405
An Chriſtoph Gottlieb v. Murr 406
An Georg Göſchen 407
An Gottfried Körner 408
An Georg Göſchen 411
An Gottfried Körner 413
An Georg Göſchen 414
An Siegfried Lebrecht Cruſius 415
An Jens Baggeſen 416
An den Herzog Friedrich Chriſtian von Auguſtenburg und den Grafen Ernſt von Schimmelmann 421
An Gottfried Körner 424
An Jens Baggeſen 426
An Georg Göſchen . . . . . 429—431
An Siegfried Lebrecht Cruſius 431
An Gottfried Körner 432
An Georg Göſchen 433
An Gottfried Körner 434
An Karl Georg Curtius 435
An Gottfried Körner 436
An Georg Göſchen 437
An Gottfried Körner 438 439
An Georg Göſchen 441
An Gottfried Körner . . . . . 442—444
An Karl Georg Curtius 444
An Chriſtoph Martin Wieland 445
An Siegfried Lebrecht Cruſius 445
An Gottfried Körner . . . . . 446—451
An Georg Göſchen 452
An Friedrich von Hoven 452
An Georg Göſchen 453
An Gottfried Körner . . . . . 455—458
An Chriſtophine Reinwald 459

An Georg Göſchen 460
An Gottfried Körner 461
An Georg Göſchen 462
An Gottfried Körner 464 465
An Zacharias Becker 467

In G. F. Creuzers Stammbuch 396

Die Zerstörung von Troja.

Im zweiten Buch der Aeneide.

Neu übersetzt.

Einige Freunde des Verfassers, die der lateinischen Sprache nicht kundig aber fähig sind, jede Schönheit der alten Klassiker zu empfinden, wünschten durch ihn mit der Aeneis des großen römischen Dichters etwas bekannt zu werden, von welcher, seines Wissens, noch keine nur irgend lesbare Übersetzung sich findet. Die hauptsächlichste Schwierigkeit, die ihm bei Ausführung seines Vorhabens aufstieß, war die Wahl einer Versart, bei welcher von den wesentlichen Vorzügen des Originals am wenigsten eingebüßt würde, und welche dasjenige, was schon allein der Sprachverschiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen mußte, von einer andern Seite einigermaßen ersetzen könnte. Der deutsche Hexameter schien ihm diese Eigenschaft nicht zu besitzen, und er hielt sich für überzeugt, daß dieses Silbenmaß selbst nicht unter Klopstockischen und Voßischen Händen diejenige Biegsamkeit, Harmonie und Mannigfaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil seinem Übersetzer zur ersten Pflicht macht. Durch dieses Medium also glaubte er es schlechterdings aufgeben zu müssen, mit der Schönheit des Virgilischen Verses zu ringen. Er glaubte, die ganz eigene magische Gewalt, wodurch der Virgilische Vers uns hinreißt, in der seltenen Mischung von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Größe, Majestät und Anmut zu finden, wobei der römische Dichter von seiner Sprache

unstreitig weit mehr unterstützt wurde, als der Deutsche von der seinigen hoffen kann. Mußte von diesen beiden so verschiedenen Eigenschaften des Ausdrucks eine der andern in der Übersetzung nachgesetzt werden, so glaubte er bei derjenigen Versart, welche der Kraft, Majestät und Würde zwar einigen Abbruch tut, aber dem Ausdruck von Grazie, Gelenkigkeit, Wohlklang desto günstiger ist, am allerwenigsten zu wagen. Stärke, Erhabenheit, Würde sind weit weniger abhängig von der Form und bedürfen weit weniger, von dem Ausdruck unterstützt zu werden, als die letztern Eigenschaften; und wahre Kraft, wahre Erhabenheit, wahres Pathos muß in jeder Art von Darstellung die Probe halten, welches bei den andern Eigenschaften der Fall nicht ist; denen man also durch eine glückliche Wahl der Form zu Hülfe kommen muß. Es ließe sich vielleicht sogar mit triftigen Gründen behaupten, daß für einen ernsthaften, gewichtigen, pathetischen Inhalt die reizende leichte Form, so wie, in einer bekannten Gattung des Komischen für den geringfügigen Inhalt die feierliche Form, vorzuziehen sei. Die harten Schläge, welche der Verfasser der Aeneis so oft auf das Herz seines Lesers führt, der großenteils kriegerische Inhalt seines Gedichts, die ganze Gravität seines Ganges werden durch eine gefällige Versart gemildert, und die Harmonie, die Anmut in der Einkleidung söhnt vielleicht nicht selten mit der anstrengenden oft gar empörenden Schilderung aus. Diese Rücksicht vorzüglich bewog den Verfasser, den achtzeiligen Stanzen den Vorzug zu geben, derjenigen unter allen deutschen Versarten, wobei unsre Sprache noch zuweilen ihrer angestammten Härte vergißt und durch ihren männlichen Charakter doch noch hinlänglich verhindert wird, ins Weichliche oder Spielende zu fallen. Der Verfasser konnte diese Wahl um so mehr bei sich rechtfertigen, da es seit Erscheinung des Idris und Oberon zur ausgemachten Wahrheit geworden ist, daß die achtzeiligen Stanzen, besonders mit einiger Freiheit behandelt, für das Große, Erhabene, Pathetische und Schreckhafte selbst einen Ausdruck haben — freilich nur unter den Händen eines Meisters,

aber wer pflegt auch im ersten Feuer eines Entschlusses und von Begeisterung hingerissen eine so strenge Abrechnung mit seinen Kräften zu halten, um dasjenige, was die Form leistet, von dem, was er selbst dazu mitbringen muß, sorgfältig abzusondern? Der Leser wird entscheiden, ob sich der Verfasser auf das Instrument, das er wählte, verstanden hat; genug, wenn ihm nicht bewiesen werden kann, daß schon in der Wahl der Versart gefehlt worden sei.

Wer übrigens die Schwürigkeiten kennt, die sich einem Übersetzer der Aeneis, und vollends in einer gereimten Versart, in den Weg stellen, wird eher im Fall sein, zu wenig als zuviel zu erwarten. Nicht die geringste darunter war, eine glückliche Einteilung zu treffen, wobei der lateinische Dichter seinem Übersetzer nicht nur nicht vorgearbeitet, sondern sehr oft entgegengearbeitet hat. Das lateinische Original bewegt sich in einem stetigen Strome fort, und Virgil hat sich in vollem Maße der Freiheit bedient, welche diese Form ihm gewährte. Dieser fortströmende Gang des Gedichts mußte nun in der Übersetzung durch viele kurze Ruhepunkte unterbrochen und ein einziges zusammenhängendes Ganze in mehrere kleine, sich leicht aneinander schmiegende Ganze aufgelöst werden, wenn anders die Stanzenform ungezwungen scheinen und das sklavische Gepräg einer Übersetzung verwischt werden sollte. Hier konnte es freilich nicht fehlen, daß nicht öfters vier oder fünf lateinische Hexameter in eine ganze Stanze ausgesponnen oder auch umgekehrt acht und neun Verse des Originals in den engen Raum von acht Stanzenzeilen gepreßt wurden. Bei einem Dichter, der sich so wenig nehmen läßt als Virgil, war die letztere Operation unstreitig die bedenklichste, doch glaubt der Verfasser, die seinem Originale gebührende Achtung selten oder nie dabei übertreten zu haben. Es kam ihm zustatten, daß selbst der gedrängte wortsparende Virgil, dem Wohllaut oder der unerbittlichen Versform zu gefallen, nicht selten entbehrliche Wiederholungen und selbst Flickwörter sich erlaubte, welche die Schonung des Übersetzers weniger verdienten.

Sehr gerne unterwirft er ſich einer jeden kaltblütigen kritiſchen Prüfung, was die Gewiſſenhaftigkeit und Treue ſeiner Überſetzung betrifft, verbittet ſich aber hiemit aufs feierlichſte jede Vergleichung ſeiner Arbeit mit der unerreichbaren Diktion des römiſchen Dichters, welche unausbleiblich, und ohne ſeine Schuld, zu ſeinem Nachteil ausfallen muß; denn er fodert alle geweſene, gegenwärtige und noch kommende deutſche Dichter auf, in einer ſo ſchwankenden, unbiegſamen, breiten, gotiſchen, rauhklingenden Sprache, als unſre liebe Mutterſprache iſt, mit der feinen Organiſation und dem muſikaliſchen Fluß der lateiniſchen ohne Nachteil zu ringen.

Von dem Gedanken weit entfernt, ſich an eine Überſetzung der ganzen Aeneis wagen zu wollen, verſpricht er in der Folge noch einige Bruchſtücke aus dem vierten und ſechſten Buch; wäre es auch nur, um den römiſchen Dichter bei unſerm unlateiniſchen Publikum in die ihm gebührende Achtung zu ſetzen, welche er ohne ſeine Schuld ſcheint verſcherzt zu haben, ſeidem es der Blumauerſchen Muſe gefallen hat, ihn dem einreißenden Geiſt der Frivolität zum Opfer zu bringen.

1.

Der ganze Saal war Ohr, jedweder Mund verſchloſſen,
Und Fürſt Aeneas, hingegoſſen
Auf hohen Polſterſitz, begann:
Dein Wille, Königin, macht Wunden wieder bluten,
Die keine Sprache ſchildern kann:
Wie Trojas Stadt verging in Feuerfluten,
Den Jammer willſt du wiſſen, die Gefahr,
Wovon ich Zeuge, ach und meiſtens Opfer war.

2.

Wer, ſelbſt aus der Dolopen rauhem Schwarme,
Gibt tränenlos den traurigen Bericht?
Und uns umſchattet ſchon die Nacht mit feuchtem Arme,
Zum Schlummer winkt der Sterne ſinkend Licht.

Doch du hast Lust, mein Schicksal zu betrauern,
Der Teukrer Not und Trojas letzten Tag.
Sei's denn! Wie sehr mir auch vor der Erinnrung schauern,
Der Geist davor zurücke fliehen mag.

3.

Der Griechen Fürsten, aufgerieben
Vom langen Krieg, vom Glück zurückgetrieben,
Erbauen endlich durch Minervens Kunst
Ein Roß aus Fichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
Beglückte Wiederkehr, wie ihre List erdichtet,
Dadurch zu flehen von der Götter Gunst.
Der Kern der Tapfersten birgt sich in dem Gebäude,
Und eisern ist sein Eingeweide.

4.

Die Insel Tenedos ist aller Welt bekannt,
Von Priams Königsstadt getrennt durch wen'ge Meilen,
An Gütern reich, solange Troja stand,
Jetzt ein verräterischer Strand,
Wo im Vorüberzug die Kaufmannsschiffe weilen,
Dort birgt der Griechen Heer sich auf verlaßnem Sand.
Wir wähnen es auf ewig abgezogen
Und mit des Windes Hauch Mycenen zugeflogen.

5.

Alsbald spannt von dem langen Harme
Die ganze Stadt der Teukrier sich los,
Heraus stürzt alles Volk in frohem Jubelschwarme,
Das Lager zu besehen, aus dem sein Leiden floß.
Dort, heißt es, wüteten der Myrmidonen Arme,
Hier schwang Achill das schreckliche Geschoß,
Dort lag der Schiffe zahlenlos Gedränge,
Hier donnerte das Handgemenge.

6.

Mit Staunen weilt der überraſchte Blick
Beim wunderbaren Bau des ungeheuren Roſſes,
Thymät, ſei's böſer Wille, ſei's Geſchick,
Wünſcht es im innern Raum des Schloſſes.
Doch bang vor dem verſteckten Feind
Rät Capys an, und wer es redlich meint,
Den ſchlimmen Fund dem Meer, dem Feuer zu vertrauen,
Wo nicht, doch erſt ſein Innres zu beſchauen.

7.

Die Stimmen ſchwankten noch in ungewiſſem Streite,
Als ihn der Prieſter des Neptun vernahm,
Laokoon, mit mächtigem Geleite
Von Pergams Turm erhitzt herunter kam,
Raſt ihr Dardanier? ruft er voll banger Sorgen.
Unglückliche, ihr glaubt, die Feinde ſein geflohn?
Ein griechiſches Geſchenk und kein Betrug verborgen?
So ſchlecht kennt ihr Laertens Sohn?

8.

Wenn in dem Roſſe nicht verſteckte Feinde lauren,
So droht es ſonſt Verderben unſern Mauren,
So iſt es aufgetürmt, die Stadt zu überblicken,
So ſollen ſich die Mauren bücken
Vor ſeinem ſtürzenden Gewicht,
So iſts ein anderer von ihren tauſend Ränken,
Der hier ſich birgt. Trojaner, trauet nicht,
Die Griechen fürchte ich, und doppelt, wenn ſie ſchenken.

9.

Dies ſagend, treibt er den gewaltgen Speer
Mit ſtarken Kräften in des Roſſes Hüfte,
Es ſchüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgeſtopften Grüfte.

Und hätte nicht das Schickſal ihm gewehrt,
Nicht eines Gottes Macht umnebelt ſeine Sinne:
Jetzt hätte den Betrug ſein Eiſen aufgeſtört,
Noch ſtünde Ilium, und Pergams feſte Zinne.

10.

Indeſſen wird durch eine Schar von Hirten,
Die Hände auf dem Rücken zugeſchnürt,
Mit lärmendem Geſchrei ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling ſpielte den Verirrten
Und bot freiwillig ſich den Banden dar,
Durch falſche Botſchaft Troja zu verderben.
Mit dreiſter Stirn, gefaßt auf jegliche Gefahr,
Und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

11.

Ihn zu betrachten, ſammelt um und um
Die wilde Jugend ſich aus Ilium,
Wetteifernd höhnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegierge Rotte,
Und wehrlos bloßgeſtellt ſo vieler Feinde Grimm
Fliegt er mit ängſtlichſcheuem Blicke
Die Reihen durch. Jetzt, Königin, vernimm
Aus Einer Freveltat der Griechen ganze Tücke!

12.

Weh! ruft er aus, wo öffnet ſich ein Port,
Wo tut ein Meer ſich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibt mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwert der Griechen kaum entgangen,
Seh ich der Trojer Haß nach meinem Blut verlangen!
Schnell umgeſtimmt von dieſem Wort
Legt ſich der wilde Sturm der Scharen,
Und man ermahnt ihn fortzufahren.

13.

Wes Stamms er ſei? Was ihn hieher gebracht,
Ihm Lebenshoffnung ließ, ſelbſt in des Feindes Macht,
Soll er bekennen. Furcht und Angſt verſchwanden.
Was es auch ſei, ruft er, dir König, ſeis geſtanden.
Empfange den Beweis von Sinons Redlichkeit.
Ich läugne nicht, zum Volk der Griechen zu gehören.
Hat mein Verhängnis gleich dem Elend mich geweiht,
Zur Lüge ſoll es nimmer mich entehren.

14.

Trug das Gerücht vielleicht den Namen und die Taten
Des großen Palamed zu deinem Ohr,
Der, boshaft angeklagt, weil er den Krieg mißraten,
Sein Leben durch der Griechen Spruch verlor,
Den ſie im Grabe ſchmerzlich jetzt beklagen?
Mit dieſem hat — er iſt mir anverwandt —
Seit dieſes Krieges erſten Tagen
Der dürftge Vater mich nach Aſien geſandt.

15.

Solange Palamed der Herrſchaft ſich erfreute,
Und in dem Rat der Könige mit ſaß,
Stand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite.
Doch das verging, als ihn Ulyſſens Haß,
Wer kennt den Schwätzer nicht? dem Orkus übergeben,
Da floß in Trauer hin mein unbemerktes Leben,
Und der verhaltnen Rache Schmerz
Zernagte ſtill mein wundes Herz.

16.

Weh mir, daß ich ſie nicht verſchwieg,
Zu laut zu ſeinem Rächer mich erklärte,
Wenn einſt ein Gott aus dieſem Krieg
Siegreiche Heimkehr mir gewährte!

Mit eitler Rede weckt ich ſchweren Groll.
Seitdem ermüdete, mir Feinde zu erwecken,
Ulyſſes nicht und wußte rachevoll
Mit immer neuen Ränken mich zu ſchrecken.

17.

Auch ruht er nimmermehr, bis Kalchas — doch warum
Mit widrigem Bericht fruchtlos die Zeit verlieren?
Verurteilt alle, die ihn führen,
Der Name Grieche ſchon in Ilium,
Wohlan, ſo würgt mich ohne Schonen!
Das wird dem Ithaker willkommne Botſchaft ſein,
Das wird die Söhne Atreus hoch erfreun,
Und herrlich werden ſies euch lohnen.

18.

Ohn Ahndung des Betrugs, der aus dem Griechen ſpricht,
Steigt unſre Neugier, ihm den Aufſchluß abzufragen,
Und er, mit ſchlau verſtelltem Zagen,
Vollendet ſo den täuſchenden Bericht:
Oft, ſpricht er, war der Wunſch lebendig bei dem Heere,
Der langen Kriegesnot ſich endlich zu entziehn,
Von Troja heimlich zu entfliehn,
O daß es doch geſchehen wäre!

19.

Stets hinderten die frohe Wiederkehr
Der rauhe Süd und das empörte Meer.
Dies Roß von Fichtenholz ſtand längſt ſchon aufgetürmet,
Als, vom Orkan gepeitſcht, die finſtre Luft geſtürmet.
Verlegen ſendet man zuletzt Eurippylus,
Zu fragen an des Schickſals Throne
Nach Delphi zu Latonens Sohne;
Der kommt zurück mit dieſem traurgen Schluß.

20.

Mit Blut erkauftet ihr die Herfahrt von den Winden,
Und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar.
Mit Blut allein könnt ihr den Rückweg finden,
Ein Grieche bringe ſich zum Todesopfer dar.
Eiskalte Angſt durchlief die zitternden Gebeine,
Als in dem Lager dieſe Poſt erklang,
Und jedes Auge fragte bang,
Wen wohl der Zorn der Gottheit meine?

21.

Jetzt riß Ulyß mit lärmendem Geſchrei
Den Seher Kalchas in des Heeres Mitte
Und dringt in ihn mit ungeſtümer Bitte,
Zu ſagen, weſſen Haupt zum Tod bezeichnet ſei.
Schon ließen viele mich mit ahndungvollem Grauen
Des Schalks verruchten Plan und mein Verderben ſchauen.
Zehn Tage ſchließt der Prieſter ſchlau ſich ein,
Um keinen aus dem Volk dem Untergang zu weihn.

22.

Zuletzt, als könnt er dem beredten Flehn
Ulyſſens nicht mehr widerſtehn,
Läßt er geſchickt den Namen ſich entreißen
Und zeichnet mich dem Mördereiſen.
Man ſtimmt ihm bei, und froh ſieht jeder die Gefahr,
Die alle gleich bedroht, auf einen abgeleitet.
Der Unglückstag iſt da. Die Binde ſchmückt mein Haar.
Man ſtreut das Mehl. Das Opfer iſt bereitet.

23.

Ja, da entriß ich mich dem Tod, zerbrach die Bande
Und harrete des Nachts in eines Sumpfes Rohr,
Bis die Armee, wenn ſie zum Vaterlande
Vielleicht ſich eingeſchifft, vom Ufer ſich verlor.

Ach! Nie werd ich die Heimat mehr begrüßen,
Nie Vater, Kinder mehr in dieſe Arme ſchließen,
Und mein Entrinnen rächt vielleicht die Wut
Der Danaer an dieſem teuren Blut.

24.

Und nun bei allen himmliſchen Dämonen,
Die in des Herzens tiefſte Falten ſehn,
Wenn Treu und Glaube noch auf Erden irgend wohnen,
Laß ſo viel Leiden dir zu Herzen gehn.
Hab du Erbarmen mit dem Unglücksvollen,
Der, was er nicht verſchuldete, erfuhr! —
Wir ſehen jammernd ſeine Tränen rollen,
Es ſiegt in uns die Stimme der Natur!

25.

Sogleich läßt Priam ſelbſt der Hände Band ihm löſen
Und ſpricht ihm Troſt mit milden Worten ein.
Du biſt, ſpricht er, ein Danaer geweſen,
Wer du auch ſeiſt, hinfort wirſt du der Unſre ſein.
Und jetzt laß Wahrheit mich auf meine Fragen hören.
Warum, wozu das ungeheure Roß?
Wer gab es an? Warum ſo rieſengroß?
Zu welchem Brauch? Sprich! Welchem Gott zu Ehren?

26.

Er ſprachs, und jener Böſewicht, gewandt
In jeder Liſt, Pelasger im Betrügen,
Hebt himmelan die losgebundne Hand.
Dich, ruft er, ewges Licht, dich Rächer aller Lügen,
Dich, Opferherd, dem ich durch Flucht entrann,
Dich, frevelhafter Stahl, den Mordgier auf mich zückte,
Dich, prieſterliches Band, das meine Schläfe ſchmückte,
Euch ruf ich jetzt zu Zeugen an.

27.

Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
Erklär ich mich auf ewig losgezählet.
Für Sinon gibts hinfort kein Vaterland.
Ich mache laut, was ihre Liſt verhehlet.
Gedenke du nur deines Wortes, Fürſt,
Und ſchone, Troja, den, der Rettung dir geſchenket,
Iſts anders wahr, was du jetzt hören wirſt,
Und wert, daß man es überdenket.

28.

Von jeher barg im Krieg mit Ilium
Minervens Schutz der Myrmidonen Schwäche,
Doch ſeit Ulyß der Schalk und Diomed der Freche
Der Göttin Bild aus ihrem Heiligtum
Zu reißen ſich erkühnt, die Hüter zu durchbohren,
Der Jungfrau Stirne ſelbſt mit mordbefleckter Hand
Verwegen zu berühren, ſchwand
Der Griechen Glück dahin, ging ihre Kraft verloren.

29.

Auf immer war Athenens Gunſt entwichen,
Bald zeigte ſich in fürchterlichen
Erſcheinungen der Göttin Strafgericht.
Kaum ſteht das Bild im Lager ſtill, ſo blitzen
Die offnen Augen, und die Glieder ſchwitzen,
Und dreimal ſteigt, entſetzliches Geſicht!
Mit Schild und Speer und wütender Geberde
Die Göttin ſelbſt aus der zerrißnen Erde.

30.

Ein Gott gebeut jetzt durch des Sehers Mund,
Auf ſchneller Flucht die Heimat zu gewinnen,
Denn nimmer fallen durch der Griechen Bund,
So ſpricht das Schickſal, Pergams feſte Zinnen,

Sie hätten denn aufs neu der Heimat Strand berührt,
In wiederholter Feir die Götter zu befragen,
Zum alten Heiligtum das Bild zurückgetragen,
Das ſie auf krummen Schiffen weggeführt.

31.

Jetzt zwar ſind ſie nach Argos heimgefahren,
Doch führt ſie Kalchas bald mit neuen Kriegerſcharen
Und Göttern furchtbarer zurück. Dies Roß
Ward aufgetürmt, den Zorn der Pallas zu verſöhnen,
Und nicht umſonſt ſeht ihrs ſo rieſengroß.
Es ſollte ſeine Laſt das ſchmale Tor verhöhnen,
Nie ſollt euch der Beſitz des Wunderbilds erfreun,
Nie ſollt es eurer Stadt den alten Schutz erneun.

32.

Denn wagtet ihrs, Minervens Heiligtum
Mit Frevlerhänden zu verſehren,
So traf der Göttin Fluch ganz Ilium,
(Möcht ihn ein Gott auf ihre Häupter kehren!)
Doch hättet ihr mit eigner Hand
Dies Roß in eure Stadt gezogen,
So wälzte Aſien zu uns des Krieges Wogen,
Und weh dann über Griechenland!

33.

Von dieſer Lügen ſchlau gewebten Banden
Ward unſer redlich Herz umſtrickt,
Der Zweifel wird in jeder Bruſt erſtickt.
Die dem Tydiden männlich widerſtanden,
Die der theſſaliſche Achill nicht zwang,
Nicht zehenjährge Kriegeslaſten,
Nicht das Gewühl von tauſend Maſten,
Weint ein Betrüger in den Untergang!

34.

Jetzt aber ſtellt ſich den entſetzten Blicken
Ein unerwartet ſchrecklich Schauſpiel dar.
Es ſtand, den Opferfarren zu zerſtücken,
Laokoon am feſtlichen Altar.
Da kam, (mir bebt die Zung es auszudrücken)
Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
Dahergeſchwommen auf den ſtillen Wogen.

35.

Die Brüſte ſteigen aus dem Wellenbade,
Hoch aus den Waſſern ſteigt der Kämme blutge Glut,
Und nachgeſchleift in ungeheurem Rade,
Netzt ſich der lange Rücken in der Flut,
Lautrauſchend ſchäumt es unter ihrem Pfade,
Im blutgen Auge flammt des Hungers Wut,
Gewetzt am Rachen, ziſchen ihre Zungen,
So kommen ſie ans Land geſprungen.

36.

Der bloße Anblick bleicht ſchon alle Wangen,
Und auseinander flieht die furchtentſeelte Schar;
Der pfeilgerade Schuß der Schlangen
Erwählt ſich nur den Prieſter am Altar.
Der Knaben zitternd Paar ſieht man ſie ſchnell umwinden,
Den erſten Hunger ſtillt der Söhne Blut,
Der Unglückſeligen Gebeine ſchwinden
Dahin von ihres Biſſes Wut.

37.

Zum Beiſtand ſchwingt der Vater ſein Geſchoß,
Doch in dem Augenblick ergreifen
Die Ungeheur ihn ſelbſt, er ſteht bewegungslos,
Geklemmt von ihren Wirbelſchweifen.

Zwei Ringe haben sie um seinen Hals gestrickt,
Zweimal den Schuppenleib geschnürt um Brust und Hüften,
Und ihres Halses schwanke Säule nickt
Hoch über seiner Scheitel in den Lüften.

38.

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltsam zu zerreißen, strengt
Der Arme Kraft sich an, des Geifers Schaum besprengt
Und schwarzes Gift die priesterliche Binde.
Des Schmerzens Höllenqual durchdringt
Der Wolken Schoß mit berstendem Geheule,
So brüllt der Stier, wenn er, gefehlt vom Beile
Und blutend, dem Altar entspringt.

39.

Die Drachen bringt ein blitzgeschwinder Schuß
Zum Heiligtum der furchtbarn Tritonide,
Dort legen sie sich zu der Göttin Fuß,
Beschirmt vom weiten Umkreis der Aegide.
Entsetzen bleibt in jeder Brust zurück,
Gerechte Büßung heißt Laokoons Geschick,
Der frech und kühn das Heilige und Hehre
Verletzt mit frevelhaftem Speere.

40.

Zum Tempel, ruft das Volk, mit dem geweihten Bilde!
Und flehet an der Göttin Milde!
Sogleich strengt jeder Arm sich an,
Die Mauer wird zerteilt, die Stadt ist aufgetan,
Und auf der Walze künstlichen Wogen
Rollt es dahin, von Strängen fortgezogen,
Verderbenträchtig, schwanger mit dem Blitz
Der Waffen, rollts in Priams Königssitz.

41.

Und hoch beglückt, den Strang berührt zu haben,
Der es bewegt, begleiten Jungfrauen und Knaben
Mit heilgen Liedern die verehrte Laſt.
O meine Vaterſtadt! So reich an Siegeskronen,
O heilges Land, wo ſo viel Götter thronen!
In deiner Mitte ſteht der fürchterliche Gaſt.
Viermal hat es am Eingang ſtill gehalten,
Und viermal klang das Erz in ſeines Bauches Falten.

42.

Uns warnt es nicht! Von wütender Begierde
Verblendet, ſetzen wir die unglücksſchwangre Bürde
Beim Tempel ab. Apolls Orakel ſpricht
Weisſagend aus Kaſſandrens Munde,
Es ſpricht von Trojas letzter Stunde,
Wir glauben ſelbſt der Gottheit nicht.
Von feſtlich grünem Laub muß jeder Tempel wehen,
Und — morgen iſts um uns geſchehen!

43.

Indeſſen wandelt ſich des Himmels Sphäre,
Und Nacht ſtürzt nieder auf die Meere,
Mit breitem Schatten hüllt ſie Land und Hain
Und den Betrug der Myrmidonen ein.
An Trojas Mauren fängt es an zu ſchweigen,
Schlaf ſpannt der Wachen müde Glieder los;
Da naht, den Mond allein zum ſtillen Zeugen,
Der Griechen Flotte ſich von Tenedos.

44.

Geleitet von dem Feuerbrande,
Der aus dem königlichen Schiffe blitzt,
Dringt ſie hinan zum wohlbekannten Strande,
Und, von der Götter Grimm beſchützt,

Eröffnet Sinon ſtill den Bauch der Fichte.
Gehorſam gibt das aufgetane Roß
Die Krieger von ſich, die ſein Leib verſchloß,
Und hocherfreut entſpringen ſie zum Lichte.

45.

Herab am Seile gleiten ſchnell die Fürſten
Theſſandrus, Stenelus, Machaon, Akamas,
Ihm folgt mit Blicken, die nach Blute dürſten,
Ulyß, Neoptolem, drauf Thoas, Menelas,
Zuletzt Epeus, der das Roß gegründet.
Sie ſtürzen in die Stadt, die Wein und Schlummer bindet,
Die Wachen würgt ihr Stahl, indes ſchon die Genoſſen,
Durchs Tor eindringend, zu den Fürſten ſtoßen.

46.

Schon neigte aus der Götter Hand
Des erſten Schlummers Wohltat ſich hernieder
Und ſchloß mit ſüßem Zauberband.
Die kummerſchweren Augenlider.
Da ſah ich Hektors Geiſterbild
Im Traumgeſichte mir erſcheinen,
Den Blick in tiefen Gram gehüllt,
Der Stimme Ton erſtickt von lautem Weinen.

47.

So wie ihn einſt durch Trojas Kampfgefild
Des rauhen Siegers Zweigeſpann geriſſen,
Von blutgem Staub geſchwärzt und mit durchbohrten Füßen,
Ihr Götter, welch ein Trauerbild!
Der Hektor nicht mehr, der gleich einem Gotte
In des Peliden Rüſtung heimgekehrt,
Den Feuerbrand von der Trojaner Herd
Geſchleudert hatte in der Griechen Flotte.

48.

Den Bart befleckt, der Locken ſchönes Wallen
Gehemmt von blutgem Leime, ſtand er da,
Den Leib beſät mit jenen Wunden allen,
Die Trojas Mauer ihn empfangen ſah.
Den hohen Schatten zu beſprechen,
Gebietet mir des Herzens feurger Drang,
Die Wange brennt von heißen Tränenbächen,
Und von den Lippen flieht der Trauerklang.

49.

O Trojas Hoffnung, die uns nie gelogen,
O du, nach dem der heiße Wunſch geſchmachtet hat!
O ſei willkommen, Licht der Vaterſtadt!
Warum und wo haſt du ſo lang verzogen?
So viele Kämpfe mußten wir beſtehn,
Von ſo viel Not und Herzensangſt ermatten,
So viel geliebte Leichname beſtatten,
Eh dich die Freunde wieder ſehn!

50.

O ſprich, und welcher Frevel durft es wagen,
Der Augen ſonnenheitern Schein
Mit Blut und Staub unwürdig zu entweihn?
Was ſollen dieſe Wundenmäler ſagen?
Doch keinen Laut verlor der Geiſt,
Des Fragers eitle Neugier zu vergnügen,
Bis unter tief geholten Odemzügen
Ein ſchweres Ach der Zunge Band durchreißt.

51.

Fort, Göttinſohn! Fort, fort aus dieſem Brand,
Die Mauren ſind in Feindes Hand,
Die ſtolze Troja ſtürzt von ihren Höhen,
Genug, genug iſt für das Vaterland,

Genug für Priams Thron geſchehen!
War Pergamus durch eines Kriegers Eiſen
Dem letzten Schickſal zu entreißen,
Glaub mir, ſo wars durch Hektors Hand!

52.

Die Heiligtümer ſind dir übergeben,
Nimm zu Gefährten ſie auf deiner flüchtgen Bahn!
Für ſie wirſt du ein neues Ilium erheben,
Nach langer Irrfahrt auf dem Ozean.
Er ſprichts und holt in ſchneller Eile
Mir vom Altar mit eigner Hand
Der mächtgen Veſta heilge Säule,
Den Prieſterſchmuck, den ewgen Feuerbrand.

53.

Und draußen hört man ſchon ein tauſendſtimmig Heulen
Mit wachſendem Getön die bangen Lüfte teilen,
Es dringt der Waffen eiſernes Gebrauſe
Bis zu Anchiſens, meines Vaters, Hauſe,
Das hinter Bäumen einſam ſich verlor,
Es donnert aus dem Schlummer mich empor,
Den höchſten Standort wähl ich mir im Hauſe
Und ſtehe da mit offnem Ohr.

54.

So fallen Feuerflammen ins Getreide,
Gejagt vom Wind. So ſtürzt der Wetterbach
Sich donnernd nieder von des Berges Heide,
Zertreten liegt, ſo weit er Bahn ſich brach,
Der Schweiß der Rinder und des Schnitters Freude,
Und umgerißne Wälder ſtürzen nach.
Es horcht der Hirt, unwiſſend wo es dröhne,
Vom fernen Fels verwundert dem Getöne.

55.

Jetzt lag es kund und aufgetan,
Wie Danaer auf Treu und Glauben halten,
Das Bubenſtück ſieht man jetzt ſchrecklich ſich entfalten!
Schon liegt, beſiegt vom praſſelnden Vulkan,
Deiphobus majeſtätſche Burg im Staube,
Schon wird Ukalegons, ihr Nachbar, ihm zum Raube,
Vom flammenroten Widerſcheine brennt
Des Meeres Spiegel und das Firmament.

56.

Von lautem Kriegsgeſchrei erzittern jetzt die Zinnen,
Und ſchrecklich ſchmettert des Achivers Horn.
Sinnlos bewaffn' ich mich. Bewaffnet, was beginnen?
Samml' ich der Freunde Schaar, die Veſte zu gewinnen?
Den zweifelnden Entſchluß beflügeln Wut und Zorn.
Will, ruf ich aus, das Schickſal mit uns enden,
So ſtirbts ſich ſchön, die Waffen in den Händen.

57.

Indem ſeh ich, entflohn der Feinde Pfeilen,
Den Prieſter des Apoll bei mir vorüber eilen,
Die überwundnen Götter in der Hand,
Am Arm den kleinen Sohn, flieht er betäubt zum Strand.
O halt, halt an, rief ich, mich zu belehren,
Mein Panthus, was beſchließt das zürnende Geſchick?
Welch feſtes Schloß wird uns noch Schutz gewähren?
Da gibt er ſeufzend mir zurück.

58.

Der Tage letzter iſt vorhanden,
Unwiderruflich fiel das Todesloos,
Einſt gab es Teukrer, und ein Troja hat geſtanden,
Und ſeines Namens Glanz war groß.

Dies alles gab der Götter Grimm dem Sieger,
In Trojas Rauch herrſcht des Achivers Schwert,
Hohnlachend zündet Sinon, der Betrüger,
Und Feinde, Feinde ſpeit das ungeheure Pferd.

59.

Und durch die zweifach offnen Tore wogen
Schon Tauſende und wieder Tauſende einher,
Als aus dem weiten Argos nie gezogen,
Es ſtehen andre mit geſtrecktem Speer,
Mordluſtig hingepflanzt auf engen Wegen;
Des Eiſens Blitz ſtarrt jeder Bruſt entgegen,
Kaum tun die erſten Wachen Widerſtand
Und wagen das Gefecht mit ungewiſſer Hand.

60.

Von dieſen Reden feurig aufgefodert
Und fortgezogen von der Götter Macht,
Flieg ich dahin, wo's höher, heller lodert,
Der Donner ſtürzender Paläſte kracht,
Wo vom Geſchrei und vom Geklirr der Eiſen
Die Luft erbebt, wohin die Furien mich reißen,
Der günſtige Mond gibt mir den trefflichen Epyt
Und Ripheus Stärke zu Begleitern mit.

61.

Auch treten Hypanis und Dymas zu dem Bunde,
Auch Mygdons Sohn Choröbus folgt dem Zug,
Der Unglückſelige, den feurger Liebe Wunde,
Kaſſandrens Werk, zu Trojas Ende trug!
Dem Vater ſeiner Braut bracht er hilfreiche Scharen,
Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren
Im Mund der gottbeſeelten Braut.

62.

Wohlan, beginn ich zu der kampfbegiergen Jugend,
Ihr Herzen, jetzt umſonſt voll Heldentugend,
Gewichen ſind, ihr ſehts, aus allen ihren Sitzen
Die Götter, welche Troja ſchützen,
Treibt euch der Mut, dem kühnen Führer nachzugehn,
Kommt, der entflammten Troja beizuſtehn,
Kommt mit mir, kommt, und fechtend endigt euer Leben!
Beſiegte rettet nichts, als Rettung aufzugeben.

63.

In Flammen ſetzt dies ihres Eifers Glut,
Und, Wölfen gleich, die durch den Nebel ſpürend ſchleichen,
Herausgeſtachelt von des Hungers Wut,
Mit trocknem Gaum erwartet von der Brut,
Gehts zum gewiſſen Tod durch Schwerter und durch Leichen.
Der hohlen Nacht furchtbare Schatten ſtreichen
Rings durch die Straßen. Unſer kühner Mut
Verſchmäht, aus Trojas Mitte zu entweichen.

64.

O Nacht des Grauens, welcher Mund
Spricht deine Schrecken aus, die Todesnot der Meinen,
Wer macht die Opfer, die du würgteſt, kund,
Wo nehm ich Tränen her, ſie zu beweinen?
Sie fällt, die hohe Stadt, ſeit grauem Altertum,
Gewohnt zu herrſchen und zu ſiegen.
Auf Straßen, Schwellen, ſelbſt im Heiligtum
Der Götter ſieht man Totenkörper liegen.

65.

Doch glaube nicht, daß nur trojaniſch Blut
Der Nächte ſchrecklichſte getrunken.
Auch meines Volks erſtorbner Mut
Glimmt auf in manchem Heldenfunken,

Und dann fließt auch des Siegers Blut.
Der Angſt, der Qual, des Jammers Stimmen ſpalten
Des Hörers Ohr, wo nur das Auge ruht,
Des Todes ſchrecklich wechſelnde Geſtalten!

66.

Von Feinden warf zuerſt mit einer großen Schar
Androgeos ſich uns entgegen.
Sein Irrtum ſtellt in uns der Freunde Heer ihm dar.
Auf, Brüder, eilt! ruft er. Woher ſo ſpät, ihr Trägen?
Die andern ſchleppen ſchon das ganze Pergam fort.
Ihr habt erſt jetzt den Schiffen euch entriſſen?
Kaum endigt er, ſo ſagt ihm ein verdächtig Wort,
Daß Feindeshaufen ihn umſchließen.

67.

Sein Fuß erſtarrt, und auf den Lippen ſtirbt die Stimme.
So zittert, wer, in Dornen tief verſteckt,
Die Natter unverhofft mit rauhem Fußtritt weckt.
Ihr blauer Hals ſchwillt an, mit giftgem Grimme
Knirſcht ſie empor, und bleich flieht er zurück.
So wendet bei geſchärftem Blick
Androgeos erſchrocken um. Wir dringen
In ſeine dichte Schar, es miſchen ſich die Klingen.

68.

In Troja fremd und halb von Furcht entſeelt, erliegen
Sie unſerm Arm. Den Anfang krönt das Glück.
Auf, Freunde, ruft erhitzt von dieſen erſten Siegen,
Choröbus, voll von Mut. Es zeigt uns das Geſchick
In dieſem Zufall ſelbſt den Weg zum Leben.
Vertauſcht den Schild! Den griechiſchen Helm aufs Haupt!
Liſt oder Kraft — was wäre Feinden nicht erlaubt?
Die Toten werden Waffen geben.

69.

Er ſprichts, und ſchleunig weht auf ſeinem Haupt
Des fremden Helmes Buſch, Androgeos geraubt,
Er eilt, des Schildes Zierde zu vertauſchen,
Und läßt ein griechiſch Schwert von ſeinen Hüften rauſchen.
Ihm folgt die ganze Jugend und umhängt
Sich ſchnell die friſch gemachte Beute.
So ſtürzen wir, mit Danaern vermengt,
Doch ohne unſern Gott! zum Streite.

70.

Begünſtigt von der blinden Nacht,
Gelingt uns manche heiße Schlacht,
Und mancher Grieche fällt von unſern Streichen,
Schon fliehn ſie ſcharenweis, dem drohenden Geſchick
Am ſichern Bord der Schiffe zu entweichen.
Bis in des Roſſes Bauch ſcheucht ſie die Furcht zurück.
Ach niemand ſchmeichle ſich, im Dünkel großer Taten,
Der Götter Gnade zu entraten!

71.

Was zeigt ſich uns! Selbſt an Tritoniens Altar
Erkühnt man ſich, Kaſſandra zu ergreifen.
Wir ſehn mit aufgelöſtem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel ſchleifen.
Zum tauben Himmel fleht ihr glühend Angeſicht,
Denn, ach! die Feſſel klemmt der Jungfrau zarte Hände.
Choröbus Wahnſinn trägt es nicht,
Er ſucht im Schlachtgewühl ein Heldenende.

72.

Ihm ſtürzt in dicht geſchloſſnen Gliedern
Die ganze Schar der Freunde nach.
Doch ach! von unſern eignen Brüdern
Kommt hier vom höchſten Tempeldach

Ein mördriſch Pfeilgewölk auf uns herabgeflogen.
Des Federbuſches fremde Zier,
Der Schilde Zeichen, welche wir
Verwechſelt, hatte ſie betrogen.

73.

Die Prieſterin uns abzuringen
(Verraten hat uns längſt der Sterbenden Geſchrei)
Umſtürmt uns der Dolopen Schar. Es dringen
Mit Ajax die Atriden ſelbſt herbei.
So wenn im Sturme ſich die Winde heulend ſchlagen,
Der wilde Süd, des Nordes rauhe Macht,
Der mutge Oſt, auf Titans raſchem Wagen,
Es rauſcht des Meeres Grund, des Waldes Eiche kracht.

74.

Jetzt ſehn wir noch zu ganzen Heeren,
Die unſrer Waffen glücklicher Betrug
Vor kurzem noch im finſtern Dunkel ſchlug,
Von ihrer Flucht zurückekehren.
Ihr ſchneller Blick erkennt in dunkler Schlacht
Des Helmes Liſt, der Schilde falſche Zeichen.
Jetzt muß der Augen Wahn dem Klang der Stimmen weichen,
Jetzt ſiegt des Feindes Übermacht.

75.

Es fällt zuerſt, von Penelus durchſtochen,
Choröbus an Tritoniens Altar,
Es fällt, der das Geſetz der Tugend nie gebrochen,
Ripheus, der Redlichſte, den Ilium gebar.
Die Götter richteten nicht ſo! Von Freundesſtreichen
Liegt Hypanis, liegt Dymas hingeſtreckt;
Und kann der Prieſterſchmuck, der dich, o Panthus, deckt,
Kann ſelbſt dein ſchuldlos Herz die Himmliſchen erweichen?

76.

Zeugt mirs, ihr Helden, die ihr längſt verſchieden,
Ihr Todesfackeln meiner Vaterſtadt!
Ob dieſe Rechte je den Kampf gemieden,
Zu eurer Rettung je gefeiert hat?
Ob ich, trotz dem Geſchick, das Leben mir erſchlichen?
Und Schonung mir verdient von des Achivers Speer?
Jetzt riß der Strom mich fort, mir folgen, obgleich ſchwer
Von Alter, Greis Iphyt und Pelias von Stichen.

77.

Zu Priams Burg ruft uns der Stimmen lautſter Hall.
Als raſ'te nirgends ſonſt der Streitenden Gedränge,
Nicht durch ganz Ilium der Waffen wilder Schall,
Erblick ich hier ein fürchterlich Gemenge,
Des Andrangs Ungeſtüm, ergrimmten Widerſtand.
Den Feind ſeh ich die hohen Dächer ſtürmen
Und mit der Schilde dichtgeſchloßnem Band
Sich furchtbar vor den Eingang türmen.

78.

Ich ſehe Leitern an die Mauren legen,
Entſchloſſen klimmt der trotzge Sieger nach,
Die Linke hält den Schild der Pfeile Sturm entgegen,
Feſt klammert ſich die Rechte an das Dach.
Beſchäftigt iſt mein Volk, die Türme abzutragen,
Und mit den Trümmern wird der Stürmende bedroht,
Die letzte Zuflucht ihrer Not,
Wenn alles, alles fehlgeſchlagen!

79.

Herabgeſtürzt ſeh ich die übergoldten Zinnen,
Denkmäler alter königlicher Pracht.
Mit bloßem Schwert wird jeder Weg nach innen
Von einer dichten Schar Dardanier bewacht.

Ein friſcher Mut lebt auf in unſern Seelen,
Der ſchwerbedrängten Burg des Königs beizuſtehn,
Mit Stärke Stärke zu vermählen
Und der Beſiegten Mut mitſtreitend zu erhöhn.

80.

Noch führten zum Palaſt, der Menge unbekannt,
Geheime abgelegne Türen,
Durch deren nie entdecktes Band
Die Zimmer ineinander ſich verlieren.
Oft hatte, frei von des Gefolges Zwang,
Andromache in Trojas ſchönen Tagen
Auf dieſem unbemerkten Gang
Zum frohen Ahn den Enkel hingetragen.

81.

Mich bracht er jetzt zum höchſten Dach hinauf,
Von wo die Teukrier mit ſegenleeren Händen
Verlorne Pfeile niederſenden.
Zum gähen Turm verfolg ich meinen Lauf,
Der übers Dach empor zum Sternenhimmel ſchreitet.
Ganz Ilium liegt vor mir ausgebreitet,
Der feindlichen Gezelte ganzes Heer,
Das ganze ſchiffbedeckte Meer.

82.

Von Tod umringt, zerreißen wir voll Mut
Der Decke ſchon gewichne Fugen
Und ſchleudern ſie auf der Achiver Flut
Mitſamt den Pfeilern, die ſie trugen.
Herunter ſtürzen ſie mit donnerndem Gekrach,
Und weh den Stürmenden, die ſich darunter ſtellten!
Doch friſche Krieger dringen nach,
Der Streit brennt fort, und alle Waffen gelten.

83.

Als wollt er jeden Feind zermalmen,
Pflanzt Pyrrhus ſich im Glanz der Rüſtung vor das Tor,
Der Schlange gleich, genährt von böſen Halmen,
Die giftgeſchwollen ſchlief im eisbedeckten Moor
Und jetzt im neuen Lenz den Panzer von ſich ſtreifet,
Am friſchen Sonnenſtrahl ſich glänzender verjüngt,
Den ſtolzen Nacken hebt, die Spiegelſchuppen ſchleifet
Und einen Blitz in ihrem Munde ſchwingt.

84.

Dicht an ihm ſteht der hohe Periphas,
Nächſt dem Automedon, Achillens Wagenwender,
Es drängt ſich Skyros Jugend an den Paß,
Und nach dem Giebel fliegen Feuerbränder.
Vom Angel haut er ſelbſt das erztbeſchlagne Tor,
Und alle Bänder ſtürzt des Beiles Schwung zu Grunde,
Leicht wird das Holz durchbohrt, das ſeinen Schirm verlor,
Und weit geöffnet klafft des Tores Wunde.

85.

Des innern Hauſes weiter Hof, die Schar
Der Trojer, die den Eingang hüten,
Der alten Könige geheimſte Säle bieten
Dem überraſchten Blick ſich dar,
Und aus den innerſten Gemächern ſtöhnen
Der Männer Schmerz, der Weiber jammernd Ach,
Die ganze Wölbung hallt von Jammerſtimmen nach,
Die in den Wolken widertönen.

86.

Man ſieht der Mütter Heer die weite Burg durchſchweifen,
Zum letzten Lebewohl die Säulen noch umgreifen
Und küſſen den empfindungsloſen Stein.
Ganz mit des Vaters Trotz bricht Pyrrhus ſchon herein.

Ihn hält kein Thor, kein Schwert! Die Türe liegt in Trümmern,
Vom Widder eingerannt, Gewalt macht Bahn,
Tod iſt der erſte Gruß. So fluten ſie heran,
Von Waffen rauſchts in allen Zimmern.

87.

So wütet nicht der hochgeſchwollne Bach,
Der ſchäumend ſeinen Damm durchbrach,
Der Felſen Kerkerwand mit wildem Grimm durchhauen.
Er ſtürzt ins Feld mit trüber Wogen Kraft,
Der Herden Schar auf den ertränkten Auen
Wird mit den Hürden fortgerafft.
Ich ſelbſt ſah, Mord im Blick, den Achilliden
Am Eingang ſtehn, und bei ihm die Atriden.

88.

Ich ſah auch Hekuba, ſah ihre hundert Töchter,
Sah Priam ſelbſt an den Altar geſtreckt,
Den Vater blühender Geſchlechter,
Noch mit dem Blut der Opfer friſch befleckt.
Es tritt der Feind die Saat von fünfzig Ehen,
Der Enkel ſchöne Hoffnung in den Staub,
Die goldne Säule ſtürzt, behangen mit Trophäen,
Und was dem Brand entging, das wird des Würgers Raub.

89.

Dein Mitleid, Fürſtin, wird mich fragen,
Wie König Priam ſeine Tage ſchloß?
So wiſſe denn. Kaum hört er Trojens Stunde ſchlagen
Und ſah den Feind, der durch die Pforten ſich ergoß,
So eilt er, ſich den Panzer anzuſchnallen,
Der die entwöhnten Glieder niederzog,
Umhängt das Schwert, das längſt der Scheide nicht entflog,
Und ſtürzt zur Schlacht, als Fürſt zu fallen.

90.

Es ſtieg in des Palaſtes mittlerm Raume
Ein hoher Altar in des Äthers Plan.
Ihn fächelte von einem alten Lorbeerbaume
Die nachbarliche Kühlung an.
Gleich ſcheuen Tauben, die das donnerſchwüle Wetter
Zuſammentrieb, lag dorten Hekuba
Mit allen Töchtern kniend da
Und ſchloß in ihren Arm die unerweichten Götter.

91.

Jetzt ſah ſie den Gemahl, bereit zur Gegenwehr,
Im jugendlichen Schmuck der Waffen ſich bewegen.
Unglücklicher, wohin? ruft ſie ihm bang entgegen,
Was für ein Wahnſinn reichte dir den Speer?
Und wäre ſelbſt mein Hektor noch zugegen,
Jetzt helfen Schwert und Lanzen uns nichts mehr.
Hieher tritt! Dieſes Heiligtum ſchützt alle,
Wo nicht, vermählt uns doch im Falle!

92.

Sie ſprachs und zog ihn zu ſich hin und ließ
Im Prieſterſtuhl den Greis ſich niederſetzen.
Da kam, von Pyrrhus mörderiſchem Spieß
Durchbohrt, ſein Sohn Polit, bluttriefend, voll Entſetzen,
Der Feinde Haufen durch, den weiten Bogengang
Dahergerannt. Sein Blick ſucht in der öden Leere
Der weiten Zimmer Schutz, den ſchon gewiſſen Fang
Verfolgt Neoptolem mit mordbegiergem Speere.

93.

Schon haſcht ihn ſein furchtbarer Arm,
Und über ihm ſieht ſchon den Stahl der Vater ſchweben,
Noch flieht er bis zu Priams Fuß, und warm
Entquillt in Strömen Bluts das junge Leben.

Nicht länger ſchweigt das Vaterherz,
Obgleich verurteilt von des Mörders Grimme,
Erhebt er fürchterlich des Zornes Donnerſtimme
Und heult in dieſe Worte ſeinen Schmerz.

94.

Für dieſe Freveltat, für dieſen bittern Hohn,
Für dies verfluchenswürdige Erkühnen,
Wenn noch Gerechtigkeit wohnt auf der Götter Thron,
Erwarte dich, wie ſolche Taten ihn verdienen,
Dich, Ungeheur, ein grauſenvoller Lohn!
Dich, dich, der mit verruchtem Bubenſtücke,
Mit dem erwürgten lieben Sohn
Gefoltert hat die väterlichen Blicke!

95.

So wahrlich hielts mit ſeinem Feinde nicht
Achill, den du zum Vater dir gelogen.
Es ehrte mit errötendem Geſicht
Der Held mein Alter und der Liebe Pflicht,
Als ich zu ihm, ein Flehender, gezogen.
Er weigerte mir Hektors Leichnam nicht,
Des Toten Feier würdig zu begehen,
Und ließ mich Troja wiederſehen.

96.

Mit dieſen Worten ſchleudert er den Schaft,
Der ohne Klang der ſchwachen Hand enteilet
Und, aufgefangen von des Gegners Kraft,
Des Schildes Spitze kaum zerteilet.
Geh denn, erwidert Pyrrhus ihm voll Hohn,
Sag dem Achill, wie ſehr ihn meine Taten ſchänden!
Verklage dort den tiefgeſunknen Sohn,
Jetzt aber ſtirb von meinen Händen!

97.

Er reißt den Zitternden, dies ſagend, zum Altare,
Der noch vom Blut des Kindes raucht,
Faßt mit der linken Hand die ſilbergrauen Haare,
Indes die Rechte tief ſich in den Buſen taucht.
So endigt Priamus. Sein Aug ſah Troja brennen,
Die über Aſien den Szepter ausgeſtreckt.
Jetzt ein gigantſcher Rumpf, am Meeresſtrand entdeckt,
Es fehlt das Haupt, und niemand kann ihn nennen.

98.

Jetzt wird zum erſtenmal von Furcht mein Herz erfüllt.
Des alten Königs letztes Blaſſen
Weckt mir des eignen teuren Vaters Bild,
Zeigt mir mein Haus im Schutt, Gemahlin, Kind verlaſſen.
Ich ſpähe ringsum, wer mir folgen kann,
Ach, matt vom Streit ſind alle längſt verſchwunden.
Hier hatten ſie vom Turm den kühnen Sprung getan,
Dort in den Flammen ihren Tod gefunden.

99.

So war ich denn der Einzigübrige von allen,
Als meinem Blick, der durch die Gegend fleugt,
Des Brandes heller Schein in Veſtas Tempelhallen
Die Tochter Tyndars ſprachlos ſitzend zeigt.
Der Griechen Furie, der Phrygier Verderben,
Bang, durch des Gatten ſtrenges Strafgericht,
Bang, durch der Teukrier gerechte Wut zu ſterben,
Barg ſie im Heiligtum ihr bleiches Angeſicht.

100.

Mein Zorn entbrennt. Es reißt mich hin, ſie zu durchbohren.
Zu rächen mein zerſtörtes Vaterland.
Was? Troja ſetzte ſie in Brand
Und zöge prangend ein in Lacedämons Toren,

Die Teukrer hinter ſich in ſklaviſchem Gewand?
Sie ſähe Gatten, Kinder, Eltern, Vaterland?
Sie dürfte mit das Siegesfeſt begehen?
Nein! das wird nimmermehr geſchehen!

101.

Mags ſein, daß des geſtraften Weibes Blut
Des Mannes Schwert nicht ehrt, den leichten Sieger ſchändet,
Genug, ich ſättige der Rache heiße Glut,
Der Frevel wird geſtraft, gerächt der Freunde Blut
Und eine Schuldige dem Orkus zugeſendet.
So ſprach aus mir des eiteln Grimmes Wut,
Als plötzlich, ſchön, wie ſie ſich nimmer mir gezeiget,
Der Mutter Glanzgeſtalt ſich zu mir neiget.

102.

Ganz Göttin, ganz umfloſſen von dem Lichte,
Worin ſie ſteht vor Jovis Angeſichte,
Durchſchimmerte ihr Glanz die Dunkelheit:
Von welcher Wut, mein Sohn, von welcher Wunde
Entbrennt dein Herz? ertönts von ihrem Roſenmunde,
Indem ihr Arm zu ſtehen mir gebeut.
Wohin mit dieſen wütenden Gebärden?
Was ſoll aus deiner Mutter werden?

103.

Du willſt nicht lieber ſehn, ob dein Askan noch lebt,
Wo du des Vaters graues Haupt verlaſſen,
In welchen Nöten jetzt dein Weib Kreuſa ſchwebt,
Die der Achiver Schwärme rings umfaſſen,
Längſt ohne mich ein Raub des Feuers oder Schwerts?
Nicht die ſpartaniſche Helena laß büßen,
Nicht Paris klage an. Da! zürne himmelwärts!
Die Götter ſinds, die Trojas Untergang beſchließen!

104.

Blick auf: Der Nebel ſei zerſtreut,
Der noch mit Finſternis dein ſterblich Aug umhüllet.
Doch werde ſtreng von dir erfüllet,
Was deine Mutter dir gebeut.
Du ſiehſt, wie Staub und Rauch in ſchwarzen Fluten ſteiget,
Siehſt Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft.
Das iſt Neptun, der Trojas Feſte ſchleift,
Und mit dem Dreizack ihre Mauren beuget.

105.

Am Skäertor ſiehſt du Saturnia,
Die Unbarmherzige, in rauhem Eiſen blinken,
Siehſt von den Schiffen ſie ſtets neue Feinde winken.
Auf Pergams Turm ſiehſt du Tritonia,
In ihrer Hand der Gorgo Schrecknis, blitzen,
Du ſiehſt — o fliehe, fliehe, teurer Sohn,
Des Himmels König ſelbſt auf Idas düſterm Thron
Den Feinden Kräfte leihn, die Himmliſchen erhitzen.

106.

Gib auf die eitle Gegenwehr.
O ſäume nicht, noch zeitig zu entrinnen,
Noch unverletzt wirſt du dein Haus gewinnen,
Ich bin mit dir. Sie ſprachs und — Nacht war um mich her.
Und mir erſchienen, mit des Grimmes Falten,
Der hohen Götter feindliche Geſtalten,
Verwüſtung, Einſturz, Grauſen um und um,
In Aſche ſank vor mir ganz Ilium.

107.

So, wenn der Pflüger Schar, auf hoher Bergesheide,
Der Äxte mörderiſche Schneide
Auf den bejahrten Stamm der wilden Eſche zückt.
Sie murrt erzürnt herab, die ſchwanke Krone nickt,

Erschüttert rauscht der dichtbelaubte Wipfel;
Bis von der Wunden Macht besiegt,
Sie ächzend sich herunter wiegt,
Und sich zermalmend wälzt von des Gebirges Gipfel.

108.

Jetzt eil ich fort. Durch Flammen, Schwert und Leichen
Führt unbeschädigt mich ein Gott, es weichen
Die Lanzen vor mir aus, das Feuer macht mir Bahn.
Schon hab ich mich zur Wohnung durchgeschlagen,
Mit dem verehrten Vater fang ich an,
Ihn will ich rettend erst auf das Gebirge tragen,
Umsonst bestürmt ihn seines Sohnes Flehn.
Ihm grauts, verbannt zu sein in seinen alten Tagen,
Mit Troja will er untergehn.

109.

Ihr andern, ruft er aus, in deren festen Brüsten
Der Jugend üppige Gesundheit glüht,
Spart euch für beßre Tage — flieht!
Wars mir von Zeus bestimmt, des Lebens Rest zu fristen,
So war er Gott genug, den Flammen selbst zum Hohn
Ein Haus mir zu verleihn. Genug, daß einmal schon
Dies graue Haupt den Fall Dardaniens betrauert,
Genug, daß es ihn einmal überdauert!

110.

So will ich es. Jetzt, Kinder, nehmt
Den letzten Abschied von Anchisen.
Den Weg zum Tode find ich selbst, es schämt
Der Feind sich nicht, mein Blut mitleidig zu vergießen.
Er zieht mich aus. Gleichviel, begraben oder nicht!
Die Götter hassen mich, wozu noch länger tragen
Des siechen Lebens lastendes Gewicht,
An Taten leer, seitdem mich Jovis Blitz geschlagen!

111.

Er ſprachs, und unbeweglich blieb er ſtehn,
Ihn beugt nicht unſer heißes Dringen,
Nicht ſeines Enkels, nicht Kreuſens Händeringen,
Nicht unſrer Tränen Bund, die ſtrömend zu ihm flehn,
Durch ſolchen Trotz doch nicht den Tod herbeizurufen,
Nicht uns, uns alle, mit in ſeinen Fall zu ziehn.
Er bleibt auf ſeinem Nein und weicht nicht von den Stufen,
Aufs neu muß ich dem Tod entgegen fliehn.

112.

Denn, Götter, welche Wahl ward mir gegeben!
Dich, Vater, ließ ich fliehend hinter mir?
Solch grauſames Begehren kam von dir?
Iſts Jovis Schluß, ſoll nichts die Heimat überleben,
Beharreſt du darauf, daß uns derſelbe Tod
Vereinige. Wohlan, der Wunſch iſt zu erhören.
Schon naht, von Priams Blut und ſeines Sohnes rot,
Neoptolem, bereit, der Opfer Zahl zu mehren.

113.

Und darum führteſt du durch Schwert und Feuer,
Erhabne Mutter, deinen Sohn? Ich ſoll den Feind
Auch hier noch wüten ſehn, ſoll alles, was mir teuer
Und teuer iſt, in einem Fall vereint,
An ſeinem Speere ſich verbluten ſehen?
O Waffen, Waffen her! Der letzte Tag bricht an.
Laßt uns aufs neu dem Feinde ſtehen,
Nicht ungerochen ſtirbt, wer männlich fechten kann!

114.

Sogleich gürt ich das Schwert mir um den Leib,
Und in des Schildes Griff muß ſich die Linke fügen.
So gehts zum Tor. Ach, hier ſeh ich mein teures Weib,
Den Kleinen zu mir neigend, vor mir liegen.

Zum Tod gehſt du, ruft ſie, ſo nimm auch uns mit fort!
Doch hoffſt du Rettung noch von deinen Heldenarmen,
So bleib und ſchütze dieſen Ort.
Was wird aus uns? Wer wird der Deinen ſich erbarmen?

115.

So ruft ſie heulend und erfüllt
Das ganze Haus mit ihren Schmerzen,
Als unverhofft, da wir den kleinen Julus herzen,
Dem überraſchten Blick ein Wunder ſich enthüllt.
Sieh! von des Knaben Scheitel quillt
Helleuchtend eine Feuerflocke,
Sie wächſt, indem ſie niederfällt, und mild
Durchkräuſelt ſie die unverſehrte Locke.

116.

Schnell ſchütteln wir ſie weg und eilen, für Askan
Beſorgt, die heilge Glut mit Waſſer zu erſticken,
Anchiſes aber ſtreckt die Hände himmelan
Und dankt hinauf mit freudehellen Blicken:
Jetzt endlich, großer Zeus! Jetzt, jetzt ſind wir erhört!
O blick, wenn anders Bitten dich bewegen,
Mit Huld auf uns herab, und, ſind wirs wert,
Verleih uns Schutz, bekräftge dieſen Segen.

117.

Er ſpricht es, und zur Linken kracht
Ein lauter Donnerſchlag. In ſchönem Strahlenbogen
Kommt durch die weit erhellte Nacht
Ein funkelndes Geſtirn geflogen,
In unſerm Zenith ſtieg es auf und zog
Die Silberfurche hin nach Idas Triften,
Den Weg uns zeigend, den es flog,
Die ganze Gegend raucht von Schwefeldüften.

118.

Von dieſer Zeichen Macht beſiegt,
Rafft ſich Anchiſes auf und betet zu dem Sterne.
Fort, ruft er, fort. Die Zeit iſt koſtbar. Fliegt.
Führt mich von dannen, ſeis auch noch ſo ferne.
Euch Götter, die dies Zeichen uns geſandt,
Vertrau ich dieſes Kind, vertrau ich dieſe beiden,
In eurer Obhut ſteht das Vaterland.
Jetzt komm, mein Sohn. Ich folge dir mit Freuden.

119.

Und lauter, immer lauter hört man ſchon
Des Brandes nahe Feuerflammen krachen.
Auf, Vater, ruf ich, auf! Ich trage dich, den Schwachen,
Leicht drückt des Vaters teure Laſt den Sohn.
Was nun auch kommen mag, wir teilen Tod und Leben,
Die Hand will ich dem Kleinen geben,
In einger Ferne folgt Kreuſa ſtill.
Ihr Knechte, merkt, was ich jetzt ſagen will.

120.

Gleich vor der Stadt ſteht ihr an einem Felſenhange,
Den ein verlaſſner Ceres-Tempel ſchmückt,
Daneben ein Zypreſſenbaum, ſeit lange
Mit Andacht von den Vätern angeblickt.
Dort treffen wir uns, in verſchiednen Scharen!
Du, Vater, wirſt die Heiligtümer wahren.
Wie dürfte ſie, noch nicht genetzt von friſcher Flut,
Berühren dieſe Hand voll Blut!

121.

Sogleich wird ein Gewand den Schultern umgehangen,
Vom Rücken wallt noch eine Löwenhaut,
Ich neige mich, die Laſt des Vaters zu empfangen,
Der Rechten wird mein Julus anvertraut,

Der neben mir mit kürzern Schritten eilet,
Und hinter unſerm Rücken weilet,
Zu hintergehn den laurenden Verdacht,
Kreuſens Schritt. — So fliehn wir durch die Nacht.

122.

Wie oft auch ſonſt im wildeſten Gemenge
Der Schlacht mein Buſen unerſchüttert blieb,
Wie wenig mir der Feinde furchtbarſtes Gedränge
Die Röte von den Wangen trieb,
Jetzt machte jeder Laut mich beben,
Mir ſchauerte vor jedes Lüftchens Zug,
Beſorgt für des Begleiters Leben,
Bang für die Bürde, die ich trug.

123.

Schon ſehn wir uns mit raſchen Schritten
Unſern dem Tore, frei von feindlicher Gewalt,
Als ein Geräuſch von Menſchentritten
In die erſchrocknen Ohren ſchallt,
Und durch der Finſterniſſe Schleier
Sah meines Vaters Furcht der Schilde blitzend Feuer,
Der Helme blanke Sonnen glühn.
Sie ſinds, ruft er, o laß uns eilends fliehn!

124.

Noch heute weiß ich nicht, welch feindliches Geſchick
Den Mut mir nahm, die Sinne mir verwirrte
In dieſem unglücksvollen Augenblick?
In unwegſame Gegenden verirrte
Mein Fuß, ach hielt ein Gott Kreuſen mir zurück?
Verlor ſie ſich auf unbekannten Pfaden?
Blieb ſie ermattet ſtehn? Ich hab es nie erraten.
Verſchwunden war ſie ewig meinem Blick!

125.

Und erſt, als am bezeichneten Altar
Verſammelt waren alle Seelen,
Ward ich den ſchrecklichen Verluſt gewahr,
Sah ich von allen ſie allein uns fehlen.
Wen im Olymp ſchalt nicht mein blutend Herz,
Wen klagt mein Grimm nicht an auf Tellus weitem Runde!
Was war mir gegen dieſen Schmerz
Des Reiches Fall und Trojas letzte Stunde?

126.

In der Gefährten treuer Hand
Verlaß ich Julus und Anchiſen
Und unſrer Götter heilges Pfand:
Im Tal wird ihnen Zuflucht angewieſen.
Ich ſelber wende mit dem blanken Stahl
Zur Stadt zurück. Gälts auch, ganz Troja zu durchſpähen,
Mein Schluß ſteht feſt, der Schrecken ganze Zahl
Und jegliche Gefahr von neuem zu beſtehen.

127.

Erſt eil ich nach dem Tor, das Rettung uns gewährt,
Und meiner Tritte Spur muß mir den Rückweg zeigen.
Mir graut bei jedem Schritt, es ſchreckt mich ſelbſt das Schweigen,
Vielleicht daß ſie zur Wohnung umgekehrt,
Drum eil ich hin, was dort mich auch bedrohe,
Hier herrſcht bereits der Feind. Vom Wind gegeißelt, wehn
Die Flammen ſchon bis an des Giebels Höhn,
Zum Himmel ſchlägt die fürchterliche Lohe.

128.

Des Königs Burg wird jetzt aufs neu von mir beſucht;
Hier hüten Phönix und Ulyß, von allen
Achivern auserwählt, in den geräumgen Hallen,
Wo Junos Freiheit iſt, des blutgen Raubes Frucht.

Hier ſeh ich unter Trojas reichen Schätzen,
Dem Feuer abgejagt, der Tempel goldne Zier.
In langen Reihn, gelagert ſeh ich hier
Der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entſetzen.

129.

Kühn ließ ich durch die totenſtille Nacht,
Verlorne Müh! der Stimme Klang erſchallen,
Ließ durch ganz Ilium den teuren Namen hallen,
In eitelm Suchen hab ich Stunden hingebracht,
Als ein Geſicht, der ähnlich, die ich miſſe,
Gigantſcher nur, als ſie im Leben war,
Daher tritt durch die Finſterniſſe,
Mir grauſts, der Atem ſtockt, zu Berge ſteigt mein Haar.

130.

Warum, ruft es mich an, mit Suchen dich ermüden?
Wozu, geliebteſter Gemahl,
Des langen Forſchens undankbare Qual?
Kreuſens Schickſal hat ein Gott entſchieden.
Nie, nie wirſt du auf deinem irren Pfad
Von deiner Gattin dich begleitet ſehen.
Dagegen ſetzt ſich Jovis Rat,
Der droben herrſcht in des Olympus Höhen.

131.

Ein Flüchtling wirſt du lang den Wogen dich vertrauen,
Bis dein geduldger Mut Heſperien erringt,
Durch deſſen ſegenvolle Auen
Der lydſche Tiberſtrom die ſtillen Fluten ſchlingt.
Dir winkt an ſeinen lachenden Geſtaden
Ein Thron und einer Königstochter Hand,
Drum höre auf, in Tränen dich zu baden
Um das zerrißne Liebesband.

132.

Ich werde nicht der Griechen Städte ſteigen,
Nicht jubeln ſehn der Stolzen Vaterland,
Nicht vor den Griechinnen die Sklavenkniee beugen,
Ich, Dardans Enkelin, der Venus anverwandt!
Es hält bei Priams umgeſtürztem Throne
Der Götter hohe Mutter mich zurück.
Leb wohl! Dich grüßt mein letzter Blick!
Leb wohl und liebe mich in unſerm teuren Sohne!

133.

Auf meiner Zunge ſchwebt noch manches Wort,
Noch manchen Laut will ich von ihren Lippen ſaugen,
In dünne Lüfte war ſie fort,
Ihr folgen weinend meine Augen.
Dreimal will ich in ihre Arme fliehn,
Dreimal entſchlüpft das Bild dem feurigen Berühren,
Gleich leichten Nebeln, die am Hügel ziehn,
Ein Traum, den Titans Pferde raſch entführen.

134.

Schnell wend ich jetzt, (der Tag fing an zu grauen)
Zu den Gefährten um. Verwundert fand ich hier
Ein neues großes Heer von Jünglingen und Frauen,
Des Elends Kinder! gleichgeſinnt mit mir,
Auf fremdem Strand ſich anzubauen.
Entſchloſſen ſtrömten ſie mit Hab und Gut herbei,
Bereit, durch welche Fluten es auch ſei,
Sich meiner Führung zu vertrauen.

135.

Der Stern des Morgens ſtieg empor
Auf Idas hoher Wolkenſpitze
Und leuchtete der Sonne Wagen vor.
Geſperrt hielt der Achiver jedes Tor,

Und nirgends Hoffnung mehr, die väterlichen Sitze
Zu retten von der Feinde Flut.
Ich weiche dem Geſchick. Die Schultern beugen
Sich unter meines Vaters Laſt, mit Mut
Raff ich mich auf, den Ida zu beſteigen.

Dido.

Viertes Buch der Aeneide.

1.

Längſt aber krank vom Pfeil des Liebesgottes, nährt
Die Königin ein Feur, das heimlich ſie verzehrt,
Mit immer wachſender Begier umranken
Des teuren Gaſtes Bild die trunkenen Gedanken,
Des Volkes Glanz, des Führers Heldenmut.
Sein Anblick, ſeine Worte brannten
Tief in ihr Herz, noch nie gefühlte Kämpfe bannten
Den ſüßen Schlaf aus dem empörten Blut.

2.

Kaum zog Aurorens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg, als ihres Buſens Fülle
Ins gleichgeſtimmte Herz der Schweſter überwallt.
Ach, welche Zweifel ſinds, die ſchlaflos mich durchbohren!
Geliebte, welcher Gaſt zog ein zu unſern Toren!
Wie edel! welche männliche Geſtalt!
Wie groß ſein Mut! Sein Arm wie tapfer im Gefechte!
Gewiß er ſtammt von göttlichem Geſchlechte!

3.

Durch welche Prüfung ließ das Schickſal ihn nicht gehn!
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen,
Du hörteſt, welche Schlachten er geſchlagen!
Ja, könnte Liebe je in dieſer Bruſt erſtehn,

Seit mein Sichäus in das Grab geſtiegen,
Und wäre mein Entſchluß, mein Abſcheu zu beſiegen
Vor Hymens Fackel — ſoll ich dirs geſtehn?
Dem einzgen Manne könnt ich unterliegen.

4.

Ja, Anna, ohne Rückhalt ſoll vor dir
Das Herz der Schweſter ſich entfalten.
Seitdem ein Brudermord Sichäus mir
Entriß, für den des Buſens erſte Seufzer wallten,
Seit meiner Flucht war dies der erſte Mann,
Der meinem Herzen Neigung abgewann,
Der erſte, ſag ich dir, der mich zum Wanken brachte,
Neu iſt die Glut erwacht, die einſt mich ſelig machte.

5.

Doch eher ſchlinge Tellus mich hinab,
Mich ſchleudre Jovis Blitz hinunter zu den Schatten,
Zu des Avernus bleichen Schatten,
Hinunter in das ewig finſtre Grab,
Eh daß ich deine heiligen Geſetze,
Schamhaftigkeit, und meinen Eid verletze.
Er nahm mein Herz dahin. Ihm wars zuerſt geweiht.
Sein bleibts in alle Ewigkeit.

6.

Sie ſprichts, und ihren Schoß betauen milde Zähren.
O! über alles mir Geliebte, gibt
Die Schweſter ihr zurück, allein und ungeliebt
Willſt du verblühn, den Wurm des Kummers ewig nähren?
Die Wonne, die aus ſüßen Kindern lacht,
Cytherens Freuden dir verſagen?
Nach ſolchen Opfern, meinſt du, fragen
Die Toten in des Abgrunds Nacht?

7.

Und ſeis! hat denn der vielen Freier einer
Dein kummerkrankes Herz zur Liebe je geneigt?
Von allen kriegeriſchen Fürſten keiner,
Die Afrika in ſeinem Schoß gezeugt.
Selbſt der, vor dem die Libyer erbeben,
Den Tyrus längſt gehaßt — ſelbſt Jarbas konnt es nicht;
Und einer Neigung willſt du widerſtreben,
Für die dein Herz ſo mächtig ſpricht?

8.

Vergaßeſt du, wo du dich eingewohnet,
Daß ohne Zaum hier der Numider jagt,
Der unbezwungne Getuler hier thronet,
Die Syrte dort die Landung dir verſagt;
Hier unwirtbare Wüſten dich umgrauſen,
Dort der Barzäer wilde Völker hauſen,
Der Bruder ſelbſt, des Habſucht du entflohn,
Und Tyrus Waffen dich von Oſten her bedrohn?

9.

Glaub mir, die Götter, die dich lieben,
Lucina ſelber wars, die an Karthagos Strand
Die Schiffe dieſer Fremdlinge getrieben.
Welch eine Stadt ſeh ich durch dieſes Eheband,
Welch einen Thron, o Schweſter, ſich erheben!
Zu welchen ſtrahlenvollen Höhn
Wird der Karthager Name ſchweben,
Wenn ſolche Helden uns zur Seite ſtehen!

10.

Verſöhne du nur erſt der Götter Zorngericht
Durch friſcher Opfer Blut. Die Fremdlinge zu angeln,
Laß an gefälliger Bewirtung nichts ermangeln,
An Gründen, ſie zu feſſeln, fehlt es nicht.

Seht die zerbrochnen Schiff'! Seht, wie die Nebel rauchen,
Die See noch ſtürmt, Orion Regen zieht! —
So wußte die zur Glut den Funken aufzuhauchen,
Die Hoffnung tritt herbei, und das Erröten flieht.

11.

Jetzt fragt ſie das Geſchick an blutigen Altären.
Dir, Phöbus, der das Künftige enthüllt,
Dir, ſtädtegründende Demeter, quillt
Zweijährger Rinder Blut, dir, Bromius, zu Ehren,
Vor allen, Juno, dir, der Ehen Schützerin.
Vor dem Altar ſieht man die ſchönſte aller Frauen,
Den Becher in der Hand, Karthagos Königin,
Des weißen Rindes Haupt mit heilger Flut betauen.

12.

Bald geht ſie vor der Götter Angeſicht
An den noch dampfenden Altären auf und nieder,
Beſchenkt die ſchon Beſchenkten wieder
Und forſcht, was, rauchend noch, das Eingeweide ſpricht.
Betörtes Sehervolk! Befreien
Gebet und Opfer wohl das ſchwerbefangne Herz?
Am innern Mark zehrt der verhehlte Schmerz
Und ſpottet eurer Träumereien.

13.

Der Flammen unheilbare Pein
Treibt ſie, Karthagos Stadt im Wahnſinn zu durcheilen,
So flieht die Hindin, die in Kretas Hain
Mit zwecklos abgeſchoßnen Pfeilen
Der ferne Jäger traf. In ihrem Fleiſch das Rohr
Des Todes, das der Feind verlor,
Betaut ſie die durcheilten Felder
Mit ihrem Blut und Diktys finſtre Wälder.

14.

Jetzt führt sie durch Karthago ihren Gast,
Zeigt prahlend ihm der Mauren stolze Last,
Und läßt vor seinem Blick die Größe Sidons prangen.
Ein flüchtiges Gespräch wird schüchtern angefangen,
Schnell reißt die Furcht es wieder ab. Kaum bricht
Der Abend ein, so winkt das Mahl; sie fodert
Von Trojens Fall aufs neu von ihm Bericht
Und nährt die Glut, die in dem Herzen lodert.

15.

Trennt endlich sie der strenge Ruf der Nacht,
Und winkt der Sterne bleichend Licht zum Schlummer,
So nährt sie einsam ihren Kummer,
Und sein verlaßnes Polster wird bewacht.
Abwesend hört sie ihn, verschlingt sie seine Züge,
Herzt in Askan des teuren Vaters Bild,
Ob sie vielleicht die Leidenschaft betrüge,
Die glühend ihren Busen füllt.

16.

Der Türme hochgeführte Lasten
Erlahmen bald in ihrem muntern Lauf.
Kein Wall, kein Giebel steigt mehr auf,
Und tausend fleißge Hände rasten.
Der Jugend müßger Arm entwöhnt sich von dem Speer,
Im Hafen tönt kein Hammer mehr,
Und unvollendet trauert das Gerüste,
Das prahlend schon die Wolken küßte.

17.

Als Zeus Gemahlin sie von Liebesflammen brennen
Und selbst des Rufes Stimmen trotzen sah,
Begann sie so zur schönen Cypria:
Glorwürdiges — man muß bekennen!

Habt ihr vollbracht, du und dein wackrer Sohn!
Mit reichem Raub zieht ihr davon!
Ein wahres Heldenwerk, ein Weib zu überliſten!
Wert, daß zwei Götter ſich mit ihrer Allmacht rüſten!

18.

So ſcheint es doch, man habe meinen Sitzen
Und meiner Puner Treu nicht ſonderlich getraut?
Doch wo das Ziel? Wozu in Kämpfen uns erhitzen?
Laß Friede ſein, und Dido werde Braut.
Du haſts erreicht. Sie liebt. Sie raſt von Liebesflammen.
Seis denn. Sie werde dieſes Phrygers Magd,
Dir ſei der Tyrer Volk zum Mitgift zugeſagt,
Wir beide ſchützen es zuſammen.

19.

Cytherens Blick durchdrang der Rede liſtgen Sinn,
Das Reich Italiens, den Teukriern entriſſen,
In Libyens Grenzen einzuſchließen,
Und ſchlau erwidert ihr der Schönheit Königin:
Wer wäre Tor genug, mit deiner Macht zu ſtreiten,
Und dein Erbieten feindlich zu verſchmähen?
Nur müßte, was durch uns geſchehen,
Das Glück zum guten Ende leiten.

20.

Zu wenig bin ich ſelbſt mit dem Geſchick vertraut,
Doch wird es Jupiter geſtatten,
Daß der Trojaner an den Tyrer baut,
Daß beide Völker ſich in eins zuſammen gatten,
In eine Nation vereint durch ewgen Bund?
Du, ſeine Gattin, magſt dich bittend an ihn wenden,
Neig ihn durch deinen hochberedten Mund,
Ich will das übrige vollenden.

21.

Darüber laß Saturnien gewähren,
Gibt ihr des Himmels Königin zurück.
Doch, wie dies dringende Geſchäft mit Glück
Zu enden ſei, laß mich vor allem dich belehren.
Sobald der erſte Morgen tagt
Und Titans Strahlen kaum die junge Welt beſcheinen,
Führt in den nächſtgelegnen Hainen
Die Liebestrunkene den Teukrer auf die Jagd.

22.

Wenn das Geſchwader nun auf flügelſchnellen Roſſen
Dahinſchwebt, mit dem Garn das Wildgeheg umzäunt,
Send' ich von oben her, vermengt mit ſchwarzen Schloßen,
Ein Ungewitter ab; der Himmel ſcheint
Im Wolkenbruch herabgefloſſen,
durch die zerißnen Lüfte kracht
Mein Donnerhorn, und undurchſichtge Nacht
Trennt von dem Fürſtenpaar die fliehenden Genoſſen.

23.

In einer Grotte wird alsdann die Königin
Mit dem Trojaner ſich zuſammen finden,
Dort werd ich gegenwärtig ſein und, bin
Ich deiner nur gewiß, auf ewig ſie verbinden.
Dort kröne Hymen ihrer Herzen Bund! —
Ihr winkt Cythere zu mit hochzufriednen Blicken,
Ein Lächeln ſchimmert um der Göttin Mund,
Daß ihrs geglückt, die Feindin zu berücken.

24.

Indes war Eos leuchtendes Geſpann
Aus blauer Wogen Schoß geſtiegen.
Beim erſten Gruß der Göttin fliegen
Karthagos Pforten auf, es fluten Roß und Mann

In munterm Schwarm laut lärmend durch die Felder,
Das weite Garn, den Jagdſpieß in der Hand,
Kommt der Maſſylier im Flug daher gerannt,
Es ſchnaubt der Doggen Spürkraft durch die Wälder.

25.

Am Eingang des Palaſtes harrt
Der Königin, die noch am Putztiſch ſäumet,
Der Puner Fürſtenſchar, und an den Stufen ſcharrt,
In Gold und Purpur prächtig aufgezäumet,
Das ſtolze Roß der edeln Jägerin
Und knirſcht voll Ungeduld in die beſchäumten Zügel.
Auftun ſich endlich des Palaſtes Flügel,
Umringt von Volk, erſcheint Karthagos Königin.

26.

Ein tyriſch Oberkleid, geſchmückt
Mit buntem Saum, umfließt die ſchönen Glieder,
Durch ihre Locken iſt ein goldnes Netz geſtrickt,
Vom Rücken ſchwankt der volle Köcher nieder,
Von goldnem Haken wird der Purpur aufgeknüpft.
Ihr folgt der Phryger Schar, mit kindſchem Jubel hüpft
Askan voraus, und alle zu verdunkeln,
Sieht man Aeneen ſelbſt in mittlern Reihen funkeln.

27.

So wenn Apoll zu Delos heimſchem Herd
Von ſeinem Winterſitz am Xanthus wiederkehrt —
Da lebt Geſang und Tanz! die feſtlichen Altäre
Umjauchzt der Agathyrſen bunte Schar,
Der Kreter, der Dryopen Heere.
Er ſelbſt, den zarten Zweig des Lorbeers in dem Haar,
durch deſſen Wellen ſich ein goldnes Band gezogen,
Steigt von des Cynthus Höhn, und ihn umrauſcht der Bogen.

28.

So majeſtätiſch zog Aeneas jetzt heran.
Kaum hatte man der Berge Höhn erſtiegen,
Kaum aufgeſcheucht das Wild auf unwegſamer Bahn,
So werfen Gemſen ſich und wilde Ziegen
Im Sprung vom ſteilen Fels, und vom Gebirge fliegen
Durch der Gefilde weiten Plan
Der Hirſche ſcheue Herden, von den Wogen
Des aufgerührten Staubs den Blicken bald entzogen.

29.

Den raſchen Renner tummelt ab und auf
Askan im tiefen Tal, mit kindiſchem Vergnügen,
Bemüht, in vogelſchnellem Lauf
Jetzt dieſen, jenen dann wetteifernd zu beſiegen.
Wie feurig lechzt ſein junger Mut,
Zu treffen auf des Ebers Wut,
Und einmal doch in dieſem ſcheuen Haufen
Auf einen Löwen anzulaufen!

30.

Indeſſen kracht des Himmels ganzer Plan
Von fürchterlichen Donnerſchlägen.
Auf ſchwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
Geborſtner Wolken Flut, des Hagels finſtern Regen,
Erſchrocken fliehen auf zerſtreuten Wegen
Die Punier, die Teukrer mit Askan,
In Klüften ſich, in Höhlen einzuſchließen,
Indem von Bergen ſchon ſich Wetterbäche gießen.

31.

In einer Felſenkluft, Eliſa, findeſt du
Mit dem Trojanerfürſten dich zuſammen,
Dem Bräutigam führt Juno ſelbſt dich zu,
Und Mutter Tellus winkt. Der Horizont in Flammen

Bezeigt den unglückſelgen Liebesbund,
Statt Hochzeitsfackeln leuchten dir die Blitze,
Und heulend ſtimmt der Oreaden Mund
Dein Brautlied an auf hoher Felſenſpitze.

32.

Der Fürſtin Glück entfloh mit dieſem Tag.
Nichts kann aus ihrem Taumel ſie erwecken.
Nicht das verklagende Gerücht vermag
Aus ihrer Trunkenheit die Raſende zu ſchrecken.
Jetzt kein Gedanke mehr, in ſcheuer Heimlichkeit
Des Herzens Glut der Neugier zu entrücken,
Der Ehe heilger Name wird entweiht,
Die Schuld der Leidenſchaft zu ſchmücken.

33.

Alsbald macht das Gerücht ſich auf,
Die große Poſt durch Libyen zu tragen.
Wer kennt ſie nicht? Die Kräfte ſchöpft im Lauf,
Der Weſen flüchtigſtes, die ſchnellſte aller Plagen.
Klein zwar vor Furcht kriecht ſie aus des Erfinders Schoß,
Ein Wink — und ſie iſt rieſengroß,
Berührt den Staub mit ihrer Sohle,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pole.

34.

Das ungeheure Kind gebar einſt Tellus Wut,
Zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder,
Die jüngſte Schweſter der Gigantenbrut,
Behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder.
Groß, ſcheußlich, fürchterlich! Soviel es Federn trägt,
Mit ſoviel Ohren kann es um ſich lauſchen,
Durch ſoviel Augen ſiehts, ſo viele Rachen reckt
Es auf, mit ſo viel Zungen kann es rauſchen.

35.

Winkt Hekate die laute Welt zur Ruh,
So fliegt es brauſend zwiſchen Erd und Himmel,
Kein Schlummer ſchließt ſein Auge zu.
Am Tage ſuchts der Städte rauſchendes Getümmel,
Da pflanzt es horchend ſich auf hoher Türme Thron
Und ſchreckt die Welt mit ſeinem Donnerton,
So eifrig, Läſterung und Lügen feſtzuhalten,
Als aufgelegt, die Wahrheit zu entfalten.

36.

Jetzt brannt' es ſchadenfroh, die mannigfachſten Sagen,
(Wahr oder falſch, gleichviel!) durch Libyen zu ſtreun.
Ein trojiſcher Aeneas ſoll gekommen ſein,
Der ſchönen Dido Hand im Raub davon zu tragen,
Zerfließen ſoll in üppigen Gelagen
Die lange Winterzeit dem ſchwelgeriſchen Paar,
Vergeſſen hier, ſein Reich zu ſchirmen vor Gefahr,
Dort, neue Kronen zu erjagen.

37.

Zu Jarbas nimmt das Untier ſeinen Lauf,
Weckt in des Königs Bruſt die alten Liebesflammen
Und türmt des Zornes Donnerwolken auf.
Es rühmt ſich dieſer Fürſt von Ammon abzuſtammen,
Dem die entführte Garamantis ihn gebar;
Des Stifters hohe Abkunft zu bezeigen,
Sieht man in ſeinem Reich unzählge Tempel ſteigen,
Und hundertfach erhebt ſich Zeus Altar.

38.

Des Vaters hoher Gottheit leuchtet
Ein ewig waches Feur, von Prieſterhänden angefacht,
Stets iſt des Gottes Herd von Opferblut befeuchtet,
Indem das Heiligtum von bunten Kränzen lacht.

Hier wars, wo jetzt, durchdonnert vom Gerüchte
Und überwältigt von des Zornes Laſt,
Der Fürſt ſich niederwarf vor Ammons Angeſichte
Und flehend ſo zum Himmel raſt:

39.

Das duldeſt du, ruft er, mit allen deinen Blitzen,
Allmächtger Zeus, den Libyen verehrt?
Dem wir auf prächtgen Polſterſitzen
Beim frohen Mahl der Traube Blut verſprützen?
So iſts ein Irrlicht nur, was durch die Wolken fährt?
So zittern wir umſonſt vor deinem Donnerkeule?
So iſts ein leerer Schall, ein nichtiges Geheule,
Was unſer bebend Ohr dort oben rauſchen hört?

40.

Ein flüchtig Weib, bedrängt, ein Obdach nur zu finden,
Erſcheint in meinem Reich. Auf halb geſchenktem Strand
Gelingts ihr endlich eine Stadt zu gründen,
Die Ufer geb ich ihr zum Ackerland,
Schenk ihr großmütig alle Fürſtenrechte,
Erröte nicht, um ihre Hand zu frein —
Umſonſt! Ein Flüchtling kommt aus trojiſchem Geſchlechte,
Den nimmt ſie auf, des Sklavin will ſie ſein.

41.

Und dieſer Weiberheld mit ſeiner Knabenſchar,
Herausgeſchmückt mit ſeiner lydſchen Mütze,
Unwiderſtehlich durch ſein ſalbentriefend Haar,
Genießt nun ſeines Raubs in ihrem Fürſtenſitze.
Und wir, die mit verſchwenderiſcher Hand
Das Fleiſch der Rinder dir geſchlachtet,
Gefürchtet über Meer und Land,
Wir werden ungeſtraft verachtet!

42.

Erhörung findet er vor Ammons Angeſicht.
Der blickt nach Tyrus Stadt, wo, reich durch ihre Herzen,
Der Schmähſucht Pfeil die Liebenden verſchmerzen,
Winkt dann vor ſeinen Thron Cyllenius und ſpricht:
Wohlan, mein Sohn! Laß dich die Winde niederſchwingen
Zu dem Dardanier, der in Karthago ſäumt
Und den verheißnen Thron im Arm der Luſt verträumt,
Und eile, mein Gebot zu ſeinem Ohr zu bringen.

43.

Nicht, wie man jetzt ihn überraſcht, verhieß
Ihn ſeine Mutter mir, die liebliche Cythere,
Nicht, daß er ſchwelgen ſollt in Tyrus Stadt, entriß
Sie zweimal ihn der Myrmidonen Speere.
Das kriegeriſche Land, der Reiche künftges Grab,
Italien ſollt er regieren,
Verherrlichen den Stamm, der ihm den Urſprung gab,
Und die bezwungne Welt in Sklavenketten führen.

44.

Kann ſolcher Größe Glanz ſein Herz nicht mehr beleben,
Will er für eignen Ruhm den Arm nicht mehr erheben,
Warum mißgönnt er ſeinem Sohn
Unväterlich der Römer Thron?
Was iſt ſein Zweck? was hält in Tyrus ihn vergraben,
Wo ein verjährter Haß den Untergang ihm droht?
Er ſegle fort. Er ſegle, will ich haben,
Das iſt mein ernſtliches Gebot.

45.

Er ſprichts, und was der große Vater ihm befohlen,
Läßt jener ſchleunig in Erfüllung gehn.
Erſt knüpft er an den Fuß die goldnen Flügelſohlen,
Die reißend mit des Sturmes Wehn

Ihn hoch weg führen über Tal und Höhn;
Faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verſtorbnen führt zu Lethes ſtillen Seen,
Zurückbringt, und das Aug mit Todesnacht bedecket.

46.

Mit dieſem Stab gebeut er dem Orkan,
Durchſchwimmt der Wolken Meer und lenkt der Stürme Wagen.
Jetzt langt er bei der Stirn des rauhen Atlas an
Und ſieht im Fluge ſchon die ſchweren Schultern ragen,
Die des Olympus Bürde tragen.
In der Gewölke ſchwarzem Küſſen ruht
Sein fichtenſtarres Haupt, jetzt von des Hagels Wut
Gepeitſcht, jetzt von der Winde Grimm geſchlagen.

47.

Die Achſeln deckt ein ewger Schnee. Es ſtarrt,
Von tauſendjährgem Eis umfangen,
Des Greiſen ſchauervoller Bart,
Und Wetterbäche waſchen ſeine Wangen.
Hier hält Merkur zuerſt die raſchen Flügel an
Und ruht in ſanftem Fall auf den beeiſten Zacken,
Wirft dann von des Gebirges Nacken
Mit ganzem Leib ſich in den Ozean.

48.

So ſchwebt in tief geſenktem Bogen
Um fiſchbewohnter Klippen Rand
Die Möwe längs dem Meeresſtrand
Und netzt den niedern Fittich in den Wogen.
So kam jetzt zwiſchen Meer und Land
Durch Libyens getürmten Sand
Vom mütterlichen Ahn Merkurius geflogen
Und brach mit ſchnellem Flug der Winde Widerſtand.

49.

Kaum weilt ſein Flügelfuß in Tyrus nächſten Gauen,
So ſtellt Aeneas ſich ihm dar, bemüht,
Die Mauern zu erneun und Türme zu erbauen.
Ein Schwert, mit Jaſpis reich bezogen, glüht
An ſeinem Gurt, hell flammt um ſeine Lenden
Ein Oberkleid, mit Purpurglut getränkt,
Von der Geliebten ihm geſchenkt
Und reich mit Gold durchwirkt von ihren eignen Händen.

50.

Schnell tritt der Gott ihn an. So, ruft er, Weiberknecht!
So überraſcht man dich! Du bauſt Karthagos Feſte,
Du gründeſt zierliche Paläſte,
Und dein Beruf, dein auf dich hoffendes Geſchlecht,
Weg ſind ſie, weg aus deiner Seele?
Merk auf! Ich bringe dir Befehle
Vom Herrſcher des Olymps, von jener furchtbarn Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdballs Achſe kracht.

51.

Von welcher Hoffnung Zauberſeilen
Läßt ſich dein müßger Fuß in Libyen verweilen?
Reizt dich des Ruhmes lorbeervolle Bahn
Nicht mehr, willſt du für eignen Glanz nichts wagen,
Warum ſoll dein aufblühender Askan
Der Größe, die ihm winkt, entſagen?
Warum das Szepter ſich entriſſen ſehn,
Das ihm beſchieden iſt auf des Janikuls Höhn?

52.

Kaum ſchweigt der Gott, ſo iſt er ſchon den Blicken
Der Sterblichen in dünne Luft entrückt.
Mit ſchweigendem Entſetzen blickt
Aeneas nach, ihm ſchauerts durch den Rücken,

Die Locken ſtehn bergan, im Munde ſtirbt der Laut.
Durchdonnert von dem göttlichen Befehle,
Beſchließt er ſchnelle Flucht, und mit entſchloßner Seele
Entſagt er ſeiner teuren Braut.

53.

Ach, aber wo der Mut, die Flucht ihr anzukünden?
Wo die Beredſamkeit, ein liebeflammend Herz
Zu heilen von der Trennung Schmerz?
Wo auch den Eingang nur zu dieſer Botſchaft finden?
Nach allen Mitteln wird geſpäht,
Und von Entwurfe zu Entwurfe ſchwanken
Die ſtürmiſchwogenden Gedanken,
Bis endlich der Entſchluß bei dieſem ſtille ſteht.

54.

Still ſoll Kloanth mit Mneſtheus und Sergeſt die Scharen
Am Strand verſammeln, ſie bewaffnen, flott
Die Schiffe machen, doch den Zweck nicht offenbaren.
Indes die Glückliche ſelbſt einem Gott
Nicht glauben wird, daß ſolche Bande können reißen,
Will er, die nahe Flucht ihr zu geſtehn,
Der Augenblicke günſtigſten erſpähn! —
Mit Luſt vollſtrecken die, was ſie der Fürſt geheißen.

55.

Doch bald erriet — Wer täuſcht der Liebe Seherblick?
Ihr ahndungsvoller Geiſt das drohende Geſchick.
Den Schlag, der ſpäter erſt ſie treffen ſoll, beſchleunigt
Ihr fürchtend Herz, im Schoß der Ruhe ſelbſt gepeinigt.
Derſelbe Mund, der ſo geſchäftig war,
Das Glück der Liebenden den Völkern zu berichten,
Entdeckt ihr, daß der Trojer Schar
Sich fertig macht, die Anker ſchnell zu lichten.

56.

So taumelt, wenn der Ruf der Orgyen erſchallt,
Die Mänas auf, wenn durch ihr glühendes Gehirne
Die nahe Gottheit brauſt, und von Cythärons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schweſtern widerhallt.
So ſchweifte Dido nun durch Tyrus ganze Weite
Im Wahnſinn ihrer Qual, bis ſie erſchöpft im Streite
Des Stolzes und der Leidenſchaft
Mit dieſen Worten den Trojaner ſtraft:

57.

Verräter! ruft ſie aus. Du hoffſt noch zu verhehlen,
Was deine Bruſt doch zu beſchließen fähig war?
Du willſt dich heimlich aus Karthago ſtehlen?
Dich hält die Liebe nicht, Barbar,
Die Treue nicht, die du mir einſt geſchworen?
Die Unſchuld nicht, die ich durch dich verloren?
Dich hält mein Tod — dich hält der Sterbeblick
Des Opfers, das du würgteſt, nicht zurück!

58.

Im Winter ſelbſt willſt du die Segel ſpannen,
Willſt dem Orkan zum Trotz von dannen?
Und ach! wohin? Nach einem fremden Strand!
Zu Völkern, dir noch unbekannt!
Wie? wäre nun dein Troja nicht gefallen,
Wärs noch das Land der väterlichen Hallen,
Dem du durchs wilde Meer entgegenziehſt!
Unmenſch! Und ich bins, die du fliehſt!

59.

Bei dieſer Tränenflut! Bei deiner Manneshand!
Weil ich an dich doch alles ſchon verloren,
Bei unſrer Liebe friſch geflochtnem Band,
Bei Hymens jungen Freuden ſei beſchworen!

Empfingſt du Gutes je aus meiner Hand,
Hat jemals Wonne dir geblüht in meinen Armen,
Laß dich erbitten. Bleib! O, hab Erbarmen
Mit meinem Volk, mit dem verlornen Land!

60.

Um deinetwillen haßt mich der Numide,
Um deinetwillen ſind die Tyrier mir gram,
Um deinetwillen floh der Unſchuld ſtolzer Friede
Auf ewig mich mit der entweihten Scham.
Mein Ruf iſt mir geraubt, die ſchönſte meiner Kronen,
Der meinen Namen ſchon an die Geſtirne ſchrieb.
Mein Gaſt reiſt ab — mit Tod mich abzulohnen!
Gaſt! das iſts alles, was mir von dem Gatten blieb.

61.

Wozu das traurge Leben mir noch friſten?
Bis Jarbas mich in ſeine Ketten zwingt?
Bis ſich der Bruder zeigt, mein Tyrus zu verwüſten?
Ja! Läge nur, wenn dich die Flucht von dannen bringt,
Ein Sohn von dir an meinen Mutterbrüſten!
Säh ich dein Bild, in einem Sohn verjüngt,
In einem teuren Julus mich umſpielen,
Getröſtet würd ich ſein, nicht ganz getäuſcht mich fühlen!

62.

Sie ſchweigt und Zeus Gebot getreu, bezwingt
Mit weggekehrtem Blick der Teukrier die Qualen,
Mit denen ſtill die Heldenſeele ringt.
Nie, rief er jetzt, werd ich mit Undank dir bezahlen,
Was dein beredter Mund mir in Erinnrung bringt.
Nie wird Eliſens Bild aus meiner Seele ſchwinden,
Solange Lebensglut durch meine Adern dringt,
Der Geiſt noch nicht verlernt hat, zu empfinden.

63.

Jetzt wenge Worte nur. Nicht heimlich wie ein Dieb,
O glaub das nicht, wollt ich aus deinem Reich mich ſtehlen.
Wann maßt ich je mich an, mit dir mich zu vermählen?
Wars Hymens Fackel, die an deinen Strand mich trieb?
Wär mirs vergönnt, mein Schickſal mir zu wählen,
Was von der Heimat mir nur irgend übrig blieb,
Mein Troja ſucht ich auf, die Reſte meiner Teuern,
Mit friſcher Hand den Thron der Väter zu erneuern.

64.

Jetzt heißt Apolls Orakel nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen.
Dort iſt mein Hymen, dort mein Vaterland!
Kann dich, die Tyrerin, Karthagos Strand verweilen,
Den du erſt kurz zum Eigentum gemacht —
Warum in aller Welt wirds Teukriern verdacht,
Sich in Auſonien nach Hütten umzuſchauen?
Auch uns ſtehts frei, uns auswärts anzubauen.

65.

Nie breitet um die ſtille Welt
Die Nacht ihr tauiges Gewand, nie ſticken
Die goldnen Sterne des Olympus Zelt,
Daß nicht Anchiſens Geiſt, Entrüſtung in den Blicken,
Im Traumgeſicht ſich mahnend vor mich ſtellt.
Mich ſtraft ein jeder Blick, der auf den Knaben fällt,
Daß ich durch Zögern ihn von einem Thron entferne,
Der ſein iſt durch die Gunſt der Sterne.

66.

Und jetzt gebeut der Götterbote mir
Das nämliche, vom Herrn des Himmels ſelbſt geſendet.
Bei meinem Leben, Fürſtin, ſchwör ichs dir,
Bei meines Sohnes Haupt! Kein Wahn hat mich geblendet.

Ich ſelbſt ſah ihn — bei hellem Sonnenlicht —
In dieſe Mauern ziehn. Ich hörte ſeine Stimme.
Drum quäl uns beide nicht mit undankbarem Grimme;
Nicht freie Wahl entfernt mich, ſondern Pflicht.

67.

Längſt hatte ſie, indem er ſprach, den Rücken
Ihm zugekehrt und ſchaute wild um ſich,
Dann mißt ſie ſchweigend ihn mit großen Blicken.
Jetzt reißt der Zorn ſie fort. Verräter! ruft ſie, dich,
Dich hätte Cypria, die Göttin ſanfter Lüſte,
Dich Dardanus gezeugt? — In grauſenvoller Wüſte
Schuf Kaukaſus aus rauhen Felſen dich,
Und Tigermütter reichten dir die Brüſte.

68.

Denn was verberg ich mirs? Brauchts höheren Beweis?
Hat einen Seufzer nur mein Jammer ihm entriſſen?
Mein Schmerz nur einmal aufgetaut das Eis
In ſeinem Blick? Erſchüttert ſein Gewiſſen?
Floß eine Träne nur, ſein Leid mir zu geſtehn?
O, was empört mich mehr? Sein Undank? Dieſe Kälte?
Gerechte Götter! Nein, von eurem hohen Zelte
Könnt ihr dies nicht gelaſſen ſehn.

69.

Trau einer Menſchen! Nackt las ich an meinem Strande
Ihn auf, des Elends Raub, des Todes Beute, wies
Ihm einen Wohnplatz an in meinem Lande,
Entriß dem Tode ſein Gefolge, ließ
Der Flotte Trümmer ſammeln — O, mich bringts von Sinnen!
Nun kommt ein Götterſpruch! Nun ſpricht Apoll!
Nun ſchickt Kronion ſelbſt von des Olympus Zinnen
Befehle nieder, gräßlich, ſchauervoll!

70.

O freilich! das bekümmert die dort oben!
Das ſtört ſie auf in ihrer goldnen Ruh!
Doch ſeis wies ſei! Ich ſchenke dir die Proben.
Geh immer. Steure friſch dem Tiberſtrome zu.
Noch leben Götter, die den Meineid rächen.
Auf ſie vertraut mein Herz. Geh. Überlaſſe dich
Den Wellen nur. Ich weiß, du denkſt an mich,
Wenn zwiſchen Klippen deine Schiffe brechen.

71.

Abweſend eil ich dir in ſchwarzen Flammen nach,
Und ſchrecklich ſoll, wenn dieſes Leibes Bande
Des Todes kalte Hand zerbrach,
Mein Geiſt dich jagen über Meer und Lande.
Bezahlen ſollſt du mir, entſetzlich, fürchterlich!
Ich hör es noch, wenn man mich längſt begraben,
Im Reich der Schatten will ich mich
An dieſer Freudenbotſchaft laben.

72.

Hier bricht ſie ab, entreißt in ſchneller Flucht
Sich zürnend des Trojaners Blicken,
Der noch verlegen ſäumt und fruchtlos Worte ſucht,
Des Kummers Größe auszudrücken.
Beſiegt von ihrem ſchweren Harm,
Sinkt ſie in ihrer Dienerinnen Arm,
Die auf ein Marmorbett ſie niederlegen
Und den erſchöpften Leib auf weichen Kiſſen pflegen.

73.

Wie feurig auch der Menſchliche ſich ſehnt,
Durch ſanfter Worte Kraft die Leidende zu heilen,
Wie mancher Seufzer auch den Heldenbuſen dehnt,
Der Wink des Himmels heißt ihn eilen,

Und Amors Stimme weicht dem göttlichen Geheiß.
Er fliegt zum Strand, wo der geſchäftge Fleiß
Der Seinen brennt, die Schiffe flott zu machen,
Schon tanzen auf der Flut die wohlverpichten Nachen.

74.

Noch ungezimmert bringen ſie den Baum,
(So ernſtlich gilts), noch grün die Ruder hergetragen,
Es lebt von Menſchen, die zum Ufer jagen,
Vom Hafen bis zur Stadt der ganze Zwiſchenraum.
So wenn geſchäftiger Ameiſen Scharen,
Dem kargen Winter Nahrung aufzuſparen,
Den Weizenberg zu plündern glühn,
Und mit dem Raube dann in ihre Löcher fliehn.

75.

Der ſchwarze Trupp durchzieht die Schollen,
Bemüht, die Beute fortzurollen,
Auf ſchmalem Weg, durch Gras und Kraut,
Stemmt dort, die ſchweren Körner zu bewegen,
Sich mit den Schultern kräftiglich entgegen,
Dem Dritten iſt die Aufſicht anvertraut,
Der ſpornt das Heer und ſtraft die Trägen,
Lebendig iſts auf allen Wegen.

76.

Wie war bei dieſem Anblick dir zu Mut,
Eliſa? welche Seufzer ſchickteſt
Du zum Olymp, als du des Eifers Glut
Von deiner hohen Burg am Meeresſtrand erblickteſt?
Vor deinem Angeſicht die ganze Waſſerwelt
Erzittern ſahſt von rauhen Schifferkehlen?
Grauſame Leidenſchaft! Auf welche Proben ſtellt
Dein Eigenſinn der Menſchen Seelen!

77.

Aufs neue wird der Tränen Macht
Erprobt, aufs neu das ſtolze Herz den Siegen
Der Leidenſchaft zum Opfer dargebracht.
Wie ſollte ſie, eh alle Mittel trügen,
Hinuntereilen in des Grabes Nacht?
Sieh, Anna, ruft ſie aus, wie ſie zum Hafen fliegen!
Wies wimmelt an dem Strand! Sieh! Sieh! die Schiffe ſind
Bekränzt, die Segel rufen ſchon den Wind!

78.

Hätt' ich zu dieſem Schlage mich verſehen,
So hätte, ihn zu überſtehen,
Mir auch gewiß die Faſſung nicht gefehlt.
Drum noch dies Einzige. Dir ſchenkt er ſein Vertrauen.
Dir noch allein. Du darfſt in ſeine Seele ſchauen,
Nie hat er eine Regung dir verhehlt.
Du weißt des Herzens weiche Seiten auszuſpähen,
Drum geh, den ſtolzen Feind noch einmal anzuflehen.

79.

Sag ihm, nie hab ich mich an Aulis Strand
Verſchworen mit dem Feind, ſein Ilium zu ſchleifen,
Nie Schiffe mitgeſandt, die Feſte anzugreifen,
Des Vaters Aſche nie aus ihrer Gruft entwandt.
Warum ſchließt er ſein Ohr hartherzig meiner Bitte?
Er warte doch, bis ein geneigter Wind ihm weht.
Er wage doch die Fahrt nicht in des Winters Mitte.
Dies ſei der letzte Dienſt, um den ihn Dido fleht.

80.

Nicht jenes alte Band will ich erneuern,
Das er zerriß, nicht hinderlich ihm ſein,
Nach ſeinem teuren Latium zu ſteuern.
Um Aufſchub bitt ich ihn allein,

Um etwas Friſt, den Sturm des Buſens zu bezähmen,
Gelaßner zu verſchmerzen dieſen Schlag!
Noch dieſen Dienſt laß in das Grab mich nehmen,
Der deiner Liebe Maß an mir vollenden mag.

81.

So fleht die Elende. Der Schweſter heiße Zähren
Bringt Anna vor ſein Ohr. Umſonſt, die Götter wehren,
Sein leicht gerührtes Herz verſchließt des Schickſals Macht.
So, wenn den hundertjährgen Eichſtamm umzureißen,
Die Alpenſtürme wütend ſich befleißen
Und brauſend ihn umwehn. Bis an den Wipfel kracht
Der Stamm, ſie faſſen heulend ſeine Glieder,
Und von den Zweigen rauſcht ein grüner Regen nieder.

82.

Er ſelbſt hängt zwiſchen Klippen feſt, ſo weit
Sein Wipfel aufwärts in den Himmel dräut,
So tief dringt ſeine Wurzel in die Hölle.
So ward von fremdem Flehn, noch mehr von eignem Schmerz
Zerriſſen jetzt des Helden Herz,
Doch der Entſchluß behauptet ſeine Stelle.
Wie ſehr das weiche Herz von Mitgefühlen glüht,
Die Träne fließt umſonſt, und kalt bleibt ſein Gemüt.

83.

Verhaßt iſt ihr fortan des Himmels Bogen,
Von gräßlichen Erſcheinungen bedroht,
Vom Schickſal ſelbſt zum Abgrund hingezogen,
Beſchließt die Unglückſelige den Tod.
Einſt, als ſie den Altar beſchenkt mit frommen Gaben,
Verwandelt jählings ſich des heilgen Weines Flut —
Entſetzliches Geſicht! — in Blut,
Und dies Geheimnis ward mit ihr begraben.

84.

Auch ſtand, den Manen des Gemahls geweiht,
Im Hauſe eine marmorne Kapelle,
Verehrt von ihr mit frommer Zärtlichkeit,
Geſchmückt mit manchem Laub und glänzendweißem Felle.
Von hier aus hörte ſie, wenn alles ringsum ſchlief,
Des Gatten Ton, der ſie mit Namen rief,
Und einſam wimmerte auf hohem Dach die Eule
Ihr todweisſagendes Geheule.

85.

Auch manch Orakel wird in ihrem Buſen wach,
Aeneens Schatten ſelbſt ſcheucht ſie mit grimmgem Blicke,
Eilt der Geängſtigten in Träumen drohend nach,
Und einſam ſtets bleibt ſie zurücke.
Ihr däucht, ſie wandle hin auf menſchenleerer Flur,
Sie ganz allein auf einem langen Pfade,
Und ſuche ihrer Tyrer Spur
Längs dem verlaſſenen Geſtade.

86.

So ſiehet Pentheus Fieberwahn
Die Schar der Furien ihm nahn,
Zwei Theben um ſich her, zwei Sonnen aufgegangen,
So ruft der Bühnen Kunſt Oreſtens Bild hervor,
Wenn mit der Fackel ihn und fürchterlichen Schlangen
Der Mutter Schatten jagt, der Racheſchweſtern Chor,
Geſpien aus dem Schlund der Hölle,
Ihn angrauſt an des Tempels Schwelle.

87.

Als jetzt ein Raub der ſchwarzen Eumeniden
Eliſa ſich dem Untergang geweiht,
Auch über Zeit und Weiſe ſich entſchieden,
Tritt ſie die Schweſter an mit falſcher Heiterkeit,

Läßt im verſtellten Aug der Hoffnung Strahlen blitzen,
Tief ſcheint der lange Sturm des Buſens jetzt zu ruhn:
Geliebte freue dich, ein Mittel weiß ich nun,
Ihn zu vergeſſen oder zu beſitzen.

88.

Am fernen Mohrenland, dort wo des Tages Flamme
Sich in des Weltmeers letzte Fluten neigt,
Wo unterm Himmel ſich der Atlas beugt,
Wohnt eine Prieſterin aus der Maſſyler Stamme.
Ihr iſt der Heſperiden Haus vertraut,
Sie hütete die heilgen Zweige,
Beſänftigte mit ſüßem Honigteige
Des Drachen Wut und mit dem Schlummerkraut.

89.

Die rühmt ſich, jedes Herz, verletzt von Amors Pfeilen,
Durch ihres Zaubers Kraft zu heilen,
Auf andre drückt ſie ſelbſt den Pfeil des Kummers ab.
Sie zwingt in ihrem Lauf die Ströme ſtill zu ſtehen,
Die Sterne kann ſie rückwärts drehen,
Und Nachtgeſpenſter ruft ſie aus dem Grab,
Zerreißt der Erde brüllend Eingeweide
Und zieht den Eichbaum von des Berges Heide.

90.

Daß es bis dahin mit mir kommen muß!
Bei deinem teuren Haupt! Bei Zeus Olympius!
Es fällt mir ſchwer! — Doch jetzt kann Zauber nur mich retten.
Drum, Liebe, richte ſtill mir einen Holzſtoß auf
Im innern Hof des Hauſes. Lege drauf
Das Schwert, jedweden Reſt des Schändlichen, die Betten,
Wo meine Unſchuld ſtarb. Die Prieſterin gebeut,
Zu tilgen jede Spur, die mir ſein Bild erneut.

91.

Sie ſprichts, und Todesbläſſe deckt
Ihr Angeſicht. Doch daß in dieſem Schleier
Der Schweſter eigne Leichenfeier
Sich birgt, bleibt Annens blödem Sinn verſteckt.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren,
Beſorgt ſie ſchlimmres nichts, als was Eliſens Gram
Beim Tod des erſten Gatten unternahm,
Drum ſäumt ſie nicht, der Schweſter zu willfahren.

92.

Bald ſteht durch ihrer Hände Fleiß
Ein großer Holzſtoß aufgerichtet,
Aus Fackeln und aus dürrem Reis
Im innern Hofraum aufgeſchichtet.
Ihn ſchmückt die Königin, wohl wiſſend, was ſie tut,
Mit einem Kranz und der Zypreſſe traurgen Äſten,
Und hoch auf ihrem Brautbett ruht
Des Trojers Bild und Schwert mit allen Überreſten.

93.

Auf jeder Seite zeigt ſich ein Altar,
Und in der Mitte ſteht mit aufgelöſtem Haar
Die Prieſterin in heilge Wut verloren.
Ihr fürchterlicher Ruf durchdonnert ſelbſt die Nacht
Des Erebus. Des Chaos wilde Macht,
Ein ganzes Heer von Göttern wird beſchworen,
Perſephoneiens dreifache Gewalt,
Dianens dreimal wechſelnde Geſtalt.

94.

Die Fluten des Avernus vorzuſtellen,
Beſprengt ſie den Altar mit heilgen Wellen.
Nach jungen Kräutern wird geſpäht,
Die von des Giftes ſchwarzen Tropfen ſchwellen,

Beim Mondlicht mit der Sichel abgemäht;
Auch forſcht man nach dem Liebesbiſſen,
Der auf der Fohle jungem Haupt ſich bläht,
Dem Zahn des Mutterpferds entriſſen.

95.

Sie ſelbſt, das Opferbrot in frommer Hand,
Mit bloßem Fuß, mit losgebundenem Gewand,
Bereit zum Tode, ſteht an des Altares Stufen,
Auf ihres Mörders Haupt der Götter Strafgericht,
Der Sterne Zorn herabzurufen,
Und neigt ein Gott ſein Angeſicht
Auf Liebende herab, die ihre Schwüre brechen,
So bietet ſie ihn auf, zu ſtrafen und zu rächen.

96.

Gekommen war die Nacht, und alle Weſen ruhten
Erſchöpft im ſüßen Arm des Schlafs. Tief ſchweigt
Der Wald, gelegt hat ſich der Zorn der Fluten,
Zur Mitte ihrer Bahn die Sterne ſich geneigt.
Der Vögel bunter Chor verſtummt, die Flur, die Herden,
Was ſich in Sümpfen birgt und in der Wälder Nacht,
Vergißt der Arbeit und Beſchwerden,
Gefeſſelt von des Schlummers Macht.

97.

Nur deines Buſens immer wachen Kummer,
Unglückliche Eliſa! ſchmilzt kein Schlummer,
Nie wird es Nacht auf deinem Augenlid.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen,
Aufs neu entbrennt in deinem Herzen
Der Kampf, den ach! Verzweiflung nur entſchied,
Jetzt Raub des Grimms, jetzt ihres Kummers Beute,
Beginnt ſie ſo in dieſem innern Streite.

98.

Unglückliche, ruft ſie, was ſoll nunmehr geſchehn?
Gehſt du, von neuem dich den Freiern anzutragen,
Die du verächtlich ausgeſchlagen,
Und der Nomaden Hand fußfällig zu erflehn?
Gehſt du, den Teukriern als Magd dich anzubieten?
Du kennſt ja ihre Dankbarkeit,
Du ſollteſt wiſſen, wie bereit
Sie ſind, empfangne Opfer zu vergüten.

99.

Und öffnen ſie dir wohl der Schiffe ſtolzen Schoß,
Geſetzt, du könnteſt dieſe Schmach verſchmerzen?
So wenig weißt du, wie gewiſſenlos
Laomedontier mit Treu und Glauben ſcherzen!
Folgſt du den ſtolzen Ruderern allein?
Holſt du mit deinen Tyriern ſie ein?
Und kaum aus Sidons Stadt gewaltſam fortgezogen,
Vertrauſt du ſie aufs neu dem Spiel von Wind und Wogen?

100.

Nein, ſtirb, wie du verdient! Das Schwert befreie dich.
Dir, Schweſter, dank ich meinen Fall. Du gabeſt mich
Dem Feinde preis, von meiner Tränen Flut beſtochen!
Konnt ich nicht ſchuldlos, von Begierden rein,
Nicht frei von Hymens Band mich meines Lebens freun?
Mein Wort hab ich, Sichäus, dir gebrochen,
Geſchworen deinem heiligen Gebein.
Erzürnter Geiſt, du wirſt gerochen!

101.

So quälte jene ſich, indes auf hohem Schiff,
Entſchloſſen und bereit, Karthagos Strand zu räumen,
Aeneas ſchlief. Ihm zeigte ſich in Träumen
Dasſelbe Bild, das jüngſt mit Schrecken ihn ergriff,

Und bringt denſelben Auftrag wieder,
Dem Flügelboten gleich an Stimme, an Geſtalt,
Dasſelbe blonde Haar, das Majens Sohn umwallt,
Derſelbe ſchlanke Bau der jugendlichen Glieder.

102.

Iſts möglich, ruft er, Göttinſohn,
An des Verderbens Rand kannſt du des Schlummers pflegen?
Siehſt die Gefahren nicht, die ringsum dich bedrohn,
Und hörſt die Winde nicht, die deine Segel regen?
Von wilder Wut empört, ſinnt jene, dich mit Liſt,
Mit unentrinnbarem Verderben zu umſchlingen,
Du eilſt nicht mit des Windes Schwingen
Davon, da dir noch Flucht verſtattet iſt?

103.

Grüßt dich Aurora noch in dieſem Land,
So ſiehſt du weit und breit die Wellen
Mit Schiffen überdeckt, den ganzen Meeresſtrand
Von mordbegiergen Fackeln ſich erhellen.
Flieh ohne Aufſchub! Flieh! Veränderlich
Iſt Frauenſinn, und nimmer gleicht er ſich.
Er ſprichts und fließt in Nacht dahin. Voll Schrecken
Fährt jener aus dem Schlaf und eilt, ſein Volk zu wecken.

104.

Wacht auf, ruft er. Geſchwind! Ergreift die Ruder! Spannt
Die Segel aus! Ein Gott, vom Himmel her geſandt,
Treibt mich aufs neu, nicht länger mehr zu weilen,
Die Stränge zu zerhaun, die Abfahrt zu beeilen.
Wer du auch ſeiſt, erhabne Gottheit! Ja!
Frohlockend folgen wir dem Wink, den du gegeben.
Verleih uns Schutz! O ſei uns hold und nah!
Laß über unſerm Haupt geneigte Sterne ſchweben!

105.

Er ſprichts, und aus der Scheide blitzt
Sein flammend Schwert und trennt des Ankers Seile,
Ihm folgt die ganze Schar, von gleicher Glut erhitzt,
Rafft alles fort und treibt und rennt in voller Eile.
Schnell iſt die ganze Küſte leer,
Verſchwunden unter Schiffen das Meer,
Es keucht der Ruderknecht und quirlt zu Schaum die Wogen,
Zahlloſe Furchen ſind durchs blaue Feld gezogen.

106.

Jetzt eben windet ſich aus Tithons goldnem Schoß
Des Morgens junge Göttin los
Und überſtrömt die Welt mit neugebornen Strahlen.
Aus ihren Fenſtern ſieht mit ſilberfarbem Grau
Die Königin den Horizont ſich malen,
Sieht durch der Waſſer fernes Blau
Die Flotte ſchon mit gleichen Segeln fliegen,
Die Küſte leer, den Hafen öde liegen.

107.

Da ſchlägt ſie mit ergrimmter Hand
Die ſchöne Bruſt, zerrauft die gelben Locken:
Allmächtger Zeus, ruft ſie erſchrocken,
Er geht! Er flieht von meinem Strand!
Dem Fremdling ging es hin, mich ſtraflos zu verſpotten?
Bewaffnet nicht ganz Tyrus mein Geheiß?
Auf, auf! Reißt aus dem Zeughaus meine Flotten!
Bringt Fackeln! Rudert friſch! Gebt alle Segel preis!

108.

Wo bin ich? Ach, was für ein Wahnſinn reißt mich fort?
Jetzt hat dein feindlich Schickſal dich ereilet,
Unglückliche! Da galts, da war der rechte Ort,
Als du dein Reich mit ihm geteilet.

Das alſo iſt der Held voll Treu, voll Edelmut,
Der ſeines Vaters Laſt auf fromme Schultern lud,
Der mit ſich führen ſoll auf allen ſeinen Bahnen
Die Heiligtümer ſeiner Ahnen!

109.

Konnt ich in Stücken ihn nicht reißen, nicht zerſtreun
Im Meer ihn und ſein Volk? Nicht ſeinen Sohn erwürgen?
Auftiſchen ihm zum Mahl? — Wo aber meine Bürgen,
Daß er nicht ſiegte? Mocht es immer ſein!
Was fürchtet, wer entſchloſſen iſt zu ſterben?
Sein Lager ſteckt ich an mit einer Löwin Wut,
Vertilgte Vater, Sohn, die ganze Schlangenbrut,
Und teilte dann frohlockend ihr Verderben!

110.

O du, vor deſſen Strahlenangeſicht
Kein Menſchenwerk ſich birgt, erhabnes Licht!
Du Gattin Zeus, die meine Leiden kennet,
Du Hekate, die man durch Stadt und Land
Auf finſtern Scheidewegen heulend nennet,
Ihr Furien, ihr Götter, deren Hand
Die ſterbende ſich weiht! Vernehmt von euren Höhen
Der Rache Aufgebot! Neigt euch zu meinem Flehen!

111.

Muß der Verworfne doch zum Ufer ſich noch ringen,
Iſt dem Verhängnis nichts mehr abzudingen,
Iſt's Jovis unabänderliches Wort,
O ſo erduld er alle Kriegesplagen,
Von einem tapfern Volk aus ſeinem Reich geſchlagen,
Geriſſen aus des Sohnes Armen,
Such er bei Fremdlingen Erbarmen
Und ſehe ſchaudernd der Gefährten Mord!

112.

Und fügt er ſich entehrenden Verträgen,
So mög er nimmer ſich des Thrones noch Lebens freun,
Er falle vor der Zeit! Dies ſei mein letzter Segen,
Mit dieſem Wunſch geh ich dem Acheron entgegen,
Im Sande liege unbeerdigt ſein Gebein!
Dann, Tyrier, verfolgt mit ewgen Kriegeslaſten
Den ganzen Samen des Verhaßten,
Dies ſoll mein Todesopfer ſein!

113.

Kein Friede noch Vertrag ſoll jemals euch vereinen!
Ein Rächer wird aus meinem Staub erſtehen,
In ihren Pflanzungen mit Feur und Schwert erſcheinen,
Früh oder ſpät, wie ſich die Kräfte tüchtig ſehn.
Feindſelig drohe Küſte gegen Küſte,
Rachgierig türme Flut ſich gegen Flut,
Schwert blitze gegen Schwert, der ſpäten Enkel Brüſte
Entflamme unverſöhnte Wut.

114.

Sie ſprachs und ſann voll Ungeduld, die Bande
Des traurigen Lebens zu zerreißen, rief
Sichäus Amme (ihre eigene ſchlief
Den langen Schlummer ſchon im mütterlichen Lande).
Laß, ſpricht ſie, teure Barce, ſchnell
Die Schweſter ſich mit friſchem Quell
Benetzen, ſag ihr an, daß ſie die Tiere
Und die bewußten Opfer zu mir führe.

115.

Du ſelbſt, Geliebte, ſäume nicht,
Mit frommer Binde dir die Schläfe zu verhüllen,
Ich will des angefangnen Opfers Pflicht
Dem unterirdſchen Zeus erfüllen

Und meinen Gram auf ewig ſtillen.
Sogleich flammt mit dem Böſewicht
Der Holzſtoß in die Luft! — Sie ſprichts, und ſonder Weile
Wankt jene fort mit ihres Alters Eile.

116.

Sie ſelbſt, zur Furie entſtellt
Vom gräßlichen Entſchluß, der ihren Buſen ſchwellt.
Mit bluterhitztem Aug, geſtachelt von Verlangen,
Der Farben wechſelnd Spiel auf krampfhaft zuckenden Wangen,
Jetzt flammrot, jetzt vom nahenden Geſchick
Durchſchauert, bleich wie eine Büſte,
Stürzt in den inneren Hof, und, Wahnſinn in dem Blick,
Beſteigt ſie das entſetzliche Gerüſte,

117.

Reißt aus der Scheide des Trojaners Schwert,
(Ach, nicht zu dieſem Endzweck ihr geſchenket!)
Doch, als ihr Blick ſich auf Aeneens Kleider ſenket
Und auf das wohlbekannte Bette, kehrt
Sie ſchnell in ſich, verweilt bei dieſem teuren Orte,
Läßt noch einmal den Tränen freien Lauf,
Schwingt dann aufs Bette ſich hinauf
Und ſcheidet von der Welt durch dieſe letzten Worte:

118.

Geliebte Reſte! Zeugen meiner Freuden,
Solang's dem Schickſal und den Himmliſchen gefiel!
Entbindet mich von meinen Leiden,
Empfangt mein fließend Blut, auf euch will ich verſcheiden.
Ich bin an meines Lebens Ziel.
Vollbracht hab ich den Lauf, den mir das Los beſchieden,
Jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel
Mein großer Schatten zu des Grabes Frieden.

119.

Gegründet hab ich eine weitberühmte Stadt,
Und meine Mauren sah ich ragen,
Bestraft hab ich des Bruders Missetat,
Der Rache Schuld dem Gatten abgetragen.
Ach! hätte nie ein Segel sich
Aus der Trojaner fernem Lande
Gezeigt an meines Tyrus Strande,
Wer war glückseliger als ich!

120.

Sie sprichts und drückt ins Küssen ihr Gesicht:
Und ohne Rache, ruft sie, soll ich fallen?
Doch will ich fallen, doch! Gerochen oder nicht!
So ziemts, ins Schattenreich zu wallen!
Es sehe der Barbar vom hohen Ozean
Mit seinen Augen diese Flammen steigen
Und nehme meines Todes Zeugen
Zum Plagedämon mit auf seiner Wogenbahn.

121.

Eh diese Worte noch verhallen,
Sehn ihre Frauen sie, durchrannt
Vom spitzgen Stahl, zusammenfallen,
Das Schwert mit Blut beschäumt, mit Blut die Hand
Besprützt. Ihr Angstgeschrei schlägt an die hohen Säulen
Der Königsburg, sogleich macht des Gerüchtes Mund
Die grauenvolle Tat mit tausendstimmgem Heulen
Dem aufgedonnerten Karthago kund.

122.

Da hört man von Geschrei, von jammervollem Stöhnen,
Von weiblichem Geheul die hohlen Dächer dröhnen,
Des Äthers hohe Wölbung heult es nach.
Nicht fürchterlicher konnt es tönen,

Wenn in Karthagos Stadt die Flut der Feinde brach,
Das alte Tyrus fiel, der Flammen wilde Blitze
Sich freſſend wälzten durch der Menge Sitze
Und durch der Götter heilges Dach.

123.

Geſchreckt durch den Zuſammenlauf der Menge,
Durchſchauert von dem gräßlichen Gerücht,
Stürzt Anna halb entſeelt ſich durchs Gedränge,
Zerfleiſcht mit grimmgen Nägeln das Geſicht,
Die Bruſt mit mörderiſchen Schlägen.
Das alſo wars, ruft ſie der Sterbenden entgegen,
Mit Argliſt fingſt du mich! Dazu der Opferherd,
Dazu das Holz und des Trojaners Schwert!

124.

Weh mir Verlaßnen! Wen ſoll ich zuerſt beweinen?
Unzärtliche! Warum verſchmähteſt du im Tod
Die Schweſter zur Begleiterin? Vereinen
Sollt uns derſelbe Stahl, von beider Blute rot!
Und fleht' ich darum Tyrus Götter an, erbaute,
Daß ich allein dich deinem Schmerz vertraute,
Dies Holzgerüſte? Weh! Mich ziehſt du mit ins Grab,
Dein armes Volk, dein Reich, dein Tyrus mit hinab.

125.

Gebt Waſſer, gebt, daß ich die Wunden waſche,
Mit meinen Lippen ihn erhaſche,
Wenn noch ein Hauch des Lebens auf ihr ſchwebt.
Sie rufts und ſteht ſchon oben auf den Stufen,
Stürzt weinend an der Schweſter Hals, beſtrebt,
An ihrer warmen Bruſt ins Leben ſie zu rufen,
Die ſchon der Froſt des Todes überflogen,
Zu trocknen mit dem Kleid des Blutes ſchwarze Wogen.

126.

Umſonſt verſucht (aus weit geſpaltnen Munde
Pfeift unter ihrer Bruſt die Wunde),
Umſonſt die Sterbende, den ſchwerbeladnen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfalten,
Rafft dreimal ſich empor, von ihrem Arm gehalten,
Und dreimal taumelt ſie zurück,
Durchirrt, das ſüße Licht der Sonne zu erſpähen,
Des Äthers weiten Plan und ſeufzt, da ſies geſehen.

127.

Erweicht von ihrem langen Kampf, gebeut
Saturnia der Iris fortzueilen,
Der Glieder zähe Bande zu zerteilen,
Zu endigen der Seele ſchweren Streit.
Denn da kein Schickſal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur ſie abrief vor der Zeit,
So hatte Hekate den unterirdſchen Bächen
Das abgeſchnittne Haar noch nicht geweiht.

128.

Jetzt alſo kam, in tauſendfarbem Bogen,
Der Sonne gegenüber, feucht von Tau,
Die goldbeſchwingte durch der Lüfte Grau
Herab aufs Haupt der Sterbenden geflogen:
Dies weih ich auf Befehl der Gottheit dem Kozyt,
Ruft ſie, vom Leibe frei mag ſich dein Geiſt erheben.
Sie ſagts und löſt das Haar ab, ſchnell entflieht
Der Wärme Reſt, und in die Lüfte rinnt das Leben.

Anmerkung zur „Seefahrt von Troja".

[1793]

Die in den vorhergehenden Stücken abgedruckte Überſetzung einiger Bücher der Aeneide hat folgende von einer andern Feder veranlaßt, und man glaubt, dem Publikum durch den Abdruck derſelben einen um ſo angenehmeren Dienſt zu erzeigen, da ſie dazu dienen kann, das zweite und vierte Buch der Aeneide zu verbinden.

Der Herausgeber.

Über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden.

Wie ſehr auch einige neuere Äſthetiker ſichs zum Geſchäft machen, die Künſte der Phantaſie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, daß ſie auf Vergnügen abzwecken, wie gegen einen herabſetzenden Vorwurf zu verteidigen, ſo wird dieſer Glaube dennoch nach wie vor auf ſeinem feſten Grunde beſtehen, und die ſchönen Künſte werden ihren althergebrachten unabſtreitbaren und wohltätigen Beruf nicht gern mit einem neuen vertauſchen, zu welchem man ſie großmütig erhöhen will. Unbeſorgt, daß ihre auf unſer Vergnügen abzielende Beſtimmung ſie erniedrige, werden ſie vielmehr auf den Vorzug ſtolz ſein, dasjenige unmittelbar zu leiſten, was alle übrigen Richtungen und Tätigkeiten des menſchlichen Geiſtes nur mittelbar erfüllen. Daß der Zweck der Natur mit dem Menſchen ſeine Glückſeligkeit ſei, wenn auch der Menſch ſelbſt in ſeinem moraliſchen Handeln von dieſem Zwecke nichts wiſſen ſoll, wird wohl niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieſer alſo oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die ſchönen Künſte ihren Zweck gemein, Vergnügen auszuſpenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen ſie, was ihre ernſtern Schweſtern uns erſt mühſam erringen laſſen; ſie verſchenken, was dort erſt der ſauer erworbene Preis vieler Anſtrengungen zu ſein pflegt. Mit anſpannendem Fleiße müſſen wir die Vergnügungen des Verſtandes, mit ſchmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden

der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen oder das Übermaß der letztern durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunſt allein gewährt uns Genüſſe, die nicht erſt abverdient werden dürfen, die keine Opfer koſten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienſt, auf dieſe Art zu ergötzen, mit dem armſeligen Verdienſt, zu beluſtigen, in eine Klaſſe ſetzen? Wer ſich einfallen laſſen, der ſchönen Kunſt bloß deswegen jenen Zweck abzuſprechen, weil ſie über dieſen erhaben iſt?

Die wohlgemeinte Abſicht, das Moraliſchgute überall als höchſten Zweck zu verfolgen, die in der Kunſt ſchon ſo manches Mittelmäßige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künſten einen recht hohen Rang anzuweiſen, um ihnen die Gunſt des Staats, die Ehrfurcht aller Menſchen zu erwerben, vertreibt man ſie aus ihrem eigentümlichen Gebiet, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich iſt. Man glaubt ihnen einen großen Dienſt zu erweiſen, indem man ihnen, anſtatt des frivolen Zwecks zu ergötzen, einen moraliſchen unterſchiebt, und ihr ſo ſehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß dieſe Behauptung unterſtützen. Man findet es widerſprechend, daß dieſelbe Kunſt, die den höchſten Zweck der Menſchheit in ſo großem Maße befördert, nur beiläufig dieſe Wirkung leiſten und einen ſo gemeinen Zweck, wie man ſich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben ſollte. Aber dieſen anſcheinenden Widerſpruch würde, wenn wir ſie hätten, eine bündige Theorie des Vergnügens und eine vollſtändige Philoſophie der Kunſt ſehr leicht zu heben imſtande ſein. Aus dieſer würde ſich ergeben, daß ein freies Vergnügen, ſo wie die Kunſt es hervorbringt, durchaus auf moraliſchen Bedingungen beruhe, daß die ganze ſittliche Natur des Menſchen dabei tätig ſei. Aus ihr würde ſich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieſes Vergnügens ein Zweck ſei, der ſchlechterdings nur durch moraliſche Mittel erreicht werden könne, daß alſo die Kunſt, um das Vergnügen als ihren

wahren Zweck vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müſſe. Für die Würdigung der Kunſt iſt es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moraliſcher ſei oder ob ſie ihren Zweck nur durch moraliſche Mittel erreichen könne, denn in beiden Fällen hat ſie es mit der Sittlichkeit zu tun und muß mit dem Sittengeſetz im engſten Einverſtändnis handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunſt iſt es nichts weniger als einerlei, welches von beiden ihr Zweck und welches das Mittel iſt. Iſt der Zweck ſelbſt moraliſch, ſo verliert ſie das, wodurch ſie allein mächtig iſt, ihre Freiheit, und das, wodurch ſie ſo allgemein wirkſam iſt, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt ſich in ein ernſthaftes Geſchäft, und doch iſt es gerade das Spiel, wodurch ſie das Geſchäft am beſten vollführen kann. Nur indem ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllt, wird ſie einen wohltätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem ſie ihre völlige Freiheit ausübt, kann ſie ihre höchſte äſthetiſche Wirkung erfüllen.

Es iſt ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, inſofern es aus ſittlichen Quellen fließt, den Menſchen ſittlich verbeſſert, und daß hier die Wirkung wieder zur Urſache werden muß. Die Luſt am Schönen, am Rührenden, am Erhabenen ſtärkt unſre moraliſche Gefühle, wie das Vergnügen am Wohltun, an der Liebe und ſo fort alle dieſe Neigungen ſtärkt. Ebenſo, wie ein vergnügter Geiſt das gewiſſe Los eines ſittlich vortrefflichen Menſchen iſt, ſo iſt ſittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüts. Die Kunſt wirkt alſo nicht deswegen allein ſittlich, weil ſie durch ſittliche Mittel ergötzt, ſondern auch deswegen, weil das Vergnügen ſelbſt, das die Kunſt gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunſt ihren Zweck erreicht, ſind ſo vielfach, als es überhaupt Quellen eines freien Vergnügens gibt. Frei aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobei die Gemütskräfte nach ihren eigenen Geſetzen affiziert werden, und wo die Empfindung durch eine Vorſtellung erzeugt wird; im Gegenſatz von

dem phyſiſchen oder ſinnlichen Vergnügen, wobei die Seele, dem Mechanismus unterwürfig, nach fremden Geſetzen bewegt wird und die Empfindung unmittelbar auf ihre phyſiſche Urſache erfolget. Die ſinnliche Luſt iſt die einzige, die vom Gebiet der ſchönen Kunſt ausgeſchloſſen wird, und eine Geſchicklichkeit, die ſinnliche Kunſt zu erwecken, kann ſich nie oder alsdann nur zur Kunſt erheben, wenn die ſinnlichen Eindrücke nach einem Kunſtplan geordnet, verſtärkt oder gemäßigt werden und dieſe Planmäßigkeit durch die Vorſtellung erkannt wird. Aber auch in dieſem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunſt, was der Gegenſtand eines freien Vergnügens iſt, nämlich der Geſchmack in der Anordnung, der unſern Verſtand ergötzt, nicht die phyſiſchen Reize ſelbſt, die nur unſre Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des ſinnlichen Vergnügens iſt Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen iſt ſinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorſtellungskräfte erkannt wird, ſondern bloß durch das Geſetz der Notwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur phyſiſchen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige Bewegung des Bluts und der Lebensgeiſter in einzelnen Organen oder in der ganzen Maſchine die körperliche Luſt mit allen ihren Arten und Modifikationen; wir fühlen dieſe Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen Vorſtellung von ihr.

Das Vergnügen iſt frei, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vorſtellen und die angenehme Empfindung die Vorſtellung begleitet; alle Vorſtellungen alſo, wodurch wir Übereinſtimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, ſind Quellen eines freien Vergnügens und inſofern fähig, von der Kunſt zu dieſer Abſicht gebraucht zu werden. Sie erſchöpfen ſich in folgenden Klaſſen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Rührend, Erhaben. Das Gute beſchäftigt unſre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verſtand; das Schöne den Verſtand mit der Einbildungs-

kraft, das Rührende und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergötzt auch ſchon der Reiz oder die zur Tätigkeit aufgefoderte Kraft, aber die Kunſt bedient ſich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit zu begleiten; allein betrachtet, verliert er ſich unter die Lebensgefühle, und die Kunſt verſchmäht ihn wie alle ſinnlichen Lüſte.

Die Verſchiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunſt das Vergnügen ſchöpft, das ſie uns gewähret, kann für ſich allein zu keiner Einteilung der Künſte berechtigen, da in derſelben Kunſtklaſſe mehrere, ja oft alle Arten des Vergnügens zuſammenfließen können. Aber inſofern eine gewiſſe Art derſelben als Hauptzweck verfolgt wird, kann ſie, wenngleich nicht eine eigene Klaſſe, doch eine eigne Anſicht der Kunſtwerke gründen. So zum Beiſpiel könnte man diejenigen Künſte, welche den Verſtand und die Einbildungskraft vorzugsweiſe befriedigen, diejenigen alſo, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Namen der ſchönen Künſte (Künſte des Geſchmacks, Künſte des Verſtandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweiſe beſchäftigen, alſo das Gute, das Rührende und Erhabene zu ihrem Hauptgegenſtand haben, unter dem Namen der rührenden Künſte (Künſte des Gefühls, des Herzens) in eine beſondere Klaſſe vereinigen. Zwar iſt es unmöglich, das Rührende von dem Schönen durchaus zu trennen, aber ſehr gut kann das Schöne ohne das Rührende beſtehen. Wenn alſo gleich dieſe verſchiedene Anſicht zu keiner vollkommenen Einteilung der freien Künſte berechtigt, ſo dient ſie wenigſtens dazu, die Prinzipien zu Beurteilung derſelben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich einreißen muß, wenn man bei einer Geſetzgebung in äſthetiſchen Dingen die ganz verſchiedenen Felder des Rührenden und des Schönen verwechſelt.

Unter der rührenden Gattung behaupten in der Dichtkunſt die Epopee und das Trauerſpiel den vorzüglichſten Rang. In der

erſtern iſt das Rührende dem Erhabnen, in dem letzten das Erhabne dem Rührenden beigeſellt. Wollte man von dieſem Leitfaden weiter Gebrauch machen, ſo könnte man Dichtungsarten aufſtellen, die das Erhabne allein, andre, die das Rührende allein behandeln. In noch andern würde ſich das Rührende mit dem Schönen vorzüglich gatten und zu der zweiten Ordnung der Kunſt einen Übergang bahnen. So könnte man vielleicht dieſen Faden auch durch dieſe, die ſchönen Künſte, fortführen und an dem höchſt Vollkommenen einen Rückweg zum Erhabenen finden, wodurch der Kreis der Künſte geſchloſſen würde.

Das Rührende und Erhabene kommen darin überein, daß ſie Luſt durch Unluſt hervorbringen, daß ſie uns alſo (da die Luſt aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegenteil entſpringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit vorausſetzt.

Das Gefühl des Erhabenen beſteht einerſeits aus dem Gefühl unſerer Ohnmacht und Begrenzung, einen Gegenſtand zu umfaſſen, anderſeits aber aus dem Gefühl unſrer Übermacht, welche vor keinen Grenzen erſchrickt und dasjenige ſich geiſtig unterwirft, dem unſre ſinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenſtand des Erhabenen widerſtreitet alſo unſerm ſinnlichen Vermögen, und dieſe Unzweckmäßigkeit muß uns notwendig Unluſt erwecken. Aber ſie wird zugleich eine Veranlaſſung, ein anderes Vermögen in uns zu unſerm Bewußtſein zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen iſt. Ein erhabener Gegenſtand iſt alſo eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerſtreitet, zweckmäßig für die Vernunft und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige ſchmerzet.

Rührung, in ſeiner ſtrengen Bedeutung, bezeichnet die gemiſchte Empfindung des Leidens und der Luſt an dem Leiden. Rührung kann man alſo nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über dasſelbe gemäßigt genug iſt, um der Luſt Raum zu laſſen, die etwa ein mitleidender Zuſchauer dabei empfindet.

Der Verluſt eines großen Guts ſchlägt uns heute zu Boden, und unſer Schmerz rührt den Zuſchauer; in einem Jahre erinnern wir uns dieſes Leidens ſelbſt mit Rührung. Der Schwache iſt jederzeit ein Raub ſeines Schmerzens, der Held und der Weiſe werden vom höchſten eigenen Unglück nur gerührt.

Rührung enthält ebenſo, wie das Gefühl des Erhabenen, zwei Beſtandteile, Schmerz und Vergnügen; alſo hier wie dort liegt der Zweckmäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So ſcheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu ſein, daß der Menſch leidet, der doch nicht zum Leiden beſtimmt iſt, und dieſe Zweckwidrigkeit tut uns wehe. Aber dieſes Wehetun der Zweckwidrigkeit iſt zweckmäßig für unſere vernünftige Natur überhaupt und, inſofern es uns zur Tätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menſchliche Geſellſchaft. Wir müſſen alſo über die Unluſt ſelbſt, welche das Zweckwidrige in uns erregt, notwendig Luſt empfinden, weil jene Unluſt zweckmäßig iſt. Um zu beſtimmen, ob bei einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behält. Dies kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältnis zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns ſchmerzhafter als das Leiden des Laſterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menſchen, glücklich zu ſein, ſondern auch dem beſondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erſtern widerſprochen wird. Hingegen ſchmerzt uns das Glück des Böſewichts auch weit mehr als das Unglück des Tugendhaften, weil erſtlich das Laſter ſelbſt und zweitens die Belohnung des Laſters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Außerdem iſt die Tugend weit mehr geſchickt, ſich ſelbſt zu belohnen, als das glückliche Laſter, ſich zu beſtrafen; eben deswegen wird der Rechtſchaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Laſterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Beſtimmung des Verhältniſſes der Luſt zu der Unluſt in Rührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffen. Keine Zweckmäßigkeit geht uns ſo nah an als die moraliſche, und nichts geht über die Luſt, die wir über dieſe moraliſche Zweckmäßigkeit empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematiſch ſein, die moraliſche iſt uns erwieſen. Sie allein gründet ſich auf unſre vernünftige Natur und auf innre Notwendigkeit. Sie iſt uns die nächſte, die wichtigſte und zugleich die erkennbarſte, weil ſie durch nichts von außen, ſondern durch ein innres Prinzip unſrer autonomiſchen Vernunft beſtimmt wird. Sie iſt das Palladium unſrer Freiheit.

Dieſe moraliſche Zweckmäßigkeit wird am lebendigſten erkannt, wenn ſie im Widerſpruch mit andern die Oberhand behält; nur dann erweiſt ſich die ganze Macht des Sittengeſetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menſchliches Herz verlieren. Unter dieſen Naturkräften iſt alles begriffen, was nicht moraliſch iſt, alles, was nicht unter der höchſten Geſetzgebung der Vernunft ſtehet; alſo Empfindungen, Triebe, Affekte, Leidenſchaften ſo gut, als die phyſiſche Notwendigkeit und das Schickſal. Je furchtbarer die Gegner, deſto glorreicher der Sieg; der Widerſtand allein kann die Kraft ſichtbar machen. Aus dieſem folgt, „daß das höchſte Bewußtſein unſrer moraliſchen Natur nur in einem gewaltſamen Zuſtand, im Kampfe, erhalten werden kann, und daß das höchſte moraliſche Vergnügen jederzeit von Schmerz wird begleitet ſein.“

Diejenige Dichtungsart alſo, welche uns die moraliſche Luſt in vorzüglichem Grade gewährt, muß ſich eben deswegen der gemiſchten Empfindungen bedienen und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies tut vorzugsweiſe die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle mögliche Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moraliſchen oder auch eine moraliſche Zweckmäßigkeit der

andern, die höher iſt, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältnis, in welchem die moraliſche Zweckmäßigkeit im Widerſpruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der unterſten bis zur höchſten hinaufzuführen und den Grad der angenehmen oder ſchmerzhaften Rührung a priori aus dem Prinzip der Zweckmäßigkeit beſtimmt anzugeben. Ja, vielleicht ließen ſich aus eben dieſem Prinzip beſtimmte Ordnungen der Tragödie ableiten und alle mögliche Klaſſen derſelben a priori in einer vollſtändigen Tafel erſchöpfen; ſo, daß man imſtande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweiſen und den Grad ſowohl als die Art der Rührung im voraus zu berechnen, über den ſie ſich vermöge ihrer Spezies nicht erheben kann. Aber dieſer Gegenſtand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie ſehr die Vorſtellung der moraliſchen Zweckmäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unſerm Gemüt vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beiſpielen einleuchtend zu erkennen ſein.

Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden ſehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu ſterben, als durch Untreue gegen das Geliebte ſich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl dieſen Auftritt zum Gegenſtand eines ſo himmliſchen Vergnügens? Der Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtands mit dem lachenden Schickſal, das ſie verſchmähten, die anſcheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verleugnung der Selbſtliebe uſf. ſollten uns, da ſie ſo viele Vorſtellungen von Zweckwidrigkeit in unſre Seele rufen, mit dem empfindlichſten Schmerz erfüllen — aber was kümmert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Geſetzen, wenn ſie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlaſſung wird, uns die moraliſche Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollſten Lichte zeigen? Die Erfahrung von der ſiegenden Macht des ſittlichen Geſetzes, die wir bei dieſem Anblick machen, iſt ein ſo hohes, ſo weſentliches Gut, daß wir ſogar

verſucht werden, uns mit dem Übel auszuſöhnen, dem wir es zu verdanken haben. Übereinſtimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widerſprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn Koriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht beſiegt, das ſchon ſo gut als eroberte Rom verläßt, ſeine Rache unterdrückt, ſein Heer zurückführt und ſich dem Haß eines eiferſüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, ſo begeht er offenbar eine ſehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch dieſen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, ſondern rennt auch vorſätzlich ſeinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unausſprechlich groß iſt es auf der andern Seite, den gröbſten Widerſpruch mit der Neigung einem Widerſpruch mit dem ſittlichen Gefühl kühn vorzuziehen und auf ſolche Art, dem höchſten Intereſſe der Sinnlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verſtoßen, um nur mit der höhern moraliſchen Pflicht übereinſtimmend zu handeln? Jede Aufopferung des Lebens iſt zweckwidrig, denn das Leben iſt die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moraliſcher Abſicht iſt in hohem Grad zweckmäßig, denn das Leben iſt nie für ſich ſelbſt, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt alſo ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, ſo muß das Leben der Sittlichkeit nachſtehen. „Es iſt nicht nötig, daß ich lebe, aber es iſt nötig, daß ich Rom vor dem Hunger ſchütze," ſagt der große Pompejus, da er nach Afrika ſchiffen ſoll und ſeine Freunde ihm anliegen, ſeine Abfahrt zu verſchieben, bis der Seeſturm vorüber ſei.

Aber das Leiden eines Verbrechers iſt nicht weniger tragiſch ergötzend als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorſtellung einer moraliſchen Zweckwidrigkeit. Der Widerſpruch ſeiner Handlung mit dem Sittengeſetz ſollte uns mit Unwillen, die moraliſche Unvollkommenheit, die eine ſolche Art zu handeln vorausſetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch

das Unglück der Schuldloſen nicht einmal in Anſchlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier iſt keine Zufriedenheit mit der Moralität der Perſonen, die uns für den Schmerz zu entſchädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch iſt beides ein ſehr dankbarer Gegenſtand für die Kunſt, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht ſchwer ſein, dieſe Erſcheinung mit dem bisher Geſagten in Übereinſtimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorſam gegen das Sittengeſetz gibt uns die Vorſtellung moraliſcher Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Verletzung desſelben tut es. Die Traurigkeit, welche das Bewußtſein moraliſcher Unvollkommenheit erzeugt, iſt zweckmäßig, weil ſie der Zufriedenheit gegenüber ſteht, die das moraliſche Rechttun begleitet. Reue, Selbſtverdammung, ſelbſt in ihrem höchſten Grad, in der Verzweiflung, ſind moraliſch erhaben, weil ſie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Bruſt des Verbrechers ein unbeſtechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte und ſeine Ausſprüche ſelbſt gegen das feurigſte Intereſſe der Selbſtliebe geltend machte. Reue über eine Tat entſpringt aus der Vergleichung derſelben mit dem Sittengeſetz und iſt Mißbilligung dieſer Tat, weil ſie dem Sittengeſetz widerſtreitet. Alſo muß im Augenblick der Reue das Sittengeſetz die höchſte Inſtanz im Gemüt eines ſolchen Menſchen ſein; es muß ihm wichtiger ſein als ſelbſt der Preis des Verbrechens, weil das Bewußtſein des beleidigten Sittengeſetzes ihm den Genuß dieſes Preiſes vergällt. Der Zuſtand eines Gemüts aber, in welchem das Sittengeſetz für die höchſte Inſtanz erkannt wird, iſt moraliſch zweckmäßig, alſo eine Quelle moraliſcher Luſt. Und was kann auch erhabener ſein als jene heroiſche Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben ſelbſt in den Staub tritt, weil ſie die mißbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte ſein Leben freiwillig dahingibt, um dem Sittengeſetz gemäß zu handeln — oder ob der

Verbrecher unter dem Zwange des Gewiſſens ſein Leben mit eigner Hand zerſtört, um die Übertretung jenes Geſetzes an ſich zu beſtrafen, ſo ſteigt unſre Achtung für das Sittengeſetz zu einem gleich hohen Grad empor; und, wenn ja noch ein Unterſchied ſtattfände, ſo würde er vielmehr zum Vorteil des letzteren ausfallen, da das beglückende Bewußtſein des Rechthandelns dem Tugendhaften ſeine Entſchließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das ſittliche Verdienſt an einer Handlung gerade um ebenſoviel abnimmt, als Neigung und Luſt daran Anteil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengeſetzes nur ſpäter, nicht ſchwächer; es ſind Gemälde der erhabenſten Sittlichkeit, nur in einem gewaltſamen Zuſtand entworfen. Ein Menſch, der wegen einer verletzten moraliſchen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorſam gegen dieſelbe zurück, und je furchtbarer ſeine Selbſtverdammung ſich äußert, deſto mächtiger ſehen wir das Sittengeſetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moraliſche Vergnügen nur durch einen moraliſchen Schmerz erkauft wird, und dies geſchieht, wenn eine moraliſche Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeinern deſto gemäßer zu handeln. Wäre Koriolan, anſtatt ſeine eigene Vaterſtadt zu belagern, vor Antium oder Korioli mit einem römiſchen Heere geſtanden, wäre ſeine Mutter eine Volſcierin geweſen, und ihre Bitten hätten die nämliche Wirkung auf ihn gehabt, ſo würde dieſer Sieg der Kindespflicht den entgegengeſetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter ſtünde dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Kolliſionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Kommendant, dem die Wahl gelaſſen wird, entweder die Stadt zu übergeben oder ſeinen gefangenen Sohn vor ſeinen Augen durchbohrt zu ſehen, wählt ohne Bedenken das letztere, weil die Pflicht gegen ſein Kind der Pflicht gegen ſein Vaterland billig untergeordnet iſt. Es empört zwar im erſten Augenblick unſer Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht ſo

widerſprechend handelt, aber es reißt uns bald zu einer ſüßen Bewunderung hin, daß ſogar ein moraliſcher Antrieb, und wenn er ſich ſelbſt mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Geſetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinthier Timoleon einen geliebten, aber ehrſüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil ſeine Meinung von patriotiſcher Pflicht ihn zu Vertilgung alles deſſen, was die Republik in Gefahr ſetzt, verbindet, ſo ſehen wir ihn zwar nicht ohne Entſetzen und Abſcheu dieſe naturwidrige, dem moraliſchen Gefühl ſo ſehr widerſtreitende Handlung begehen, aber unſer Abſcheu löſt ſich bald in die höchſte Achtung der heroiſchen Tugend auf, die ihre Ausſprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet und im ſtürmiſchen Widerſtreit der Gefühle ebenſo frei und ebenſo richtig als im Zuſtand der höchſten Ruhe entſcheidet. Wir können über republikaniſche Pflicht mit Timoleon ganz verſchieden denken; das ändert an unſerm Wohlgefallen nichts. Vielmehr ſind es gerade ſolche Fälle, wo unſer Verſtand nicht auf der Seite der handelnden Perſon iſt, aus welchen man erkennt, wie ſehr wir Pflichtmäßigkeit über Zweckmäßigkeit, Einſtimmung mit der Vernunft über die Einſtimmung mit dem Verſtande erheben.

Über keine moraliſche Erſcheinung aber wird das Urteil der Menſchen ſo verſchieden ausfallen als gerade über dieſe, und der Grund dieſer Verſchiedenheit darf nicht weit geſucht werden. Der moraliſche Sinn liegt zwar in allen Menſchen, aber nicht bei allen in derjenigen Stärke und Freiheit, wie er bei Beurteilung dieſer Fälle vorausgeſetzt werden muß. Für die meiſten iſt es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einſtimmung mit dem Sittengeſetz leicht gefaßt wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerſtreit mit dieſem Geſetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verſtand und eine von jeder Naturkraft, alſo auch von moraliſchen Trieben (inſofern ſie inſtinktartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfodert, die Verhältniſſe moraliſcher Pflichten zu dem höchſten Prinzip der Sittlichkeit richtig zu beſtimmen.

Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige wenige die höchſte Zweckmäßigkeit erkennen, dem großen Haufen als ein empörender Widerſpruch erſcheinen, ob gleich beide ein moraliſches Urteil fällen; daher rührt es, daß die Rührung an ſolchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgeteilt werden kann, wie die Einheit der menſchlichen Natur und die Notwendigkeit des moraliſchen Geſetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrſte und höchſte Erhabene iſt, wie man weiß, vielen Überſpannung und Unſinn, weil das Maß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in allen dasſelbe iſt. Eine kleine Seele ſinkt unter der Laſt ſo großer Vorſtellungen dahin oder fühlt ſich peinlich über ihren moraliſchen Durchmeſſer auseinander geſpannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häßlichſte Verwirrung, wo der denkende Geiſt gerade die höchſte Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit, inſofern es der tragiſchen Rührung und unſrer Luſt an dem Leiden zum Grunde liegt. Aber es ſind demungeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit ſelbſt auf Unkoſten der moraliſchen zu ergötzen ſcheint. Die höchſte Konſequenz eines Böſewichts in Anordnung ſeiner Maſchinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anſtalten und Zweck unſerm moraliſchen Gefühl widerſtreiten. Ein ſolcher Menſch iſt fähig, unſre lebhafteſte Teilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlſchlag derſelben Pläne, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moraliſche Zweckmäßigkeit beziehen, aufs feurigſte wünſchen ſollten. Aber auch dieſe Erſcheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit und ſeinen Einfluß auf unſer Vergnügen an tragiſchen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umſtänden Vergnügen, ſie beziehe ſich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder ſie widerſtreite demſelben. Wir genießen dieſes Vergnügen rein, ſolange wir uns keines ſittlichen Zwecks erinnern, dem dadurch

widerſprochen wird. Ebenſo wie wir uns an dem verſtandähnlichen Inſtinkt der Tiere, an dem Kunſtfleiß der Bienen u. d. gl. ergötzen, ohne dieſe Naturzweckmäßigkeit auf einen verſtändigen Willen, noch weniger auf einen moraliſchen Zweck zu beziehen, ſo gewährt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menſchlichen Geſchäfts an ſich ſelbſt Vergnügen, ſobald wir uns weiter nichts dabei denken als das Verhältnis der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es uns aber ein, dieſen Zweck nebſt ſeinen Mitteln auf ein ſittliches Prinzip zu beziehen und entdecken wir alsdann einen Widerſpruch mit dem letztern, kurz, erinnern wir uns, daß es die Handlung eines moraliſchen Weſens iſt, ſo tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes erſten Vergnügens, und keine noch ſo große Verſtandeszweckmäßigkeit iſt fähig, uns mit der Vorſtellung einer ſittlichen Zweckwidrigkeit zu verſöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieſer Richard III., dieſer Jago, dieſer Lovelace Menſchen ſind, ſonſt wird ſich unſre Teilnahme unausbleiblich in ihr Gegenteil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen beſitzen und auch häufig genug ausüben, unſre Aufmerkſamkeit von einer gewiſſen Seite der Dinge freiwillig abzulenken und auf eine andre zu richten, daß das Vergnügen ſelbſt, welches durch dieſe Abſonderung allein für uns möglich iſt, uns dazu einladet und dabei feſthält, wird durch die tägliche Erfahrung beſtätigt.

Nicht ſelten aber gewinnt eine geiſtreiche Bosheit vorzüglich deswegen unſre Gunſt, weil ſie ein Mittel iſt, uns den Genuß der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu verſchaffen. Je gefährlicher die Schlingen ſind, welche Lovelace Klariſſens Tugend legt, je härter die Proben ſind, auf welche die erfinderiſche Grauſamkeit eines Deſpoten die Standhaftigkeit ſeines unſchuldigen Opfers ſtellt, in deſto höherem Glanz ſehen wir die moraliſche Zweckmäßigkeit triumphieren. Wir freuen uns über die Macht des moraliſchen Pflichtgefühls, welches die Erfindungskraft eines Verführers ſo ſehr in Arbeit ſetzen kann. Hingegen rechnen wir dem konſequenten Böſewicht die Beſiegung des moraliſchen Gefühls, von dem

wir wiſſen, daß es ſich notwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienſt an, weil es von einer großen Zweckmäßigkeit des Verſtandes zeugt, ſich durch keine moraliſche Regung in ſeinem Handeln irre machen zu laſſen.

Übrigens iſt es unwiderſprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenſtand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn ſie vor der moraliſchen Zweckmäßigkeit zuſchanden wird. Dann iſt ſie ſogar eine weſentliche Bedingung des höchſten Wohlgefallens, weil ſie allein vermag, die Übermacht des moraliſchen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfaſſer der Klariſſa entläßt. Die höchſte Verſtandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Klariſſa dieſem furchtbaren Feind ihrer Unſchuld entgegen ſetzt, glorreich übertroffen, und wir ſehen uns dadurch in den Stand geſetzt, den Genuß beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

Inſoferne ſich der tragiſche Dichter zum Ziel ſetzt, das Gefühl der moraliſchen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtſein zu bringen, inſofern er alſo die Mittel zu dieſem Zwecke verſtändig wählt und anwendet, muß er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moraliſche und durch die Naturzweckmäßigkeit ergötzen. Durch jene wird er das Herz, durch dieſe den Verſtand befriedigen. Der große Haufe erleidet gleichſam blind die von dem Künſtler auf das Herz beabſichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelſt welcher die Kunſt dieſe Macht über ihn ausübte. Aber es gibt eine gewiſſe Klaſſe von Kennern, bei denen der Künſtler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geſchmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für ſich gewinnen kann. Gleichgültig gegen den Inhalt werden dieſe bloß durch die Form befriedigt. Sie vergeben eine Verletzung dieſer ſelbſt der

gelungenſten Wirkung nicht und wollen lieber bei einer zweckmäßigen Anordnung den Zweck, als bei dem vollkommen erreichten Zweck die Zweckmäßigkeit der Mittel verlieren. In dieſen ſonderbaren Widerſpruch artet öfters die feinſte Kultur des Geſchmackes aus, beſonders wo die moraliſche Veredlung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Dieſe Art Kenner ſuchen im Rührenden und Erhabenen nur das Schöne; dieſes empfinden und prüfen ſie mit dem richtigſten Gefühl, aber man hüte ſich, an ihr Herz zu appellieren. Alter und Kultur führen uns dieſer Klippe entgegen, und dieſen nachteiligen Einfluß von beiden glücklich beſiegen, iſt der höchſte Charakterruhm des gebildeten Mannes. Unter Europens Nationen ſind unſre Nachbarn die Franzoſen dieſem Extrem am nächſten geführt worden, und wir ringen, wie in allem ſo auch hier, dieſem Muſter nach.

Über die tragiſche Kunſt.

Der Zuſtand des Affekts für ſich ſelbſt, unabhängig von aller Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſre Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, hat etwas Ergötzendes für uns; wir ſtreben, uns in denſelben zu verſetzen, wenn es auch einige Opfer koſten ſollte. Unſern gewöhnlichſten Vergnügungen liegt dieſer Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabſcheuung gerichtet, ob er, ſeiner Natur nach, angenehm oder peinlich ſei, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affekt den größern Reiz für uns habe und alſo die Luſt am Affekt mit ſeinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehe. Es iſt eine allgemeine Erſcheinung in unſrer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte ſelbſt, mit unwiderſtehlichem Zauber an ſich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entſetzens mit gleichen Kräften weggeſtoßen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt ſich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeſchichte; das abenteuer-

liche Geſpenſtermärchen verſchlingen wir mit Begierde und mit deſto größrer, je mehr uns dabei die Haare zu Berge ſteigen.

Lebhafter äußert ſich dieſe Regung bei Gegenſtänden der wirklichen Anſchauung. Ein Meerſturm, der eine ganze Flotte verſenkt, vom Ufer aus geſehen, würde unſre Phantaſie ebenſo ſtark ergötzen, als er unſer fühlendes Herz empört; es dürfte ſchwer ſein, mit dem Lucrez zu glauben, daß dieſe unnatürliche Luſt aus einer Vergleichung unſrer eignen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entſpringe. Wie zahlreich iſt nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz ſeiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe noch die unedle Luſt der geſtillten Rachbegierde kann dieſe Erſcheinung erklären. Dieſer Unglückliche kann in dem Herzen der Zuſchauer ſogar entſchuldigt, das aufrichtigſte Mitleid für ſeine Erhaltung geſchäftig ſein; dennoch regt ſich, ſtärker oder ſchwächer, ein neugieriges Verlangen bei dem Zuſchauer, Aug und Ohr auf den Ausdruck ſeines Leidens zu richten. Wenn der Menſch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierin eine Ausnahme macht, ſo rührt dies nicht daher, daß dieſer Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, ſondern daher, daß er von der ſchmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen oder von den Geſetzen des Anſtands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menſchlichkeit zügelt, überläßt ſich ohne Scheu dieſem mächtigen Zuge. Er muß alſo in der urſprünglichen Anlage des menſchlichen Gemüts gegründet und durch ein allgemeines pſychologiſches Geſetz zu erklären ſein.

Wenn wir aber auch dieſe rohen Naturgefühle mit der Würde der menſchlichen Natur unverträglich finden und deswegen Anſtand nehmen, ein Geſetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, ſo gibt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an ſchmerzhaften Rührungen außer Zweifel ſetzen. Der peinliche Kampf entgegengeſetzter Neigungen oder Pflichten, der für denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle

des Elends iſt, ergötzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer ſteigender Luſt den Fortſchritten einer Leidenſchaft bis zu dem Abgrund, in welchen ſie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines phyſiſchen Leidens oder auch von dem phyſiſchen Ausdruck eines moraliſchen zurückſchreckt, läßt uns in der Sympathie mit dem reinen moraliſchen Schmerz eine nur deſto ſüßere Luſt empfinden. Das Intereſſe iſt allgemein, mit dem wir bei Schilderungen ſolcher Gegenſtände verweilen.

Natürlicherweiſe gilt dies nur von dem mitgeteilten oder nachempfundnen Affekt, denn die nahe Beziehung, in welcher der urſprüngliche zu unſrem Glückſeligkeitstriebe ſteht, beſchäftigt und beſitzt uns gewöhnlich zu ſehr, um der Luſt Raum zu laſſen, die er, frei von jeder eigennützigen Beziehung, für ſich ſelbſt gewährt. So iſt bei demjenigen, der wirklich von einer ſchmerzhaften Leidenſchaft beherrſcht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, ſo ſehr die Schilderung ſeiner Gemütslage den Hörer oder Zuſchauer entzücken kann. Demungeachtet iſt ſelbſt der urſprüngliche ſchmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur ſind die Grade dieſes Vergnügens nach der Gemütsbeſchaffenheit der Menſchen verſchieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht, ein Genuß, ſo würden Hazardſpiele ungleich weniger Reiz für uns haben, ſo würde man ſich nie aus tollkühnem Mut in Gefahren ſtürzen, ſo könnte ſelbſt die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchſten Illuſion und im ſtärkſten Grad der Verwechslung nicht am lebhafteſten ergötzen. Dadurch aber wird nicht geſagt, daß die unangenehmen Affekte an und für ſich ſelbſt Luſt gewähren, welches zu behaupten wohl niemand ſich einfallen laſſen wird; es iſt genug, wenn dieſe Zuſtände des Gemüts bloß die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewiſſe Arten des Vergnügens für uns möglich ſind. Gemüter alſo, welche für dieſe Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüſtern ſind, werden

ſich leichter mit dieſen unangenehmen Bedingungen verſöhnen und auch in den heftigſten Stürmen der Leidenſchaft ihre Freiheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung ſeines Gegenſtandes auf unſer ſinnliches oder ſittliches Vermögen rührt die Unluſt her, welche wir bei widrigen Affekten empfinden, ſo wie die Luſt bei den angenehmen aus eben dieſen Quellen entſpringt. Nach dem Verhältnis nun, in welchem die ſittliche Natur eines Menſchen zu ſeiner ſinnlichen ſteht, richtet ſich auch der Grad der Freiheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moraliſchen keine Wahl für uns ſtatt findet, der ſinnliche Trieb hingegen der Geſetzgebung der Vernunft unterworfen und alſo in unſrer Gewalt iſt, wenigſtens ſein ſoll, ſo leuchtet ein, daß es möglich iſt, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu tun haben, eine vollkommene Freiheit zu behalten und über den Grad Herr zu ſein, den ſie erreichen ſollen. Dieſer wird in eben dem Maße ſchwächer ſein, als der moraliſche Sinn über den Glückſeligkeitstrieb bei einem Menſchen die Obergewalt behauptet und die eigennützige Anhänglichkeit an ſein individuelles Ich durch den Gehorſam gegen allgemeine Vernunftgeſetze vermindert wird. Ein ſolcher Menſch wird alſo im Zuſtand des Affekts die Beziehung eines Gegenſtandes auf ſeinen Glückſeligkeitstrieb weit weniger empfinden und folglich auch weit weniger von der Unluſt erfahren, die nur aus dieſer Beziehung entſpringt; hingegen wird er deſto mehr auf das Verhältnis merken, in welchem eben dieſer Gegenſtand zu ſeiner Sittlichkeit ſteht, und eben darum auch deſto empfänglicher für die Luſt ſein, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht ſelten in die peinlichſten Leiden der Sinnlichkeit miſcht. Eine ſolche Verfaſſung des Gemüts iſt am fähigſten, das Vergnügen des Mitleids zu genießen und ſelbſt den urſprünglichen Affekt in den Schranken des mitleidenden zu erhalten. Daher der hohe Wert einer Lebensphiloſophie, welche durch ſtete Hinweiſung auf allgemeine Geſetze das Gefühl für unſre Individualität entkräftet,

im Zuſammenhange des großen Ganzen unſer kleines Selbſt uns verlieren lehrt und uns dadurch in den Stand ſetzt, mit uns ſelbſt wie mit Fremdlingen umzugehen. Dieſe erhabene Geiſtesſtimmung iſt das Loos ſtarker und philoſophiſcher Gemüter, die durch fortgeſetzte Arbeit an ſich ſelbſt den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der ſchmerzhafteſte Verluſt führt ſie nicht über eine ruhige Wehmut hinaus, mit der ſich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig ſind, ſich von ſich ſelbſt zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an ſich ſelbſt teilzunehmen, und eigenes Leiden in dem milden Widerſchein der Sympathie zu empfinden.

Schon das Bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an ſich ſelbſt, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerkſam machen. Es iſt größer, wie man geſehen hat, in moraliſchen Gemütern und wirkt deſto freier, je mehr das Gemüt von dem eigennützigen Triebe unabhängig iſt. Es iſt ferner lebhafter und ſtärker in traurigen Affekten, wo die Selbſtliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derſelben vorausſetzen; alſo wächſt es, wo der eigennützige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo dieſem Triebe geſchmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweierlei Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückſeligkeitstriebes und die Erfüllung moraliſcher Geſetze; eine Luſt alſo, von der man bewieſen hat, daß ſie nicht aus der erſtern Quelle entſprang, muß notwendig aus der zweiten ihren Urſprung nehmen. Aus unſerer moraliſchen Natur alſo quillt die Luſt hervor, wodurch uns ſchmerzhafte Affekte in der Mitteilung entzücken und, auch ſogar urſprünglich empfunden, in gewiſſen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art verſucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigſten Auflöſungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erſcheinung lieber in begleitenden Umſtänden als in der Natur des Affekts ſelbſt aufſuchte. Vielen iſt das Vergnügen des Mitleids nichts anders als

das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindſamkeit, andern die Luſt an ſtarkbeſchäftigten Kräften, lebhafter Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Tätigkeitstriebes; andre laſſen ſie aus der Entdeckung ſittlich ſchöner Charakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenſchaft ſichtbar mache, entſpringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöſt, warum gerade die Pein ſelbſt, das eigentliche Leiden, bei Gegenſtänden des Mitleids uns am mächtigſten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein ſchwächerer Grad des Leidens den angeführten Urſachen unſrer Luſt an der Rührung offenbar günſtiger ſein müßte. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unſrer Phantaſie erweckten Vorſtellungen, die ſittliche Vortrefflichkeit der leidenden Perſonen, der Rückblick des mitleidenden Subjekts auf ſich ſelbſt können die Luſt an Rührungen wohl erhöhen, aber ſie ſind die Urſache nicht, die ſie hervorbringt. Das Leiden einer ſchwachen Seele, der Schmerz eines Böſewichts gewähren uns dieſen Genuß freilich nicht, aber deswegen nicht, weil ſie unſer Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets alſo kehrt die erſte Frage zurück, warum eben juſt der Grad des Leidens den Grad der ſympathetiſchen Luſt an einer Rührung beſtimme, und ſie kann auf keine andre Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unſre Sinnlichkeit die Bedingung ſei, diejenige Kraft des Gemüts aufzuregen, deren Tätigkeit jenes Vergnügen an ſympathetiſchem Leiden erzeugt.

Dieſe Kraft nun iſt keine andre als die Vernunft, und inſofern die freie Wirkſamkeit derſelben als abſolute Selbſttätigkeit vorzugsweiſe den Namen der Tätigkeit verdient, inſofern ſich das Gemüt nur in ſeinem ſittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frei fühlt, inſofern iſt es freilich der befriedigte Trieb der Tätigkeit, von welchem unſer Vergnügen an traurigen Rührungen ſeinen Urſprung zieht. Aber ſo iſt es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, nicht die Wirkſamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, ſondern eine beſtimmte Gattung

der erſtern und eine beſtimmte, durch Vernunft erzeugte Wirkſamkeit des letztern, was dieſem Vergnügen zum Grund liegt.

Der mitgeteilte Affekt überhaupt hat alſo etwas Ergötzendes für uns, weil er den Tätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affekt leiſtet jene Wirkung in einem höhern Grade, weil er dieſen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zuſtand ſeiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewußtſein ſeiner vernünftigen Natur äußert das Gemüt ſeine höchſte Tätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerſtand überlegen iſt.

Derjenige Zuſtand des Gemüts alſo, der vorzugsweiſe dieſe Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, dieſe höhere Tätigkeit weckt, iſt der zweckmäßigſte für ein vernünftiges Weſen, und für den Tätigkeitstrieb der befriedigendſte; er muß alſo mit einem vorzüglichen Grade von Luſt verknüpft ſein.* In einen ſolchen Zuſtand verſetzt uns der traurige Affekt, und die Luſt an demſelben muß die Luſt an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das ſittliche Vermögen in uns über das ſinnliche erhaben iſt.

Was in dem ganzen Syſtem der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied iſt, darf die Kunſt aus dieſem Zuſammenhang abſondern und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck ſein, für die Kunſt iſt es der höchſte. Es gehört alſo vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachläſſigen, das in der traurigen Rührung enthalten iſt. Diejenige Kunſt aber, welche ſich das Vergnügen des Mitleids insbeſondre zum Zweck ſetzt, heißt die tragiſche Kunſt im allgemeinſten Verſtande.

Die Kunſt erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem ſie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerſtreuten Anſtalten der Natur zu dieſem Zwecke nach einem verſtändigen Plan vereinigt, um das, was dieſe bloß zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten

* Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden im vorigen Stück.

Zweck zu erreichen. Die tragiſche Kunſt wird alſo die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um alſo der tragiſchen Kunſt ihr Verfahren im allgemeinen vorzuſchreiben, iſt es vor allem nötig, die Bedingungen zu wiſſen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewiſſeſten und am ſtärkſten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umſtände aufmerkſam zu machen, welche es einſchränken oder gar zerſtören.

Zwei entgegengeſetzte Urſachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu ſchwach, oder, wenn es ſo ſtark erregt wird, daß der mitgeteilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines urſprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem urſprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir ſagen, daß unſer Herz kalt bleibt und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an ſtärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Übergewicht im Gemüt das Vergnügen des Mitleids ſchwächen oder gänzlich erſticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufſatz über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden behauptet wurde, iſt bei jeder tragiſchen Rührung die Vorſtellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergötzend ſein ſoll, jederzeit auf eine Vorſtellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältnis dieſer beiden entgegengeſetzten Vorſtellungen untereinander kommt es nun an, ob bei einer Rührung die Luſt oder die Unluſt hervorſtechen ſoll. Iſt die Vorſtellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegenteils, oder iſt der verletzte Zweck von größrer Wichtigkeit, als der erfüllte, ſo wird jederzeit die Unluſt die Oberhand behalten; es mag dieſes nun objektiv von der menſchlichen Gattung überhaupt oder bloß ſubjektiv von beſondern Individuen gelten.

Wenn die Unluſt über die Urſache eines Unglücks zu ſtark wird, ſo ſchwächt ſie unſer Mitleid mit demjenigen, der es erleidet. Zwei ganz verſchiedne Empfindungen können nicht zu gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüte vorhanden ſein. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum herrſchenden Affekt, und jedes andere Gefühl muß ihm weichen. So ſchwächt es jederzeit unſeren Anteil, wenn ſich der Unglückliche, den wir bemitleiden ſollen, aus eigner unverzeihlicher Schuld in ſein Verderben geſtürzt hat oder ſich auch aus Schwäche des Verſtandes und aus Kleinmut nicht, da er es doch könnte, aus demſelben zu ziehen weiß. Unſerm Anteil an dem unglücklichen, von ſeinen undankbaren Töchtern mißhandelten Lear ſchadet es nicht wenig, daß dieſer kindiſche Alte ſeine Krone ſo leichtſinnig hingab und ſeine Liebe ſo unverſtändig unter ſeinen Töchtern verteilte. In dem Cronegkiſchen Trauerſpiel Olint und Sophronia kann ſelbſt das fürchterlichſte Leiden, dem wir dieſe beiden Märtyrer ihres Glaubens ausgeſetzt ſehen, unſer Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unſre Bewunderung nur ſchwach erregen, weil der Wahnſinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige iſt, wodurch Olint ſich ſelbſt und ſein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unſer Mitleid wird nicht weniger geſchwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, deſſen ſchuldloſe Opfer wir bemitleiden ſollen, unſre Seele mit Abſcheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchſten Vollkommenheit ſeines Werks Abbruch tun, wenn der tragiſche Dichter nicht ohne einen Böſewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen iſt, die Größe des Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten. Shakeſpeares Jago und Lady Macbeth, Kleopatra in der Rodogune, Franz Moor in den Räubern zeugen für dieſe Behauptung. Ein Dichter, der ſich auf ſeinen wahren Vorteil verſteht, wird das Unglück nicht durch einen böſen Willen, der Unglück beabſichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verſtandes, ſondern durch den Zwang der Umſtände herbeiführen. Entſpringt dasſelbe nicht aus unmoraliſchen Quellen, ſondern von

äußerlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen ſind, ſo iſt das Mitleid reiner und wird zum wenigſten durch keine Vorſtellung moraliſcher Zweckwidrigkeit geſchwächt. Aber dann kann dem teilnehmenden Zuſchauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlaſſen werden, welche in dieſem Fall allein die moraliſche Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad ſteigt das Mitleid, wenn ſowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verurſacht, Gegenſtände desſelben werden. Dies kann nur dann geſchehen, wenn der letztere weder unſern Haß noch unſre Verachtung erregte, ſondern wider ſeine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So iſt es eine vorzügliche Schönheit in der deutſchen Iphigenia, daß der tauriſche König, der einzige, der den Wünſchen Oreſts und ſeiner Schweſter im Wege ſteht, nie unſre Achtung verliert und uns zuletzt noch Liebe abnötigt.

Dieſe Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Urſache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widerſprechend, ſondern ſogar durch Moralität allein möglich iſt, und wo das wechſelſeitige Leiden bloß von der Vorſtellung herrührt, daß man Leiden erweckte. Von dieſer Art iſt die Situation Chimenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; ohnſtreitig, was die Verwicklung betrifft, dem Meiſterſtück der tragiſchen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewaffnen Roderichs Hand gegen den Vater ſeiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Überwinder desſelben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Chimenen, der Tochter des Erſchlagenen, eine furchtbare Anklägerin und Verfolgerin. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenſtandes ebenſo ängſtlich zittert, als eifrig ſie die moraliſche Pflicht macht, dieſes Unglück herbeizurufen. Beide alſo gewinnen unſre höchſte Achtung, weil ſie auf Koſten der Neigung eine moraliſche Pflicht erfüllen; beide entflammen unſer Mitleid aufs höchſte, weil ſie freiwillig und aus einem Beweggrunde leiden, der ſie in hohem Grade achtungs-

würdig macht. Hier alſo wird unſer Mitleid ſo wenig durch widrige Gefühle geſtört, daß es vielmehr in doppelter Flamme auflodert; bloß die Unmöglichkeit, mit der höchſten Würdigkeit zum Glücke die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unſre ſympathiſche Luſt noch durch eine Wolke des Schmerzens trüben. Wie viel auch ſchon dadurch gewonnen wird, daß unſer Unwille über dieſe Zweckwidrigkeit kein moraliſches Weſen trifft, ſondern an den unſchädlichſten Ort, auf die Notwendigkeit abgeleitet wird, ſo iſt eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schickſal immer demütigend und kränkend für freie ſich ſelbſt beſtimmende Weſen. Dies iſt es, was uns auch in den vortrefflichſten Stücken der griechiſchen Bühne etwas zu wünſchen übrig läßt, weil in allen dieſen Stücken zuletzt an die Notwendigkeit appelliert wird und für unſre vernunftfodernde Vernunft immer ein unaufgelöſter Knoten zurück bleibt.

Aber auf der höchſten und letzten Stufe, welche der moraliſchgebildete Menſch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunſt ſich erheben kann, löſt ſich auch dieſer, und jeder Schatten von Unluſt verſchwindet mit ihm. Dies geſchieht, wenn ſelbſt dieſe Unzufriedenheit mit dem Schickſal hinwegfällt und ſich in die Ahndung oder lieber in ein deutliches Bewußtſein einer theologiſchen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann geſellt ſich zu unſerm Vergnügen an moraliſcher Übereinſtimmung die erquickende Vorſtellung der vollkommenſten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur, und die ſcheinbare Verletzung derſelben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird bloß ein Stachel für unſre Vernunft, in allgemeinen Geſetzen eine Rechtfertigung dieſes beſondern Falls aufzuſuchen und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulöſen. Zu dieſer reinen Höhe tragiſcher Rührung hat ſich die griechiſche Kunſt nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch ſelbſt die Philoſophie der Griechen ihnen ſo weit voranleuchtete. Der neuern Kunſt, welche den Vorteil genießt, von einer geläuterten Philoſophie einen reinern Stoff zu

empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Foderung zu erfüllen und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Müßten wir Neuern wirklich darauf Verzicht tun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wo nicht gar zu übertreffen, so dürfte die Tragödie allein eine Ausnahme machen. Ihr allein ersetzt vielleicht unsre wissenschaftliche Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte.

So wie die tragische Rührung durch Einmischung widriger Vorstellungen und Gefühle geschwächt und dadurch die Lust an derselben vermindert wird, so kann sie im Gegenteil durch zu große Annäherung an den ursprünglichen Affekt zu einem Grade ausschweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es ist bemerkt worden, daß die Unlust in Affekten von der Beziehung ihres Gegenstandes auf unsere Sinnlichkeit, so wie die Lust an denselben von Beziehung des Affekts selbst auf unsre Sittlichkeit seinen Ursprung nehme. Es wird also zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein bestimmtes Verhältnis vorausgesetzt, welches das Verhältnis der Unlust zu der Lust in traurigen Rührungen entscheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Lust und Unlust bei Rührungen umzukehren oder in ihr Gegenteil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit erwacht, desto schwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, je mehr jene von ihrer Macht verliert, desto mehr wird diese an Stärke gewinnen. Was also der Sinnlichkeit in unserm Gemüte ein Übergewicht gibt, muß notwendigerweise, weil es die Sittlichkeit einschränkt, unser Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieser Sittlichkeit fließt; so wie alles, was dieser letztern in unserm Gemüt einen Schwung gibt, sogar in ursprünglichen Affekten dem Schmerz seinen Stachel nimmt. Unsre Sinnlichkeit erlangt aber dieses Übergewicht wirklich, wenn sich die Vorstellungen des Leidens zu einem solchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrigläßt, den mitgeteilten Affekt von einem ursprünglichen, unser eigenes Ich

von dem leidenden Subjekt oder Wahrheit von Dichtung zu unterſcheiden. Sie erlangt gleichfalls das Übergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenſtände, und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen iſt geſchickter, ſie in ihre Schranken zurückzuweiſen, als der Beiſtand überſinnlicher, ſittlicher Ideen, an denen ſich die unterdrückte Vernunft, wie an geiſtigen Stützen, aufrichtet, um ſich über den trüben Dunſtkreis der Gefühle in einen heitrern Horizont zu erheben. Daher der große Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittenſprüche, an der rechten Stelle in den dramatiſchen Dialog eingeſtreut, für alle gebildete Völker gehabt haben und der faſt übertriebene Gebrauch, den ſchon die Griechen davon machten. Nichts iſt einem ſittlichen Gemüte willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zuſtand des bloßen Leidens aus der Dienſtbarkeit der Sinne zur Selbſttätigkeit geweckt und in ſeine Freiheit wieder eingeſetzt zu werden.

So viel von den Urſachen, welche unſer Mitleiden einſchränken und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege ſtehen. Jetzt ſind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert und die Luſt der Rührung am unfehlbarſten und am ſtärkſten erweckt wird.

Alles Mitleid ſetzt Vorſtellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollſtändigkeit und Dauer der letztern richtet ſich auch der Grad der erſtern.

I. Je lebhafter die Vorſtellungen, deſto mehr wird das Gemüt zur Tätigkeit eingeladen, deſto mehr wird ſeine Sinnlichkeit gereizt, deſto mehr alſo auch ſein ſittliches Vermögen zum Widerſtand aufgefodert. Vorſtellungen des Leidens laſſen ſich aber auf zwei verſchiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günſtig ſind. Ungleich ſtärker affizieren uns Leiden, von denen wir Zeugen ſind, als ſolche, die wir erſt durch Erzählung oder Beſchreibung erfahren. Jene

heben das freie Spiel unſrer Einbildungskraft auf und dringen, da ſie unſre Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzeſten Weg zu unſerm Herzen. Bei der Erzählung hingegen wird das Beſondre erſt zum Allgemeinen erhoben, und aus dieſem dann das Beſondre erkannt, alſo ſchon durch dieſe notwendige Operation des Verſtandes dem Eindruck ſehr viel von ſeiner Stärke entzogen. Ein ſchwacher Eindruck aber wird ſich des Gemüts nicht ungeteilt bemächtigen und fremdartigen Vorſtellungen Raum geben, ſeine Wirkung zu ſtören und die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen. Sehr oft verſetzt uns auch die erzählende Darſtellung aus dem Gemütszuſtand der handelnden Perſonen in den des Erzählers, welches die zum Mitleid ſo notwendige Täuſchung unterbricht. So oft der Erzähler in eigner Perſon ſich vordringt, entſteht ein Stillſtand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unſerm teilnehmenden Affekt; dies ereignet ſich ſelbſt dann, wenn ſich der dramatiſche Dichter im Dialog vergißt und der ſprechenden Perſon Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuſchauer anſtellen konnte. Von dieſem Fehler dürfte ſchwerlich eine unſrer neuern Tragödien frei ſein, doch haben ihn die franzöſiſchen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Verſinnlichung ſind alſo nötig, unſern Vorſtellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfodert wird.

II. Aber wir können die lebhafteſten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mitleids gebracht zu werden, wenn es dieſen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müſſen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir teilnehmen ſollen; dazu gehört eine Übereinſtimmung desſelben mit etwas, was ſchon vorher in uns vorhanden iſt. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Vorausſetzung einer Ähnlichkeit zwiſchen uns und dem leidenden Subjekt. Überall, wo dieſe Ähnlichkeit ſich erkennen läßt, iſt das Mitleid notwendig, wo ſie fehlt, unmöglich. Je ſichtbarer und

größer die Ähnlichkeit, deſto lebhafter unſer Mitleid, je geringer jene, deſto ſchwächer auch dieſes. Es müſſen, wenn wir den Affekt eines andern ihm nachempfinden ſollen, alle inneren Bedingungen zu dieſem Affekt in uns ſelbſt vorhanden ſein, damit die äußre Urſache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affekt die Entſtehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müſſen, ohne uns Zwang anzutun, die Perſon mit ihm zu wechſeln, unſer eigenes Ich ſeinem Zuſtande augenblicklich unterzuſchieben fähig ſein. Wie iſt es aber möglich, den Zuſtand eines andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht uns zuvor in dieſem andern gefunden haben?

Dieſe Ähnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüts, inſofern dieſe allgemein und notwendig iſt. Allgemeinheit und Notwendigkeit aber enthält vorzugsweiſe unſre ſittliche Natur. Das ſinnliche Vermögen kann durch zufällige Urſachen anders beſtimmt werden; ſelbſt unſre Erkenntnisvermögen ſind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unſre Sittlichkeit allein ruht auf ſich ſelbſt und iſt eben darum am tauglichſten, einen allgemeinen und ſichern Maßſtab dieſer Ähnlichkeit abzugeben. Eine Vorſtellung alſo, welche wir mit unſrer Form zu denken und zu empfinden übereinſtimmend finden, welche mit unſrer eignen Gedankenreihe ſchon in gewiſſer Verwandtſchaft ſteht, welche von unſerm Gemüt mit Leichtigkeit aufgefaßt wird, nennen wir wahr. Betrifft die Ähnlichkeit das Eigentümliche unſers Gemüts, die beſondern Beſtimmungen des allgemeinen Menſchencharakters in uns, welche ſich unbeſchadet dieſes allgemeinen Charakters hinwegdenken laſſen, ſo hat dieſe Vorſtellung bloß Wahrheit für uns; betrifft ſie die allgemeine und notwendige Form, welche wir bei der ganzen Gattung vorausſetzen, ſo iſt die Wahrheit der objektiven gleich zu achten. Für den Römer hat der Richterſpruch des erſten Brutus, der Selbſtmord des Cato ſubjektive Wahrheit. Die Vorſtellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieſer beiden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der

allgemeinen, ſondern mittelbar aus einer beſonders beſtimmten menſchlichen Natur. Um dieſe Gefühle mit ihnen zu teilen, muß man eine römiſche Geſinnung beſitzen oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig ſein. Hingegen braucht man bloß Menſch überhaupt zu ſein, um durch die heldenmütige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige Ergebung eines Ariſtid, durch den freiwilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Rührung verſetzt, um durch den ſchrecklichen Glückswechſel eines Darius zu Tränen hingeriſſen zu werden. Solchen Vorſtellungen räumen wir, im Gegenſatz mit jenen, objektive Wahrheit ein, weil ſie mit der Natur aller Subjekte übereinſtimmen und dadurch eine ebenſo ſtrenge Allgemeinheit und Notwendigkeit erhalten, als wenn ſie von jeder ſubjektiven Bedingung unabhängig wären.

Übrigens iſt die ſubjektiv wahre Schilderung, weil ſie auf zufällige Beſtimmungen geht, darum nicht mit willkürlichen zu verwechſeln. Zuletzt fließt auch das ſubjektiv Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menſchlichen Gemüts, welche bloß durch beſondre Umſtände beſonders beſtimmt ward, und beide ſind gleich notwendige Bedingungen desſelben. Die Entſchließung des Cato könnte, wenn ſie den allgemeinen Geſetzen der menſchlichen Natur widerſpräche, auch nicht mehr ſubjektiv wahr ſein. Nur haben Darſtellungen der letztern Art einen engeren Wirkungskreis, weil ſie noch andre Beſtimmungen als jene allgemeinen vorausſetzen. Die tragiſche Kunſt kann ſich ihrer mit großer intenſiver Wirkung bedienen, wenn ſie der extenſiven entſagen will; doch wird das unbedingt Wahre, das bloß Menſchliche in menſchlichen Verhältniſſen ſtets ihr ergiebigſter Stoff ſein, weil ſie bei dieſem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht tun zu müſſen, der Allgemeinheit desſelben verſichert iſt.

III. Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragiſcher Schilderungen wird drittens noch Vollſtändigkeit verlangt. Alles, was von außen gegeben werden muß, um das Gemüt in die abgezweckte Bewegung zu ſetzen, muß in der Vorſtellung erſchöpft

ſein. Wenn ſich der noch ſo römiſch geſinnte Zuſchauer den Seelenzuſtand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entſchließung dieſes Republikaners zu der ſeinigen machen ſoll, ſo muß er dieſe Entſchließung nicht bloß in der Seele des Römers, auch in den Umſtänden gegründet finden, ſo muß ihm die äußere ſowohl als innre Lage desſelben in ihrem ganzen Zuſammenhang und Umfang vor Augen liegen, ſo darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Beſtimmungen fehlen, an welche ſich der letzte Entſchluß des Römers als notwendig anſchließt. Überhaupt iſt ſelbſt die Wahrheit einer Schilderung ohne dieſe Vollſtändigkeit nicht erkennbar, denn nur die Ähnlichkeit der Umſtände, welche wir vollkommen einſehen müſſen, kann unſer Urteil über die Ähnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äußern und innern Bedingungen der Affekt entſpringt. Wenn entſchieden werden ſoll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, ſo müſſen wir uns vor allen Dingen in Catos ganze äußre Lage hineindenken, und dann erſt ſind wir befugt, unſre Empfindungen gegen die ſeinigen zu halten, einen Schluß auf die Ähnlichkeit zu machen und über die Wahrheit derſelben ein Urteil zu fällen.

Dieſe Vollſtändigkeit der Schilderung iſt nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorſtellungen und Empfindungen möglich, die ſich gegeneinander als Urſache und Wirkung verhalten und in ihrem Zuſammenhang ein Ganzes für unſre Erkenntnis ausmachen. Alle dieſe Vorſtellungen müſſen, wenn ſie uns lebhaft rühren ſollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unſre Sinnlichkeit machen, und weil die erzählende Form jederzeit dieſen Eindruck ſchwächt, durch eine gegenwärtige Verhandlung veranlaßt werden. Zur Vollſtändigkeit einer tragiſchen Schilderung gehört alſo eine Reihe einzelner verſinnlichter Handlungen, welche ſich zu der tragiſchen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

IV. Fortdauernd endlich müſſen die Vorſtellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch ſie

erweckt werden ſoll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden verſetzen, iſt für uns ein Zuſtand des Zwanges, aus welchem wir eilen, uns zu befreien, und allzu leicht verſchwindet die zum Mitleid ſo unentbehrliche Täuſchung. Das Gemüt muß alſo an dieſe Vorſtellungen gewaltſam gefeſſelt und der Freiheit beraubt werden, ſich der Täuſchung zu frühzeitig zu entreißen. Die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen und die Stärke der Eindrücke, welche unſre Sinnlichkeit überfallen, iſt dazu allein nicht hinreichend, denn je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, deſto ſtärker äußert ſich die rückwirkende Kraft der Seele, um dieſen Eindruck zu beſiegen. Dieſe ſelbſttätige Kraft aber darf der Dichter nicht ſchwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derſelben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn alſo das Gemüt, ſeiner widerſtrebenden Selbſttätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben ſoll, ſo müſſen dieſe periodenweiſe geſchickt unterbrochen, ja, von entgegengeſetzten Empfindungen abgelöſt werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurückzukehren und die Lebhaftigkeit des erſten Eindrucks deſto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit iſt der Wechſel der Empfindungen das kräftigſte Mittel. Dieſer Wechſel friſcht die erſchöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das ſelbſttätige Vermögen zum verhältnismäßigen Widerſtand. Unaufhörlich muß dieſes geſchäftig ſein, gegen den Zwang der Sinnlichkeit ſeine Freiheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen und noch weit weniger im Kampf unterliegen; ſonſt iſt es im erſten Falle um das Leiden, im zweiten um die Tätigkeit getan, und nur die Vereinigung von beidem erweckt ja die Rührung. In der geſchickten Führung dieſes Kampfes beruht eben das große Geheimnis der tragiſchen Kunſt; da zeigt ſie ſich in ihrem glänzendſten Lichte.

Auch dazu iſt nun eine Reihe abwechſelnder Vorſtellungen,

alſo eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer, dieſen Vorſtellungen entſprechender Handlungen notwendig, an denen ſich die Haupthandlung, und durch ſie der abgezielte tragiſche Eindruck vollſtändig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet und das Gemüt zuletzt wie mit einem unzerreißbaren Netze umſtrickt. Der Künſtler, wenn mir dieſes Bild hier verſtattet iſt, ſammelt erſt wirtſchaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenſtandes, den er zum Werkzeug ſeines tragiſchen Zweckes macht, und ſie werden unter ſeinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerſtrahl des Schreckens und der Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüter ſchleudert, ſo gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daß er ſie nur allmählich und gradweiſe rührte.

Wenn wir nunmehr die Reſultate aus den bisherigen Unterſuchungen ziehen, ſo ſind es folgende Bedingungen, welche der tragiſchen Rührung zum Grund liegen. Erſtlich muß der Gegenſtand unſers Mitleids zu unſrer Gattung, im ganzen Sinn dieſes Worts, gehören, und die Handlung, an der wir teilnehmen ſollen, eine moraliſche, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen ſein. Zweitens muß uns das Leiden, ſeine Quellen und ſeine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollſtändig mitgeteilt und zwar drittens ſinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beſchreibung, ſondern unmittelbar durch Handlung dargeſtellt werden. Alle dieſe Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunſt in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen Handlung) welche uns Menſchen in einem Zuſtand des Leidens zeigt und zur Abſicht hat, unſer Mitleid zu erregen.

Sie iſt erſtlich Nachahmung — einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterſcheidet ſie von den übrigen Gattungen der Dichtkunſt, welche bloß erzählen oder beſchreiben. In

Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geſchehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne geſtellt; unmittelbar, ohne Einmiſchung eines dritten. Die Epopee, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, ſchon ihrer Form nach, in die Ferne, weil ſie zwiſchen den Leſer und die handelnden Perſonen den Erzähler einſchieben. Das Entfernte, das Vergangene ſchwächt aber, wie bekannt iſt, den Eindruck und den teilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verſtärkt ihn. Alle erzählende Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatiſche machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie iſt zweitens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht bloß die Empfindungen und Affekte der tragiſchen Perſonen, ſondern die Begebenheiten, aus denen ſie entſprangen und auf deren Veranlaſſung ſie ſich äußern, ſtellt ſie nachahmend dar; dies unterſcheidet ſie von den lyriſchen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewiſſe Zuſtände des Gemüts poetiſch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch beſondre Umſtände bedingte Gemütsbeſchaffenheit des Dichters (ſei es in ſeiner eignen Perſon oder in idealiſcher) nachahmend vor Augen ſtellen, und inſoferne ſind ſie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber ſie machen ihn noch nicht aus, weil ſie ſich bloß auf Darſtellungen von Gefühlen einſchränken. Noch weſentlichere Unterſchiede liegen in dem verſchiedenen Zweck dieſer Dichtungsarten.

Die Tragödie iſt drittens Nachahmung einer vollſtändigen Handlung. Ein einzelnes Ereignis, wie tragiſch es auch ſein mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Urſache und Wirkung ineinander gegründete Begebenheiten müſſen ſich miteinander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Übereinſtimmung eines vorgeſtellten Affekts, Charakters und dergleichen mit der Natur unſrer Seele, auf welche allein ſich unſre Teilnahme

gründet, erkannt werden ſoll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir ſelbſt bei gleichen Umſtänden ebenſo würden gelitten und ebenſo gehandelt haben, ſo wird unſer Mitleid nie erwachen. Es kommt alſo darauf an, daß wir die vorgeſtellte Handlung in ihrem ganzen Zuſammenhang verfolgen, daß wir ſie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußrer Umſtände hervorfließen ſehen. So entſteht und wächſt und vollendet ſich vor unſern Augen die Neugier des Ödipus, die Eiferſucht des Othello. So kann auch allein der große Abſtand ausgefüllt werden, der ſich zwiſchen dem Frieden einer ſchuldloſen Seele und den Gewiſſensqualen eines Verbrechers, zwiſchen der ſtolzen Sicherheit eines Glücklichen und ſeinem ſchrecklichen Untergang, kurz, der ſich zwiſchen der ruhigen Gemütsſtimmung des Leſers am Anfang und der heftigen Aufregung ſeiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zuſammenhängender Vorfälle wird erfodert, einen Wechſel der Gemütsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerkſamkeit ſpannt, der jedes Vermögen unſers Geiſts aufbietet, den ermattenden Tätigkeitstrieb ermuntert und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur deſto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüt nirgends als in der Sittlichkeit Hilfe. Dieſe alſo deſto dringender aufzufodern, muß der tragiſche Künſtler die Martern der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieſer muß er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg deſto ſchwerer und rühmlicher zu machen. Beides iſt nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiſer Wahl zu dieſer Abſicht verbunden ſind.

Die Tragödie iſt viertens poetiſche Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, und dadurch wird ſie der hiſtoriſchen entgegengeſetzt. Das letztere würde ſie ſein, wenn ſie einen hiſtoriſchen Zweck verfolgte, wenn ſie darauf ausginge, von geſchehenen Dingen und von der Art ihres Geſchehens zu unterrichten. In dieſem Falle müßte ſie ſich ſtreng an hiſtoriſche Richtigkeit halten, weil ſie einzig nur durch treue Darſtellung des wirklich Geſchehenen ihre

Abſicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetiſchen Zweck, d. i. ſie ſtellt eine Handlung dar, um zu rühren und durch Rührung zu ergötzen. Behandelt ſie alſo einen gegebenen Stoff nach dieſem ihrem Zwecke, ſo wird ſie eben dadurch in der Nachahmung frei; ſie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die hiſtoriſche Wahrheit den Geſetzen der Dichtkunſt unterzuordnen und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfniſſe zu bearbeiten. Da ſie aber ihren Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der höchſten Übereinſtimmung mit den Geſetzen der Natur zu erreichen imſtand iſt, ſo ſteht ſie, ihrer hiſtoriſchen Freiheit unbeſchadet, unter dem ſtrengen Geſetz der Naturwahrheit, welche man im Gegenſatz von der hiſtoriſchen die poetiſche Wahrheit nennt. So läßt ſich begreifen, wie bei ſtrenger Beobachtung der hiſtoriſchen Wahrheit nicht ſelten die poetiſche leiden und umgekehrt bei grober Verletzung der hiſtoriſchen die poetiſche nur um ſo mehr gewinnen kann. Da der tragiſche Dichter, ſowie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Geſetz der poetiſchen Wahrheit ſteht, ſo kann die gewiſſenhafteſte Beobachtung der hiſtoriſchen ihn nie von ſeiner Dichterpflicht losſprechen, nie einer Übertretung der poetiſchen Wahrheit, nie einem Mangel des Intereſſe zur Entſchuldigung gereichen. Es verrät daher ſehr beſchränkte Begriffe von der tragiſchen Kunſt, ja von der Dichtkunſt überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geſchichte zu ziehen und Unterricht von demjenigen zu fodern, der ſich ſchon vermöge ſeines Namens bloß zur Rührung und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn ſich der Dichter ſelbſt durch eine ängſtliche Unterwürfigkeit gegen hiſtoriſche Wahrheit ſeines Künſtlervorrechts begeben und der Geſchichte eine Gerichtsbarkeit über ſein Produkt ſtillſchweigend eingeräumt haben ſollte, fodert die Kunſt ihn mit allem Rechte vor ihren Richterſtuhl, und ein Tod Hermanns, eine Minona, ein Fuſt von Stromberg würden, wenn ſie hier die die Prüfung nicht aushielten, bei noch ſo pünktlicher Befolgung des Koſtüme, des Volks- und des Zeitcharakters mittelmäßige Tragödien heißen.

Die Tragödie iſt fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns Menſchen im Zuſtand des Leidens zeigt. Der Ausdruck, Menſchen, iſt hier nichts weniger als müßig und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenſtände eingeſchränkt iſt. Nur das Leiden ſinnlich-moraliſcher Weſen, dergleichen wir ſelbſt ſind, kann unſer Mitleid erwecken. Weſen alſo, die ſich von aller Sittlichkeit losſprechen, wie ſich der Aberglaube des Volks oder die Einbildungskraft der Dichter die böſen Dämonen malt, und Menſchen, welche ihnen gleichen, — Weſen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit ſind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menſchen, die ſich in höherm Grade, als die menſchliche Schwachheit erlaubt, dieſem Zwange entzogen haben, ſind gleich untauglich für die Tragödie. Überhaupt beſtimmt ſchon der Begriff des Leidens und eines Leidens, an dem wir teilnehmen ſollen, daß nur Menſchen im vollen Sinne dieſes Worts der Gegenſtand desſelben ſein können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menſchliches Subjekt, das ſich dieſer reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in ſeiner ſittlichen Natur einen zu ſchnellen Schutz gegen die Leiden einer ſchwachen Sinnlichkeit findet, nie einen großen Grad von Pathos erwecken. Ein durchaus ſinnliches Subjekt ohne Sittlichkeit, und ſolche, die ihm nähern, ſind zwar des fürchterlichſten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt, aber, von keinem ſittlichen Gefühl aufgerichtet, werden ſie dieſem Schmerz zum Raube — und von einem Leiden, von einem durchaus hilfloſen Leiden, von einer abſoluten Untätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen und Abſcheu hinweg. Der tragiſche Dichter gibt alſo mit Recht den gemiſchten Charakteren den Vorzug, und das Ideal ſeines Helden liegt in gleicher Entfernung zwiſchen dem ganz verwerflichen und dem vollkommenen.

Die Tragödie endlich vereinigt alle dieſe Eigenſchaften, um den mitleidigen Affekt zu erregen. Mehrere von den Anſtalten, welche

der tragiſche Dichter macht, ließen ſich ganz füglich zu einem andern Zweck, zum Beiſpiel einem moraliſchen, einem hiſtoriſchen und anderen benutzen; daß er aber gerade dieſen und keinen andern ſich vorſetzt, befreit von allen Foderungen, die mit dieſem Zweck nicht zuſammen hängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bei jeder beſondern Anwendung der bisher aufgeſtellten Regeln ſich nach dieſem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den ſich alle Regeln für eine beſtimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieſer Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form. Zweck und Form ſtehen alſo miteinander in dem genaueſten Verhältnis. Dieſe wird durch jenen beſtimmt und als notwendig vorgeſchrieben, und der erfüllte Zweck wird das Reſultat der glücklich beobachteten Form ſein.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigentümlichen Zweck verfolgt, ſo wird ſie ſich eben deswegen durch eine eigentümliche Form von den übrigen unterſcheiden, denn die Form iſt das Mittel, durch welches ſie ihren Zweck erreicht. Eben das, was ſie ausſchließend vor den übrigen leiſtet, muß ſie vermöge derjenigen Beſchaffenheit leiſten, die ſie vor den übrigen ausſchließend beſitzt. Der Zweck der Tragödie iſt: Rührung, ihre Form: Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerlei Handlung zu ihrem Gegenſtand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterſcheidende der letztern beſteht alſo im Verhältnis der Form zu dem Zwecke, das iſt in der Art und Weiſe, wie ſie ihren Gegenſtand in Rückſicht auf ihren Zweck behandelt, wie ſie ihren Zweck durch ihren Gegenſtand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel iſt, durch welches ſie dieſen Zweck erreicht, ſo muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff aller Bedingungen ſein, unter welchen der mitleidige

Affekt am ſtärkſten erregt wird. Die Form der Tragödie iſt alſo die günſtigſte, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart iſt vollkommen, in welchem die eigentümliche Form dieſer Dichtungsart zur Erreichung ihres Zweckes am beſten benutzt worden iſt. Eine Tragödie alſo iſt vollkommen, in welcher die tragiſche Form, nämlich die Nachahmung einer rührenden Handlung, am beſten benutzt worden iſt, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde alſo die vollkommenſte ſein, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am beſten benutzten tragiſchen Form iſt. Dieſe mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerſpiele, ſonſt voll hoher poetiſcher Schönheit, ſind dramatiſch tadelhaft, weil ſie den Zweck der Tragödie nicht durch die beſte Benutzung der tragiſchen Form zu erreichen ſuchen; andere ſind es, weil ſie durch die tragiſche Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unſrer beliebteſten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir ſind großmütig oder unaufmerkſam genug, dieſe Eigenſchaft der Materie dem ungeſchickten Künſtler als Verdienſt anzurechnen. Bei andern ſcheinen wir uns der Abſicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauſpielhauſe verſammelt hat, und, zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu ſein, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlaſſen. Soll die ehrwürdige Kunſt (denn das iſt ſie, die zu dem göttlichen Teil unſers Weſens ſpricht) ihre Sache durch ſolche Kämpfer vor ſolchen Kampfrichtern führen? — Die Genügſamkeit des Publikums iſt nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beſchimpfend und abſchreckend für das Genie.

Die Fortſetzung im nächſten Stücke.

Fragmente aus den äſthetiſchen Vorleſungen
[1792—1793.]

Die Äſthetik vermag nicht, Künſtler hervorzubringen, ſondern bloß, die Kunſt zu beurteilen.

Nichts iſt ſchwerer, als über Empfindungen und über die Kunſt, die es mit Empfindungen zu tun hat, zu philoſophieren.

Man ſuchte bisher die Kunſtwerke in äſthetiſche Fächer zu bringen, ohne zu erwägen, ob ſich das Genie nicht ſeine eigne Bahn gebrochen habe. Pſychologiſche empiriſche Regeln ohne Vollſtändigkeit und eine nach vorhandenen Muſtern ängſtlich gebildete Theorie machten ungefähr das Hauptſächlichſte aus, was man vor Kant für die Geſchmackslehre leiſtete.

Inhalt der Äſthetik, ihr Wert und Nutzen.

Vom Geſchmack.

Die Äſthetik unterſucht die Natur des Vermögens, das in Beurteilung des Schönen wirkſam iſt; ſie ſucht die Grenzen des Geſchmacks genau und richtig zu zeichnen.

Jede Kunſtſchönheit erfordert, als Nachahmung der Natur, Wahrheit und ſteht inſofern unter objektiver Beurteilung. Im Gebiet der Begriffe gibt der Verſtand Geſetze, welcher alſo in dem logiſchen Teile der Kunſt entſcheidet.

Unerlaßliche Bedingungen der ſchönen Darſtellung ſind Wahrheit und Fehlerloſigkeit (das Korrekte). Dieſe ſchließt aber die Schönheit ſelbſt noch nicht ein.

Die Geſchmackslehre kann den Künſtler vor Verirrungen ſeines Genies zurückhalten, und durch das von ihr veranlaßte Räſonnement des ſelbſttätigen Verſtandes zur Veredlung des Genuſſes beitragen.

Der Geſchmack befördert nicht nur unſre Glückſeligkeit, ſondern ziviliſiert und kultiviert uns auch. Der Menſch darf nicht ganz

allein genießen, sondern muß auch bedacht sein, sein Vergnügen mitzuteilen. Nicht jedes aber ist der Mitteilung fähig und dazu schicklich. Auch eine Tugend, die der Schwachheiten der Gesellschaft nicht schont, fehlt gegen ihre eigenen Gesetze; sie sollte auch mit einer gewissen Grazie sich äußern. Allgemeine Mitteilbarkeit seiner Empfindungen muß sich der Mensch zum Gesetz machen. In dem Vermögen, diese Eigenschaft zu äußern (zum Beispiel in Beobachtung des schicklichen Mittels zwischen dem Zuviel- und Zuwenig-sagen im Gespräch, um dem andern das Vergnügen des Selbstdenkens nicht zu rauben), zeigt sich der Geschmack.

Glückseligkeit zu suchen, ist nicht der höchste Zweck des Menschen. Leicht kann eine Frivolität des Geschmacks einreißen, wo man die Pflicht dem Vergnügen aufopfert. Alles kommt hierbei an auf den Begriff von der Würde des Menschen, welche auf der Selbsttätigkeit seiner Vernunft, auf seiner Freiheit von sinnlichen Antrieben beruht.

Soll eine Empfindung der Lust allgemein mitteilbar sein, so muß alles Empirische, Materielle, aller Einfluß der Neigung davon geschieden sein. Das Geschmacksurteil muß ohne Neigung gefällt werden, wie das moralische; denn beide schränken sich nur auf die Form ein und entscheiden unmittelbar. Der Geschmack hat, wie die praktische Vernunft, ein inneres Prinzip der Beurteilung, verbindet beide Naturen des Menschen und erleichtert ihm dadurch den Übergang zur Sittlichkeit, daß er bei sinnlichen Dingen eine gewisse Freiheit behauptet und ihrer Behandlung den Charakter der Allgemeinheit und Notwendigkeit aufdrückt. Als tierisches Wesen liebt der Mensch bloß sich selbst, abhängig von den Gesetzen der Materie, von denen ihn nur die Rationalität, als von dem Zwange der Natur losreißt, um ihn der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen.

Der Geschmack ist das Vermögen, das Allgemein-Mitteilbare an Empfindungen zu beurteilen. Nichts Materielles, Empirisches ist allgemein mitteilbar; denn es ist zufällig. Der Geschmack

aber bezieht etwas Empiriſches auf das Rationale; demnach wäre Geſchmack das Vermögen, eine ſinnliche Vorſtellung auf etwas Überſinnliches zu beziehen. Er leitet von der Sinnenwelt zum Intelligibeln und erwirbt dem Sinnlichen durch die Beziehung auf das Überſinnliche die Achtung der Vernunft. Der Geſchmack beruht auf einem ſinnliche Eindrücke empfangenden und auf einem überſinnlichen ſelbſttätigen Vermögen, auf Phantaſie und Verſtand.

Einfluß und Wert des Geſchmacks.

Der Geſchmack ſichert den Menſchen vor der rohen Sinnlichkeit und vor der Verwilderung. Sobald ſich die Liebe zum Putz in dem Wilden äußert, ſo fängt auch ſchon ſeine Kultur an. Auch der noch ſo ſchlechte Geſchmack verrät ſchon eine höhere Tätigkeit, das Verlangen, einen günſtigen Eindruck auf andre zu machen, welches ſchon die Meinung von dem Werte der andern vorausſetzt. Jetzt heißt der Menſch nicht mehr Wilder, ſondern Barbar, weil er nicht ohne allen Geſchmack iſt, ob er gleich einen falſchen beſitzt. Die Ausſchmückung des Notdürftigen verrät ſchon die anfangende Ziviliſierung. Der Wert, den man auf die Meinung andrer legt, macht abhängiger von ihnen und nötigt, die rohen Triebe zurückzuhalten, führt alſo zur Verfeinerung der Lebensart.

Mit der Veredlung des Geſchmacks veredlete ſich auch die Religion. Der Geſchmack legte den Grund zur Menſchlichkeit.

Sein Einfluß zeigt ſich auch in Beförderung der Tätigkeit der höheren Geiſtesvermögen, wodurch er der Vernunft die Herrſchaft über die Sinnlichkeit erleichtert. Denn ſeine Darſtellungen mildern oder vergüten die Gewalt, welche der Sinnlichkeit angetan wird. Durch den Geſchmack genießt die Phantaſie ihrer ganzen Freiheit und wird doch am Ende mittelſt verborgener Bande zur Einheit des Verſtandes zurückgeleitet. Der Geſchmack ſchwächt auch die Sinnlichkeit ſelbſt, indem er Anſtand und Mäßigung fordert, wodurch nicht nur für die Ziviliſierung, ſondern auch für die

Sittlichkeit viel gewonnen wird, indem der Mensch so nicht bloß nach Gefühlen, sondern nach Vorschriften der reinen Vernunft zu handeln gewöhnt wird.

Einzelne Menschen und ganze Nationen haben im Grunde nur eine ästhetische Tugend.

Da die Moralität Autonomie erfordert, wie kann man dem Einwurfe begegnen, daß der Geschmack durch den Einfluß des Materiellen die Moralität verfälsche? Arbeitet nicht auch die Religion dem Widerstande des sinnlichen Vermögens entgegen, indem sie es zum Vorteile der Sittlichkeit gewinnt?

Der Geschmack bringt die obern und niedern Gemütsvermögen in Vereinigung; er ruft die philosophierende Vernunft von Grübeleien zur Anschauung zurück; er gibt Humanität, das heißt er vereinigt in dem Menschen das Naturwesen mit der Intelligenz und befördert ihren wechselseitigen Einfluß, so daß Sinnlichkeit durch Sittlichkeit veredelt wird.

Der Geschmack verhält sich als Beurteilung des Schönen so wie das Schmecken einer Speise, indem man diese erst gekostet, jenes betrachtet und empfunden haben muß, um von beiden sein Gefühl und sein Urteil aussagen zu können.

Der Geschmack ist ein Vermögen der Urteilskraft, auf allgemein mitteilbare Empfindungen angewendet. Die als allgemein mitteilbar anzunehmenden Empfindungen stehen unter innern subjektiven Bedingungen, welche notwendig allen Menschen gemein sein müssen. Ein allgemein mitteilbare Empfindung ist bedingt, wenn sie aus Begriffen entspringt; die allgemeine Mitteilbarkeit einer solchen Empfindung ist nie ganz gewiß. Der Geschmack wird dem sinnlichen Erkenntnisvermögen entgegengesetzt, wird auf Empfindungen, auf etwas Subjektiv-Allgemeines und Notwendiges angewandt und ist das Vermögen, die allgemeine Mitteilbarkeit eines Gefühls zu beurteilen.

Einteilung der Geſchmackslehre.

Die Geſchmackslehre iſt rein oder angewandt. Jene handelt von den allgemeinen ſubjektiven Bedingungen, unter welchen Geſchmacksurteile möglich ſind, und ſucht die Art der Wirkſamkeit zu erforſchen, in welche ſchöne Werke der Natur und Kunſt das menſchliche Gemüt ſetzen. Der zweite, praktiſche Teil betrifft die beſondern Beſtimmungen, unter welchen gewiſſe äſthetiſche Zwecke erreicht werden, die Zweige der Kunſt ſelbſt.

Unterſchied zwiſchen Empfindung und Gefühl, Luſt und Unluſt u. ſ. f.

Empfindung, welche objektiv iſt, kann man ſchlechthin Empfindung, die ſubjektive aber Gefühl nennen. Empfindung iſt eine Vorſtellung, die auf das Subjekt bezogen wird, und unterſcheidet ſich dadurch von der Erkenntnis. Luſt iſt eine Empfindung, in der ich zu verharren, Unluſt eine ſolche, der ich zu entgehen wünſche. Ein Realgrund läßt ſich davon nicht angeben, aber dieſe Empfindungen laſſen ſich doch von der Vorſtellung und vom Begehren unterſcheiden. Der Formalgrund, die allgemeine Bedingung der Luſt und Unluſt iſt freie oder gehinderte Wirkſamkeit der Seelenkräfte, welche die Seele empfinden muß, um ſich ſelbſt zu beſtimmen, und hierzu bedarf ſie des Triebes oder der Vorſtellung. Die Luſt ſoll nicht Zweck, ſondern Mittel der Wirkſamkeit ſein, ob es gleich manche Menſchen umkehren. Luſt iſt das Selbſtbewußtſein der wirkenden — Unluſt das Selbſtbewußtſein der gehinderten Kraft. Unluſt darf nicht mit negativer Luſt verwechſelt werden.

Die Luſt muß nach Verſchiedenheit der Vermögen, die zur Wirkſamkeit kommen können, verſchieden ſein. Die ſinnliche Luſt entſpricht immer dem vollkommenen Zuſtande eines Teils des Körpers oder des ganzen Körpers. Der Wohlſtand des Körpers konnte der Freiheit nicht allein anvertraut werden, ſondern bedurfte der Triebe und der ſinnlichen Luſt, als Mittel zur Tätigkeit des Menſchen.

Intellektuelle Lust oder Lust der Erkenntnisvermögen ist a) Lust des Vermögens der Anschauung oder der Sinnlichkeit, als der Empfänglichkeit für Stoffe, b) Lust des Verstandes, welcher den Stoff bildet, als Vermögen der Begriffe, welches trennt oder verbindet, Übereinstimmung oder Widerspruch bemerkt, und c) Lust der Vernunft, des Vermögens der Ideen, des Strebens nach dem Ganzen und nach Harmonie.

Das untere Begehrungsvermögen strebt nach Lust und bestimmt sich danach; das obere bestimmt sich nach Begriffen. Das moralische Vergnügen ist immer durch die der Sinnlichkeit angetane Gewalt mit Schmerz begleitet und also gemischt.

Die geistige Lust gründet sich auf Vorstellungen mit Bewußtsein; die sinnliche entweder auf gar keine oder auf Vorstellungen ohne Bewußtsein. Beide begleiten einander, wie beide Arten der Unlust, fast in allen Menschen, vermöge der Wechselwirkung zwischen Seele und Körper, indem auch der Körper an dem reinsten Vergnügen teilnimmt. Die geistige Lust pflegt schwächer, aber dauerhafter zu sein als die sinnliche.

Die bloßen Sinnenempfindungen, sowie die ganz reinen Rational-Empfindungen sind keiner allgemeinen Mitteilbarkeit fähig und also vom Gebiet des Geschmacks ausgeschlossen. In dasselbe gehören bloß die gemischten, welche sich auf eine Wirksamkeit der Erkenntnis- oder der Willenskräfte gründen: von jener Art ist das Vollkommene und Schöne, von dieser das Rührende und Erhabene.

Das Zweckmäßige, Vollkommene und Gute gehört zu den unerlaßlichen Bedingungen des Kunstwerks und macht keine eigentümliche Eigenschaft desselben, als schönen Kunstwerks, aus.

Die Lust am Erhabenen ist der Sinnlichkeit gerade entgegengesetzt und gründet sich auf diese Entgegensetzung, welche die Kraft der Vernunft rege macht.

Die Lust am Schönen entspringt aus dem vereinigten Interesse der Vernunft und der Sinnlichkeit. Das Schöne allein gewährt

ein völlig zwangloſes reines Vergnügen. Weder das Rührende noch das Erhabene kann, als Objekt des Geſchmacks, des Schönen entbehren, und beides muß ſich demſelben unterordnen. Das Schöne allein macht das bloße Kunſtwerk zum Geſchmacksprodukt. Das Schöne beſteht in der Form, welche aber nur in einer Materie ſichtbar werden kann. Die Materie der Schönheit iſt eine zur Darſtellung gebrachte Idee. Schönheit iſt nur eine Eigenſchaft der Form und kann nicht unmittelbar an der Maſſe dargeſtellt werden.

Die Kunſt überhaupt hat den Zweck der Wahrheit oder Vollkommenheit, der Verbindung des Mannigfaltigen zur Einheit und führt ihn mit dem Verſtande aus. Die ſchöne Kunſt führt dieſen Zweck noch überdies mit Schönheit und Geſchmack aus: jenen Zweck kann man den angekündigten, dieſen den verſchwiegenen nennen.

Der ernſtlich gemeinte, für ſich ſelbſt vollkommene, logiſche Zweck eines Kunſtwerks kann den äſthetiſchen, den Zweck der Schönheit ſich unterordnen, wie in den Produkten der Beredſamkeit. Hier dient die Schönheit der Vollkommenheit. Iſt der logiſche Zweck bloß eingebildet, ſo herrſcht die Schönheit; dann liegt an Erreichung des angekündigten Zwecks gar nichts; der Künſtler ſpielt gleichſam mit ſeinem Gegenſtande. Hierher kann die ganze Dichtkunſt gezählt werden. Erreicht der Dichter den Zweck der Schönheit völlig, ſo hat er obendrein den moraliſchen ſchon erlangt. — Die Schönheit duldet keine Abhängigkeit von logiſchen Zwecken, ſondern folgt ihren eigenen Geſetzen. Durch ihr Spiel mit dem ernſthaften logiſchen Zweck erreicht ſie ihn ſelbſt am beſten. Da ſie aber einzig in der Form beſteht, ſo verliert ſie ſelbſt auch nichts bei Behandlung leichtſinniger Gegenſtände.

Die Kunſtwerke der erſten Klaſſe (der ernſtlich gemeinten Zwecke) haben es entweder mit phyſiſchen oder mit moraliſchen Zwecken zu tun. Im erſten Fall adelt zwar die Schönheit die Werke (z. B. die der gemeinen Architektur, ſchöne Gerätſchaften und Bekleidung);

aber sie sind durch den Schimmer, welchen die Schönheit nur im Vorübergehen auf sie wirft, bloß mit den Werken schöner Kunst verwandt. Haben die Kunstwerke moralische Zwecke, stehen sie mit den ästhetischen Werken in Verwandtschaft, kultivieren aber schon durch ihren logischen Zweck, so wirkt ihre Schönheit nur noch inniger. Hat die Schönheit durch Befolgung des Zwecks der Rührung gar nichts gelitten, so haben solche Kunstwerke die größte Vollkommenheit (wie z. B. die Gruppe des Laokoon). Die Schönheit an sich ergötzt nur durch Betrachtung, nicht durch Bewegung. Verbindet sie sich mit der Anstrengung des Pathos, so muß dieses eine gewisse Mäßigung erleiden.

Unterschied zwischen dem Schönen, Angenehmen und Guten.

Man unterscheidet das Schöne vom Angenehmen und Guten. Die Schönheit wird, wie die Annehmlichkeit, vor dem Begriff von den Folgen des Genusses wahrgenommen; die Güte erst durch den Begriff von der Tauglichkeit zu einem Gebrauch. Bei sichtbaren Gegenständen scheint das Schöne die Freiheit des Gemüts in der Anschauung zu bezeichnen, und ihnen scheint es vorzugsweise eigentümlich zu sein. Es gibt aber auch eine intellektuelle Schönheit und eine moralische. Wo ein allgemeiner Begriff in einer unmittelbaren Anschauung, eine Idee durch eine Handlung vorgestellt wird, unser Gemüt bei der Betrachtung in Freiheit ist und die Resultate nicht gegeben erhält, sondern selbst entwickelt, da finden wir Schönheit. Das unmittelbare Gefallen durch den bloßen Eindruck charakterisiert das Schönheitsurteil, inwiefern es von materiellen Bestimmungsgründen, vom bestimmenden Einfluß der Empfindungen und Begriffe frei ist, sich also auf eine Freiheit des Gemüts gründet.

Ein Charakter ist dann schön, wenn er uns mehr Liebe als Achtung einflößt, wie der Charakter Cäsars gegen den des Cato, welcher mehr abschreckende demütigende Strenge zeigt, oder wie der des Tom Jones gegen den des Grandison. Daher verwechselt

man oft Handlungen der Neigung, weil ſie der Natur weniger zu koſten ſcheinen, mit den ſchönen. Die Sinnlichkeit muß auch bei moraliſchen Handlungen frei erſcheinen, ob ſie es gleich nicht iſt; Freiheit erwirbt auch hier das Prädikat der Schönheit.

Der Begriff ſchön iſt nicht leer, ſondern hat ſeine beſtimmte und immer dieſelbe Bedeutung, auch bei heterogenen Gegenſtänden.

Die den objektiven Begriff der Schönheit verworfen haben, hielten die Schönheit für ganz ſubjektiv. Die ihn angenommen haben, verſuchen den Begriff entweder objektiv oder ſubjektiv zu erklären. Beide nehmen an, das Schöne errege ein Wohlgefallen. Jenen iſt das Schöne eine bloße Eigenſchaft des Gegenſtandes; die andern halten ſich nur an die Empfindung, ob ſie gleich gewiſſe Gründe der Empfindung des Schönen in dem Gegenſtande nicht leugnen. Die letztere Partei verſpricht durch die Entfernung alles Willkürlichen ſehr viel: an ihrer Spitze ſteht Kant.

Das Schöne ſteht gerade in einem umgekehrten Verhältnis mit dem Nützlichen. Daß beides auf eins hinauskomme, widerſpricht ſchon der allgemeinen Erfahrung. Überdies gefällt das Schöne unmittelbar durch den Eindruck, da das Nützliche den Begriff vom Gebrauch vorausſetzt.

Andre ſetzten die Schönheit in die Proportion. Aber ein Urteil über dieſe, ſofern ſie ſich auf den Gebrauch bezieht, würde ein Erkenntnis-, kein Geſchmacksurteil ſein. Oder wenn wir bloß ein gewiſſes allgemeines Größenverhältnis im Sinne haben für alle Arten und Gattungen der Gegenſtände, ſo würde die Foderung einer ſolchen Proportion der Mannigfaltigkeit und Ungleichheit, welche die Natur bei aller Schönheit beobachtet, widerſprechen. Allein für jede Gattung natürlicher Gegenſtände haben wir ein gewiſſes Maß, eine Mittelgröße im Sinne, nach welcher wir die Schönheit eines Individuums beurteilen, und welches wir unbewußt dieſem Urteile zum Grunde legen. Wenn dieſes Größenmaß verletzt iſt, ſo nennen wir den Gegenſtand ungeſtalt. Allein

das Häßliche soll dem Schönen entgegengesetzt sein. Das Maß unsers Mißvergnügens über verletzte Proportion hängt von der Gewohnheit ab und wird durch sie sehr verstärkt. Bei der besten Proportion jedoch kann uns ein Gegenstand widrig sein. Richtigkeit ist zwar die erste Bedingung der Schönheit, macht sie selbst aber nicht aus. Die allerregelmäßigsten Gestalten sind gerade noch nicht die schönsten (z. B. Polyklets Kanon, die regelmäßigste, aber nicht schöne Figur). Eine geringe Übertretung der Regelmäßigkeit kann mit der vollkommensten Schönheit sehr wohl bestehen. Bloße Regelmäßigkeit in der Hervorbringung und Beurteilung bedarf oft nur eines mittelmäßigen Kopfes. Wo die Regel, die bei der Schönheit beobachtet werden muß, herrscht, da erstickt sie die Schönheit.

Sinnliche Vollkommenheit gab man als den Grund der Schönheit an. Vollkommenheit nannte man Mannigfaltigkeit, zu einem Ganzen verbunden. Die Beurteilung derselben aber ist logisch, nicht ästhetisch, da sie einen Begriff voraussetzt. Vollkommenheit ist Zweckmäßigkeit. Innere Zweckmäßigkeit heißt eigentlich Vollkommenheit, die wir dem Weltgebäude oder einer sittlich guten Handlung zuschreiben, die ihren Zweck in sich selbst haben. Äußere Zweckmäßigkeit ist Nützlichkeit, bei deren Beurteilung wir nicht bloß des Gegenstandes, sondern auch des Begriffs von seinem Gebrauche bedürfen. Ein solcher (bloß nützlicher) Gegenstand ist für sich selbst nie ein Ganzes in der Beurteilung. Veredelt wird etwas dadurch, wenn es aus einem bloßen Mittel zu einem Selbstzweck erhoben wird. Alles Nützliche wird dadurch zur Vollkommenheit erhoben, wenn der äußere Gebrauch unnötig gemacht wird, seine Existenz zu erklären. Um zu wissen, wie das Mannigfaltige zu einem Ganzen übereinstimme, muß man wissen, wozu es übereinstimme. Da aber die Nützlichkeit vom Schönen ausgeschlossen ist, so haben wir es hier bloß mit der innern Zweckmäßigkeit zu tun.

Freie Schönheiten sind die, bei denen wir keinen eigenen Zweck voraussetzen. Z. B. bei einer Rose sind wir uns keines bestimmten

Zwecks ihrer Geſtalt und Bildung bewußt. Die adhärierende Schönheit aber ſteht unter dem Zwange eines Begriffs, der nur gewiſſe Arten der Schönheit ausſchließend geſtattet und einen Zweck im Gegenſtande vorausſetzt. Ein unvermiſchtes, reines Schönheitsurteil wird nur über freie Schönheit gefällt.

Einheit findet nur in einem Begriffe ſtatt. Nun fragt ſich, ob wir dem Schönheitsurteil einen Begriff zum Grunde legen? Allein ſelbſt bei langem Nachdenken läßt ſich dies hier nicht finden. Keine Spur eines Begriffs oder der Beziehung auf einen Zweck entdeckt ſich in dem Beifall, den wir der Schönheit einer Blume, einer Landſchaft, eines menſchlichen Geſichts erteilen. Ja, bei genauerer Zergliederung würde oft die Schönheit nur verlieren.

Dunkle Vorſtellungen ſind ſolche, deren Bewußtſein ſchnell vergeſſen wurde. Nur im Zuſtande dunkler Vorſtellungen iſt Luſt oder Unluſt möglich. Denn die Aufmerkſamkeit auf das Objekt ſchwächt die Aufmerkſamkeit auf das Subjekt. Auch bei der verworrenen Vorſtellung müſſen die Teilvorſtellungen wenigſtens ehemals vorhanden geweſen ſein; allein man kann ein Schönheitsurteil fällen, ohne alle Rückſicht auf die Übereinſtimmung der Teile. Auch würde bei jener Theorie, welche die Schönheit in die ſinnlich vorgeſtellte Vollkommenheit ſetzt, der Unterſchied zwiſchen dem Wohlgefallen an Zweckmäßigkeit und zwiſchen dem Wohlgefallen am Schönen wegfallen. Dieſe Theorie würde nur auf manche Schönheiten, aber nicht auf freie, am wenigſten auf dichteriſche paſſen. Entweder wäre das Geſchmacksurteil intellektuiert und nicht rein, oder es wäre gar kein eigentliches Geſchmacksurteil.

Alle peinliche mathematiſche Regelmäßigkeit iſt für uns nicht ſchön. Weil Unvollkommenheit die Schönheit unterdrückt, ſo hielt man Vollkommenheit und Regelmäßigkeit für das Weſen der Schönheit. Eine ſchöne Landſchaft muß zwar richtig ſein; die Richtigkeit gibt ihr aber noch keine Schönheit. — Einheit des Mannigfaltigen, als Einfachheit in der Fülle, und Ruhe in der Beſchäftigung, iſt nur relative Schönheit. — Es gibt verworrene

Vorstellungen von Vollkommenheit, die doch gerade kein Schönheitsgefühl erwecken; auch ist nicht jedes Schönheitsurteil mit dem Vollkommenheitsurteil verbunden.

Erklärung des Schönen nach Burke.

Burke sagt, Schönheit errege Zuneigung ohne Begierde nach dem Besitz; eine wahre, aber nur subjektive Erklärung. Das Prädikat der Schönheit werde mehr von kleinen als von großen Dingen gebraucht. So erweckt auch das Große mehr Ehrfurcht als Liebe, vielleicht, weil das Große etwas Verkleinerndes für uns hat, oft Furcht erregt und uns anstrengt, während das Gegenteil bei dem Kleinen stattfindet. Burke sagt, nicht mit Unrecht, daß das Glatte dem Schönen wesentlich sei; dies Glatte beziehe sich auf alle fünf Sinne. Aber Burke nimmt auch hier das Angenehme in das Schöne mit auf. Die sanften allmählichen Übergänge der Wellenlinie, die Vermeidung alles Eckigen, die Grazie mache die Schönheit aus. Burke erklärt dies bloß aus dem Einflusse auf das Auge, was sich aus dem Verstande erklären läßt. Ferner rechnet Burke Delikatesse zur Schönheit, das Zarte und fast Schwächliche. Das Schöne muß verhältnismäßig klein sein, glatte Oberfläche, milde Farben, allmähliche Änderung in der Richtung der Linien haben, mehr zärtlich als stark sein: dies ist ungefähr Burkes Beschreibung des Schönen. Erschlaffende Wirkung ist das Charakteristische, was Burke der Schönheit beilegt. Allein fehlerhaft ist das Angenehme hier mit aufgenommen, wodurch die allgemeine Mitteilbarkeit des Schönen eingeschränkt wird; ferner leitet er die wahre Schönheit auch bloß von physischen Ursachen ab, da sie sich doch auf ein Vernunftprinzip stützen muß.

Erklärung des Schönen nach Moritz.

Moritz stellt das Nützliche, Gute und Schöne nebeneinander. Im erstern Fall wird der Gegenstand auf einen Gebrauch bezogen; er hat bloß äußern Wert. Der gute Gegenstand hat innern und

äußern Wert. Der ſchöne iſt ohne alle äußere Beziehungen und beſitzt ſeinen Wert in ſich ſelbſt. Edel heißt das Moraliſch-Schöne. Ganz wohl kann das Unnütze und das Schöne nebeneinander beſtehen. Das Schöne wird an dem Nützlichen als überflüſſig erkannt. Das Nützliche erhält durch ſeinen Beitrag zur Vollkommenheit eines Ganzen ſeinen Wert. Ein Ganzes iſt, was in ſich ſelbſt vollendet iſt. Nur das Ganze, was in die Sinne fällt oder mit der Einbildungskraft umfaßt werden kann, iſt ſchön. — Bis hieher kann man Moritz recht geben. Allein nachher verwechſelt er die Wirkungen unſerer Vernunft mit den Wirkungen der Gegenſtände, das Ganze der Natur, welches wir nie faſſen können, mit dem Ganzen der Vernunft, welches allerdings immer auf Einheit ausgeht.

Darſtellung des Ganzen der Natur in der Erſcheinung macht nach Moritz ein Kunſtwerk aus.

Erklärung des Schönen nach Kant.

Nennen wir einen Gegenſtand ſchön, ſagt Kant, ſo iſt der Beſtimmungsgrund unſers Urteils bloß ſubjektiv. Dieſes Wohlgefallen iſt ohne alles Intereſſe und hat mit dem Begehrungsvermögen nichts zu tun; es beſteht ſogar bei ſinnlichem Schmerz oder moraliſchem Mißfallen. Bei dem Schönen gefällt uns die bloße Vorſtellung, bei dem Angenehmen ſeine Exiſtenz. Das Angenehme und das Gute ſchließen ein Intereſſe ein, ſind auf ein Bedürfnis gegründet; das Wohlgefallen daran iſt alſo nicht frei. Eben weil das Wohlgefallen am Schönen auf keinem Intereſſe, auf keinem Privatgrunde beruht, legen wir dieſem Wohlgefallen Allgemeingültigkeit bei. Das Angenehme hat dieſe Allgemeingültigkeit nicht. Die Einheit des Unveränderlichen in der menſchlichen Natur iſt der Grund dieſer Allgemeinheit, und ſie beruht auf den Denkgeſetzen der Seele. — Dem Begriffe Schön fehlt der objektive Grund der Übereinſtimmung; ihr Grund muß alſo im urteilenden Subjekt aufgeſucht werden. Ein Urteil über

das Schöne iſt kein unmittelbares Sinnenurteil, ſondern ein Reflexionsurteil, ein Urteil a priori, weil es eine allgemeine Foderung an alle Denkende einſchließt und Allgemeinheit a priori hat. Dieſe Foderung gründet ſich auf die allgemeine Mitteilungsfähigkeit des Zuſtandes, über den ich reflektiere. Jede Erkenntnis beruht auf einer unumgänglichen Bedingung und kann mitgeteilt werden; ſo muß auch dieſe Bedingung, die dem Geſchmacksurteil zum Grunde liegt, mitgeteilt werden können. Die Einbildungskraft für die Vorſtellung des Mannigfaltigen und der Verſtand für die Vereinigung desſelben — jene hat Freiheit, dieſer hat Geſetzmäßigkeit — dieſe bei der höchſt möglichen Freiheit jener, durch die Reflexion wahrgenommen, bringt die Luſt an dem Gegenſtand und das Urteil des Wohlgefallens hervor. Dieſe Übereinſtimmung beider vorſtellenden Vermögen kann nur durch den innern Sinn bemerkt werden. Der Geſchmack beurteilt das Schöne ſubjektiv durch ein Gefühl. Das Schöne gefällt ohne alles Intereſſe. Das Intereſſe gründet ſich auf eine Beziehung des Gegenſtandes auf uns. Das Schöne gefällt aber unbedingt. Ein Wohlgefallen, von keiner Privatbeziehung abhängig, muß allgemein ſein; das Schöne muß jedem gefallen. Das Gute gefällt zwar auch jedermann, aber durch einen Begriff. Während das Gute nur durch ſeine objektive Beſchaffenheit allgemein gefällt, ſtützt ſich die Luſt am Schönen auf einen ſubjektiven Grund, auf die Allgemeinheit der Denkgeſetze.

Da Schönheit bloß in der Form der Zweckmäßigkeit beſteht, ſo beſteht Schönheit überhaupt nur in der Form. Rein iſt ein Schönheitsurteil dann, wenn weder Reiz noch Rührung dabei im Spiele iſt. Daher beſteht alle Veredlung der Kunſt in der Simplizität. — Reiz überhaupt iſt Aufforderung zur Tätigkeit. Ein Gemälde kann durch ſeine Farbe reizen, aber nur durch Kompoſition und Zeichnung ſchön ſein. — Rührung entſpringt aus dem Leiden und beſteht bei Menſchen von moraliſchem Gefühl und tätigem Geiſte nicht aus bloß phyſiſchen Wirkungen. Auch das

ſympathetiſche Leiden eines moraliſchen Menſchen kann nicht lange körperlich bleiben; die Vernunft erwacht bald in ihrer Erhabenheit über alles ſinnliche Intereſſe. — Auch die moraliſche Rührung, welche ſich auf ein ſehr lebhaftes Intereſſe der Vernunft gründet, kann das Schönheitsurteil verfälſchen.

Alle ſinnliche Schönheit iſt entweder Form der Ruhe oder Form der Bewegung. Jene iſt die Zeichnung überhaupt; die Farben heben bloß die Umriſſe mehr hervor, wecken die Aufmerkſamkeit und bewirken Übereinſtimmung mit der Natur. Die Form der Bewegung iſt a) das Spiel der Geſtalten im Raume, b) das Spiel der Empfindungen in der Zeit. Zu jenem gehört Mimik, zu dieſem vornehmlich Tonkunſt. Der einzelne Klang gefällt bloß in der Sinnenempfindung. Das Schöne beruht aber auf der Kompoſition.

Schönheit der Handlung beſteht in der Handlungsweiſe in der Geſinnung, nicht in dem Reſultat.

Der Wert der Zierraten kann entweder bloß auf ihrer Form beruhen, oder ſie gefallen nur durch die Materie, als Schmuck, und können im letztern Fall der Schönheit oft Abbruch tun.

Vom Kriterium des Schönen und vom äſthetiſchen Ideal.

Es kann keine objektive Geſchmacksregel geben, ſondern nur ein empiriſches Kriterium des Schönen, indem man das, worin alle Zeitalter übereingekommen ſind, zu Rate zieht.

Es kann ein moraliſches Ideal geben, weil es ſich auf einen Begriff gründet. Ein äſthetiſches Ideal iſt nur für die adhärente, nicht für die freie Schönheit möglich. Die Schönheit, für die man ein Ideal aufſtellen will, muß in die Grenzen eines Zwecks eingeſchloſſen werden. Nur das, was durch ſich ſelbſt beſtimmt iſt, iſt eines Ideals der Schönheit fähig; alſo nur der Menſch, als ſittliches Weſen. Zum Ideal der Schönheit gehört erſtens die Normalidee, welche bloß auf die phyſiſchen Zwecke des Menſchen, die Zwecke ſeines Baues, Rückſicht nimmt, die Idee der Richtig-

keit; zweitens die Vernunftidee, welche durch den Ausdruck des Sittlichen bestimmt wird. Die Freiheit in der Darstellung der physischen und moralischen Zwecke des Menschen könnte ein wahres Ideal der Schönheit abgeben, wenn nämlich alle Regelmäßigkeit in der Darstellung verschwindet.

Allgemeingültigkeit des Geschmacksurteils.

Wie kann ein Urteil zugleich a posteriori gefällt werden und doch nur a priori möglich sein? Oder wie kann das Geschmacksurteil empirisch und zugleich a priori sein? Es ist nämlich aus zwei Urteilen zusammengesetzt. Erstens ist es empirisch, inwiefern es von einem durch die Erfahrung gegebenen Gegenstande etwas aussagt; a priori aber, inwiefern eine Allgemeingültigkeit, eine allgemeine Mitteilbarkeit der Lust von dem Gegenstande ausgesagt wird. Zwar beurteilen wir den schönen Gegenstand durch ein Gefühl der Lust; allein diese verbindet sich zuerst nicht mit der Sinnenempfindung, sondern mit der Reflexion. Das Gefühl der Lust setzt einen a priori gültigen Gemütszustand voraus. Sobald wir uns keiner materiellen Quelle unsrer Lust bewußt sind, muß es eine formale Quelle und also die Lust allgemein mitteilbar sein: wir verhalten uns dann zu dem Gegenstande als Menschen überhaupt. Der Grund, warum wir behaupten, der Gegenstand müsse allgemein gefallen, ist vor aller Erfahrung da; wir berufen uns auf einen ästhetischen Gemeinsinn. Ein solcher Gemeinsinn kann vorausgesetzt werden und wird vorausgesetzt, indem wir andern ein ähnliches Gefühlvermögen zuschreiben. — Alle Gründe zur Beurteilung des Schönen nehmen wir aus den Beschaffenheiten der Gegenstände, die wir empfinden, her; dies geschieht durch ein Gefühl der Lust. Schön ist nämlich das, was in der bloßen Anschauung a priori gefällt.

Kant macht das Schöne auch zu einem Symbole des Sittlichguten. Das Sittlichgute gefällt unmittelbar durch den bloßen Begriff, wie das Schöne in der bloßen Anschauung; das Wohl-

gefallen an beidem ruht auf keinem Intereſſe, und nicht der Inhalt, ſondern die Form der Vorſtellung beſtimmt das Urteil. — Das Schöne iſt das Mittelglied zwiſchen der Sittlichkeit und Sinnlichkeit. Der Geſchmack gewöhnt uns, auch das Sinnliche zu veredeln.

Über die objektiven Bedingungen der Schönheit.

Die Kantiſche Kritik leugnet die Objektivität des Schönen aus keinem genügenden Grunde, weil ſich nämlich das Schönheitsurteil auf ein Gefühl der Luſt gründe. — Die objektive Beſchaffenheit der für ſchön gehaltenen Gegenſtände muß unterſucht und verglichen werden. Die Beobachtung der Proportionen macht nicht die Schönheit ſelbſt, aber doch eine unumgängliche Bedingung derſelben aus. Sie kann der Richtigkeit nicht entbehren. — Freie Wirkſamkeit des Gemüts iſt der Wirkung des Schönen weſentlich. Nach Kant iſt das Schöne Wirkung der innern Freiheit, nach Burke Urſache derſelben. Beobachtung der Regelmäßigkeit iſt nicht allen Objekten natürlich und hemmt bei denen, welchen ſie nicht zukommt, die Naturfreiheit. Regelmäßigkeit kann alſo nicht als allgemeiner Grundbegriff der Schönheit gelten, wohl aber Freiheit d. h. die durch die Natur eines Dinges ſelbſt beſtimmte Beſchaffenheit. Kant ſagt: Kunſt iſt ſchön, wenn ſie ausſieht wie Natur, und umgekehrt. Die Natur des Nachgeahmten iſt es, welche wir bei einem Kunſtwerk erwarten; der Stoff muß ſich in der Form, die Wirklichkeit in der Erſcheinung verlieren. Die Form der Bildſäule darf nichts durch die Natur des Marmors einbüßen. Die Kunſtmäßigkeit dient bloß, die Freiheit auch in Naturgegenſtänden, die als ſchön beurteilt werden ſollen, ſichtbar zu machen: die Erinnerung an eine Regel ſoll uns bloß die Unabhängigkeit eines Gegenſtandes von derſelben bemerklich machen. — Schön iſt ein Entwurf, wenn ſeine Zweckmäßigkeit freiwillig ausſieht. — Die Baukunſt kann nie eine ganz reine ſchöne Kunſt ſein, weil ſie die Zwecke der Regelmäßigkeit nicht verbergen kann.

Technik ist die Verbindung des Mannigfaltigen nach Zwecken und zur Schönheit notwendig, wiewohl sich diese nicht auf die Beurteilung der Technik gründet, wie Sulzer annimmt.

Jede Bildung oder Form besteht in der Begrenzung und ist also gewissermaßen eine Einschränkung, die entweder durch eine Regel oder durch den Zufall entstand. In allen Produkten der Natur, die auf eine Technik hinweisen, finden wir die gegenseitige Abhängigkeit der Teile in ihrer Beschaffenheit voneinander. Schönheit aber ist Freiheit in der Gebundenheit, Natur in der Kunstmäßigkeit; sie haftet nur an der unmittelbaren Anschauung; die Naturschönheit gründet sich auf keinen Begriff; die Technik eines Naturproduktes fällt unmittelbar ins Auge.

Auch Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Freiheit in der Technik der Tierkörper ist schön: ihre Schönheit nimmt ab, je mehr sie sich der unbehilflichen Masse, der schweren Bewegung nähern. Da aber nehmen wir Schönheit wahr, wo die körperliche Masse von den lebendigen Kräften bezwungen wird, wo die Kraft nicht unter dem Druck der Masse erliegt: — daher die geflügelten Tiere, die gleichsam Symbole der Freiheit sind, am meisten Empfindungen der Schönheit erregen; an Vögeln ist der Hals einer der schönsten Teile, ihre glatte biegsame Gestalt ist schön.

In der menschlichen Gestalt zeigt sich die verwickeltste Technik, es erscheinen in ihr die mannigfaltigsten Zwecke. Beobachtung der Proportion wird von der Schönheit vorausgesetzt. — Die menschliche Gestalt ist einer doppelten Schönheit fähig. Die eine ist ein bloßes Geschenk der Natur und erweckt Liebe, die andre beruht auf sittlichen Eigenschaften und erwirbt zugleich Achtung. — Alle Umrisse müssen Kühnheit und Leichtigkeit zeigen; frei und offen muß die Stirne sich wölben; die Nase muß fast gar keinen Winkel von der Stirne herab bilden und nicht stark hervorspringen. Das ganze Untergesicht muß leicht sein und nicht von dem Gewicht der Masse hinabgedrückt und vergrößert scheinen. Alle übertriebenen Anspannungen müssen entfernt

ſein. Herrſchaft der organiſchen Kraft über die tieriſche Maſſe unterſcheidet den Menſchen von dem Tier. Der Mann iſt ſchön durch Freiheit in der Stärke, das Weib durch Freiheit in der Schwäche. Freiheit der Form, das Reſultat der ſich ſelbſt beſchränkenden Kraft, macht die Schönheit aus. So ſchwebt gleichſam der vatikaniſche Apoll; denn keine Maſſe hindert ihn, ſeine ganze Kraft zu brauchen. — Grober Vortrag der Maſſe iſt Plumpheit. Kraft, die ſich in der Ruhe verſichtbart, iſt gehaltene Kraft. — Schwäche, d. h. Biegſamkeit für Eindrücke, kommt vornehmlich der weiblichen Schönheit zu. Dann iſt ſie ſchön, wenn ſie frei iſt, wenn ſie nicht bis zum Leiden geht, nicht in Grimaſſen ausartet und Zwang beweiſet. Das Schöne bedarf des Ausdrucks des Leidens nicht, und das Nichtſchöne wird durch ihn nur häßlich.

Es gibt eine gleichſam organiſche und eine moraliſche Schönheit. Jene und dieſe ſind in Anſehung der Achtung, die wir für beide haben, dem Genie und dem Fleiße, der Naturgabe und dem Verdienſte zu vergleichen. Die organiſche Schönheit kann ſich zwar nicht mit moraliſcher Verdorbenheit, aber doch leicht mit einer Leere des Geiſtes vertragen. Die ſelbſterworbene Schönheit überlebt die Jugend weit und verrät ihre Spuren noch im Alter; in ihr ſpiegelt ſich innrer Friede und Wohlwollen ab; ſie iſt die Wirkung und der Ausdruck ſittlicher Ideen.

Schönheit iſt Freiheit in der Erſcheinung. Eine Handlung nach dem Geſetze der Vernunft iſt dann ſchön, wenn ſie ausſieht, als geſchähe ſie aus Neigung und ohne allen Zwang. Die Baſis aller Schönheit iſt Simplizität; aber nicht alle Simplizität iſt Schönheit.

In der Natur beleidigt uns die verletzte Freiheit. Was aber in der Natur häßlich iſt, kann in der Kunſt ſchön werden. Allein eigentlich kann nicht der Gegenſtand, ſondern nur deſſen Darſtellung ſchön werden. — Schön iſt ein in ſeiner Kunſtmäßigkeit frei erſcheinendes Naturprodukt. Es gibt nun Darſtellungen für

die Sinne und für die Einbildungskraft. Frei wäre die Darſtellung, wo das Dargeſtellte ſelbſt zu handeln und der Stoff ſich mit dem Darzuſtellenden völlig ausgetauſcht zu haben ſchien. Freilich kann hier nur Scheinen ſtattfinden. Die Natur des Mediums, des Stoffes, muß völlig bezwungen ſein; ſo muß z. B. in einer Bildſäule nicht der Marmor, in dem Schauſpieler nicht ſein eigener natürlicher Charakter ſichtbar ſein. Der Dichter muß das Streben nach Allgemeinheit, welches in der Natur ſeiner, der Individualität widerſtreitenden Sprache liegt, zu überwinden ſuchen, damit das Dargeſtellte in ſeiner wahren Eigentümlichkeit erſcheine. Dargeſtellte freie Selbſthandlung in der Natur durch die Sprache iſt Schönheit in der Dichtkunſt. Schön iſt die Darſtellung dann, wenn ſie von der Eigentümlichkeit des Darſtellenden die wenigſten Einſchränkungen erlitten hat. Der Zweck der Darſtellung für andre bringt Heteronomie in das Kunſtwerk und tut ſeiner Schönheit leicht Eintrag. — Die Freiheit der poetiſchen Darſtellung beruht auf der Unabhängigkeit des Dargeſtellten von der Eigentümlichkeit der Sprache, des Darſtellenden und des äußeren Zweckes des Kunſtwerkes. Der erſten Abhängigkeit, von der abſtrakten Beſchaffenheit der Sprache, weicht der Dichter dadurch aus, daß er den Gegenſtand zu individualiſieren ſucht z. B. oft den Teil für das Ganze, die Wirkung für die Urſache ſetzt, inwiefern dadurch an Anſchaulichkeit gewonnen wird. So dient auch Vergegenwärtigung des Entfernten zur anſchaulichen Darſtellung der ſelbſthandelnden Natur. Von dieſer Art iſt ferner die Analogie der Vorſtellungen und Empfindungen, zumal bei nicht ſinnlichen Gegenſtänden. Hier herrſcht die Freiheit der Gleichniſſe. Der Dichter kettet Bild an Bild, worin Homer am verſchwenderiſcheſten war; Virgil wählte die Gleichniſſe, bei ſparſamerem Gebrauch, glücklicher. So entſteht der lebhafteſte Ausdruck. — Der Dichter hält ſich an das Sinnliche, um das Nichtſinnliche anſchaulich zu machen, und ſucht durch ähnliche Bilder ähnliche Gemütszuſtände zu erregen, wie z. B. in Hallers Ewigkeit. — Perſonalität iſt

ferner der Erſatz, welcher dem Naturgegenſtande für das gegeben wird, was er durch die abſtrakte Natur der Sprache einbüßt. Die Sprache, die an ſolchen Perſonifizierungen reich iſt, iſt eine dichteriſche Sprache. So ſtellte die griechiſche Mythologie faſt alle Handlungen der Natur als Handlungen freier Weſen dar und iſt der Dichtkunſt beinah unentbehrlich geworden. Auch der Ausdruck in der Sprache ſelbſt trägt zur Verſinnlichung der Gegenſtände bei. Die Regeln der Grammatik beſchränken den Dichter weniger; er opfert ſie der Natur auf; ſein Periodenbau wird regelloſer; ſo iſt z. B. manchmal der öftere Gebrauch, manchmal das Weglaſſen der Bindewörter natürlich und zweckmäßig. Bisweilen malt die Sprache ſchon den Gegenſtand ſelbſt. Oft wird das Objektive eines Gegenſtandes durch das Subjektive des Ausdrucks in der Sprache belebt, z. B. durch den Klimax. —

Werke der Kunſt werden in der nachahmenden Darſtellung als Werke der freien Natur betrachtet, z. B. ein Gebäude in einem Gemälde, eine Komödie in der Komödie, wie im Hamlet. Es kommt im Gebiete der Kunſt nicht auf die Beſchaffenheit des dargeſtellten Gegenſtandes, ſondern auf das Verhältnis der Darſtellung zu ſeiner Beſchaffenheit an. Der Künſtler hat die Häßlichkeit der Formen der Natur nicht zu verantworten. Die Geſchichte Laokoons, von einem Dichter und einem Bildhauer dargeſtellt, beleidigt in dem Gegenſtande unſer Schönheitsgefühl; in der Natur würde uns die Gruppe empören; in der Darſtellung wird aber die verletzte leidende Natur nicht gegen die ruhige, ſondern gegen die Darſtellung gehalten. In der Natur ſelbſt wollen wir freie Natur, in der Kunſt aber überhaupt Natur ſehen. Die Freiheit, welche die Natur auch in den Feſſeln des Silbenmaßes und der Sprache behauptet, die Wahrheit und Lebendigkeit des Bildes, bringt uns über eine ſolche Darſtellung (wie die des Laokoon) den Ausſpruch ab: das ſei ſchrecklich ſchön. So hat Goethe in ſeiner Iphigenie das Schöne in dem Schrecklichen dargeſtellt, das bis zum Entſetzlichen geht. — Nicht weil unſer moraliſches

Gefühl, sondern weil unser Geschmack beleidigt wird, mißfällt uns eine Darstellung, in der nicht die Freiheit der Darstellung vorhanden ist. Shakespeare und Goethe sind große Meister in Darstellung der Natur, mit der sie so vertraut sind, daß sie sich ganz in sie verlieren.

Unter den Talenten des Dichters muß die Einbildungskraft den obersten Rang einnehmen. — Die Leiden des jungen Werther sind ein schönes Muster der Darstellung der Leidenschaft. Die Natur, die Leidenschaft selbst ist es, die wir handeln sehen, und doch ist alles absichtsvolle Darstellung des Dichters, der ganz in seinen Gegenstand eindrang. Wie wahr und lebendig schildert Shakespeare die Leidenschaften in ihren wildesten Verirrungen z. B. im Lear, Othello, Macbeth, Hamlet!

Aber nichts, was den Sinnen widrig ist, was physisch widerwärtigen Eindruck macht, darf weder der Dichter noch der bildende Künstler darstellen. Von dieser Art sind der Polyphem, die Harpyien des Virgil, die Gemälde des Heilands mit der Dornenkrone oder des mit Eitergeschwüren bedeckten Lazarus. Die Sinne verhalten sich zu leidentlich gegen solche Eindrücke, und der Körper kann auch durch Vorstellungen der Phantasie ins Spiel gezogen und widrig bewegt werden. Der Eindruck des Gemäldes ist unmittelbar lebhafter als der des Gedichtes; was dem Maler der gute Geschmack untersagt, ist noch mehr dem Schauspieler verboten, welcher das Niedrige (wie die Bettlerszene im Kind der Liebe von Kotzebue) nicht vor das Auge bringen darf. Das Ekelhafte ist den Sinnen unmittelbar zuwider: es dringt sich, wie Kant sehr treffend sagt, uns zum Genusse auf, mischt sich in den Genuß ein. Daß uns das Ekelhafte physisch widerstrebt, schließt dessen Gebrauch aus der Kunst gänzlich aus. Die Unlust entspringt nicht aus der Voraussetzung der Wirklichkeit, sondern aus der bloßen Vorstellung, selbst der bloßen Phantasie. Nur wenn der Dichter es zum Schauderhaften und Schrecklichen nötig hat, darf er es gebrauchen. Das Ekelhaft-Schreckliche

iſt das Gräßliche (ſo iſt Homers Polyphem gräßlich geſchildert). Das Gräßliche und das Niedrige, die äußerſten Grenzpoſten des Geſchmacks ſind ſehr behutſam anzuwenden. Das Gräßliche, wo es dem Dichter erlaubt ſein ſoll, muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt werden.

Verhältnis des Schönen zur Vernunft.

Der Umſtand, daß das Schöne bloß gefühlt, nicht eigentlich erkannt wird, macht die Ableitung der Schönheit aus Prinzipien a priori zweifelhaft. Es ſcheint, daß wir uns mit der pluraliſtiſchen Gültigkeit der Urteile über Schönheit begnügen müſſen.

Wir beobachten entweder oder betrachten die Naturerſcheinungen; Betrachtung allein kommt der Schönheit zu. Das Mannigfaltige gibt der Sinn; die Form gibt die Vernunft. Die Vernunft verbindet Vorſtellungen zur Erkenntnis oder zur Handlung. Es gibt theoretiſche und praktiſche Vernunft. Freiheit der Erſcheinungen iſt das Objekt der äſthetiſchen Beurteilung. Freiheit eines Dinges in der Erſcheinung iſt deſſen Selbſtbeſtimmung, wiefern ſie in die Sinne fällt.

Die äſthetiſche Beurteilung ſchließt alle Rückſicht auf objektive Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit aus und geht bloß auf die Erſcheinung; ein Zweck und eine Regel können nie erſcheinen. Eine Form erſcheint dann frei, wenn ſie ſich ſelbſt erklärt und den reflektierenden Verſtand nicht zu Aufſuchung eines Grundes außer ihr nötigt. Das Moraliſche iſt vernunftmäßig, das Schöne iſt vernunftähnlich. Jenes erregt Achtung, ein Gefühl, das durch Vergleichung der Sinnlichkeit mit der Vernunft entſteht. Die Freiheit in der Erſcheinung erweckt nicht bloß Luſt über den Gegenſtand, ſondern auch Neigung zu demſelben; dieſe Neigung der Vernunft, ſich mit dem Sinnlichen zu vereinigen, heißt Liebe. Das Schöne betrachten wir eigentlich nicht mit Achtung, ſondern mit Liebe; ausgenommen die menſchliche Schönheit, welche aber Ausdruck der Sittlichkeit als Objekt der Achtung, in ſich ſchließt. —

Sollen wir das Achtungswürdige zugleich lieben, ſo muß es von uns erreicht oder für uns erreichbar ſein. Liebe iſt ein Genuß, Achtung aber keiner; hier iſt Anſpannung, dort Nachlaſſung. — Das Gefallen der Schönheit entſpringt alſo aus der bemerkten Analogie mit der Vernunft und iſt mit Liebe verbunden.

Wert des Schönen und der Kunſt.

Die der Kunſt gemachten Beſchuldigungen treffen nicht ſie ſelbſt, ſondern ihren Mißbrauch. Das Schöne beſchäftigt und kultiviert Vernunft und Sinnlichkeit, befördert durch Verengung ihres Bundes die Humanität, ſtiftet Vereinigung zwiſchen der phyſiſchen und moraliſchen Natur des Menſchen. Indeſſen iſt der größte Vorteil doch auf Seiten der Sinnlichkeit; durch das Schöne erweitern wir das Feld unſerer Empfindungen, werden aber an Begriffen nicht reicher. Es bewahrt uns vor der Roheit der Sinnlichkeit. Für den Menſchen von gröberer Sinnlichkeit iſt daher die Schönheit die größte Wohltat. Aber dem männlichen Sinn kann die zu große Anhänglichkeit an das Schöne ſchädlich werden; leicht wird er ſich dabei bloß mit der oberflächlichen Betrachtung der Dinge begnügen; aber aller Weg zur Vortrefflichkeit geht durch die Mühe. Das Genie wählt den ſteilſten Weg zur Vollkommenheit. Die ausſchließende Kultur des Schönheitsgefühls verführt uns leicht zur Oberflächlichkeit, bringt uns Erſchlaffung, Weichlichkeit und Abneigung gegen Gründlichkeit; denn wir gewöhnen uns dadurch immer bloß auf die Behandlung, nicht auf den Gehalt zu ſehen.

Das Schöne veredlet die Sinnlichkeit und verſinnlicht die Vernunft. Es lehrt, einen Wert auf die Form legen. Mit dem Schönen lernt man Dinge ohne Eigennutz, bloß ihrer Form wegen lieben. Der Vernunft geſchieht ferner ein Dienſt, wenn Sinne und Phantaſie in ihr Intereſſe gezogen werden; aber Wahrheit und Güte gewinnen kein Verdienſt durch die äſthetiſche Form. Aber auch die Tugend darf eine geſchmackvolle Form nicht

verſchmähen, wenn ſchon der Geſchmack den Wert der Tugend nicht beſtimmt. Nur muß für Stoff und Form in gleichem Grade geſorgt werden. Vereinigung der Wahrheit mit der Schönheit, des innern Gehalts mit dem Reiz der Form iſt das Erfordernis wahrer Vollkommenheit.

Kallias.

Briefe an Gottfried Körner.

Jena, 21. Dezember 1792.

. . . . Über die Natur des Schönen iſt mir viel Licht aufgegangen, ſo daß ich dich für meine Theorie zu erobern glaube. Den objektiven Begriff des Schönen, der ſich eo ipso auch zu einem objektiven Grundſatz des Geſchmacks qualifiziert, und an welchem Kant verzweifelt, glaube ich gefunden zu haben. Ich werde meine Gedanken darüber ordnen und in einem Geſpräch: Kallias oder über die Schönheit, auf die kommenden Oſtern herausgeben. Für dieſen Stoff iſt eine ſolche Form überaus paſſend, und das Kunſtmäßige derſelben erhöht mein Intereſſe an der Behandlung. Da die meiſten Meinungen der Äſthetiker vom Schönen darin zur Sprache kommen werden und ich meine Sätze ſoviel wie möglich an einzelnen Fällen anſchaulich machen will, ſo wird ein ordentliches Buch von der Größe des Geiſterſehers daraus werden. . . .

Jena, den 11. Januar 1793.

. . . . Eine Beſchäftigung, die mich äußerſt intereſſiert, erhebt mich über alle körperlichen Bedrückungen. Oft wünſche ich, daß mir meine Geſundheit auch nur ſo lang bleiben möchte, bis dieſer Kallias geendigt iſt. Du wirſt deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt. Noch iſt gar nichts Schriftliches geordnet, ſonſt hätte ich dir ſchon etwas daraus vorgelegt. Beſitzeſt oder weißt du wichtige Schriften über die Kunſt, ſo teile ſie mir doch mit: Burke, Sulzer, Webb, Mengs,

Winkelmann, Home, Batteux, Wood, Mendelsohn nebst fünf oder sechs schlechten Kompendien besitze ich schon. Aber über einzelne Künste und besondere Fächer aus derselben möchte ich gern noch mehrere Schriften nachlesen.

Besonders aber wünschte ich eine oder einige Sammlungen der besten Kupfer von Raffael, Correggio und anderen Stücken, wenn sie nicht zu hoch kämen. Weißt du mir vielleicht einige zu nennen? Auch über Architektur möchte ich gar zu gern ein gutes Buch.

An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt; doch ich bin gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde. . . . .

Jena, den 25. Januar 1793.

. . . Die Untersuchung über das Schöne, wovon beinahe kein Teil der Ästhetik zu trennen ist, führen mich in ein sehr weites Feld, wo für mich noch ganz fremde Länder liegen. Und doch muß ich mich schlechterdings des Ganzen bemächtigt haben, wenn ich etwas Befriedigendes leisten soll. Die Schwürigkeit, einen Begriff der Schönheit objektiv aufzustellen und ihn aus der Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimieren, so daß die Erfahrung ihn zwar durchaus bestätigt, aber daß er diesen Ausspruch der Erfahrung zu seiner Gültigkeit gar nicht nötig hat, diese Schwürigkeit ist fast unübersehbar. Ich habe wirklich eine Deduktion meines Begriffes vom Schönen versucht, aber es ist ohne das Zeugnis der Erfahrung nicht auszukommen. Diese Schwürigkeit bleibt immer, daß man mir meine Erklärung bloß darum zugeben wird, weil man findet, daß sie mit den einzelnen Urteilen des Geschmacks zutrifft, und nicht (wie bei einer Erkenntnis aus objektiven Prinzipien doch sein sollte) sein Urteil über das einzelne Schöne in der Erfahrung deswegen richtig findet, weil es mit meiner Erklärung übereinstimmt. Du wirst sagen, daß dies etwas viel gefodert sei, aber solang man es nicht dahin bringt, so wird

der Geſchmack immer empiriſch bleiben, ſo wie Kant es für unvermeidlich hält. Aber eben von dieſer Unvermeidlichkeit des Empiriſch, von dieſer Unmöglichkeit eines objektiven Prinzips für den Geſchmack kann ich mich noch nicht überzeugen.

Es iſt intereſſant zu bemerken, daß meine Theorie eine vierte mögliche Form iſt, das Schöne zu erklären. Entweder man erklärt es objektiv oder ſubjektiv; und zwar entweder ſinnlich ſubjektiv (wie Burke u. a.) oder ſubjektiv rational (wie Kant) oder ratinal objektiv (wie Baumgarten, Mendelsſohn und die ganze Schar der Vollkommenheitsmänner) oder endlich ſinnlich objektiv: ein Terminus, wobei du dir freilich jetzt noch nicht viel wirſt denken können, außer wenn du die drei andern Formen miteinander vergleichſt. Jede dieſer vorhergehenden Theorien hat einen Teil der Erfahrung für ſich und enthält offenbar einen Teil der Wahrheit, und der Fehler ſcheint bloß der zu ſein, daß man dieſen Teil der Schönheit, der damit übereinſtimmt, für die Schönheit ſelbſt genommen hat. Der Burkianer hat gegen den Wolfianer vollkommen recht, daß er die Unmittelbarkeit des Schönen, ſeine Unabhängigkeit von Begriffen behauptet; aber er hat unrecht gegen den Kantianer, daß er es in die bloße Affektibilität der Sinnlichkeit ſetzt. Der Umſtand, daß bei weitem die meiſten Schönheiten der Erfahrung, die ihnen in Gedanken ſchweben, keine völlig freie Schönheiten, ſondern logiſche Weſen ſind, die unter dem Begriff eines Zweckes ſtehen, wie alle Kunſtwerke und die meiſten Schönheiten der Natur, dieſer Umſtand ſcheint alle, welche die Schönheit in eine anſchauliche Vollkommenheit ſetzen, irre geführt zu haben; denn nun wurde das logiſch Gute mit dem Schönen verwechſelt. Kant will dieſen Knoten dadurch zerhauen, daß er eine pulchritudo vaga und fixa, eine freie und intellektuierte Schönheit annimmt, und er behauptet, etwas ſonderbar, daß jede Schönheit, die unter dem Begriffe eines Zweckes ſtehe, keine reine Schönheit ſei: daß alſo eine Arabeske und was ihr ähnlich iſt, als Schönheit betrachtet, reiner ſei, als die höchſte Schönheit des Menſchen. Ich finde, daß

ſeine Bemerkung den großen Nutzen haben kann, das Logiſche von dem Äſthetiſchen zu ſcheiden, aber eigentlich ſcheint ſie mir doch den Begriff der Schönheit völlig zu verfehlen. Denn eben darin zeigt ſich die Schönheit in ihrem höchſten Glanz, wenn ſie die logiſche Natur ihres Objektes überwindet, und wie kann ſie überwinden, wo kein Widerſtand iſt? Wie kann ſie dem völlig formloſen Stoff ihre Form erteilen? Ich bin wenigſtens überzeugt, daß die Schönheit nur die Form einer Form iſt und daß, was man ihren Stoff nennt, ſchlechterdings ein geformter Stoff ſein muß. Die Vollkommenheit iſt die Form eines Stoffes, die Schönheit hingegen iſt die Form dieſer Vollkommenheit, die ſich alſo gegen die Schönheit wie der Stoff zu der Form verhält. . . .

Jena, den 8. Februar 1793.

. . . Wir verhalten uns gegen die Natur (als Erſcheinung) entweder leidend oder tätig oder leidend und tätig zugleich. Leidend, wenn wir ihre Wirkungen bloß empfinden; tätig, wenn wir ihre Wirkungen beſtimmen; beides zugleich, wenn wir ſie uns vorſtellen.

Es gibt zweierlei Arten, ſich die Erſcheinungen vorzuſtellen. Entweder wir ſind mit Abſicht auf ihre Erkenntnis gerichtet: wir beobachten ſie; oder wir laſſen uns von den Dingen ſelbſt zu ihrer Vorſtellung einladen. Wir betrachten ſie bloß.

Bei Betrachtung der Erſcheinung verhalten wir uns leidend, indem wir ihre Eindrücke empfangen, tätig, indem wir dieſe Eindrücke unſeren Vernunftformen unterwerfen (dieſer Satz wird aus der Logik poſtuliert).

Die Erſcheinungen nämlich müſſen ſich in unſerer Vorſtellung nach den Formalbedingungen der Vorſtellungskraft richten (denn eben das macht ſie zu Erſcheinungen), ſie müſſen die Form von unſerem Subjekt erhalten.

Alle Vorſtellungen ſind ein Mannigfaltiges oder Stoff; die Verbindungsweiſe dieſes Mannigfaltigen iſt ſeine Form. Das Mannigfaltige gibt der Sinn; die Verbindung gibt die Vernunft

(in allerweiteſter Bedeutung), denn Vernunft heißt das Vermögen der Verbindung.

Wird alſo dem Sinne ein Mannigfaltiges gegeben, ſo verſucht die Vernunft demſelben ihre Form zu erteilen, das iſt: es nach ihren Geſetzen zu verbinden.

Form der Vernunft iſt die Art und Weiſe, wie ſie ihre Verbindungskraft äußert. Es gibt aber zwei verſchiedene Hauptäußerungen der verbindenden Kraft, alſo auch ebenſoviele Hauptformen der Vernunft. Die Vernunft verbindet entweder Vorſtellung mit Vorſtellung zur Erkenntnis (theoretiſche Vernunft), oder ſie verbindet Vorſtellungen mit dem Willen zur Handlung (praktiſche Vernunft).

So wie es zwei verſchiedene Formen der Vernunft gibt, ſo gibt es auch zweierlei Materien für jede dieſer Formen. Die theoretiſche Vernunft wendet ihre Form auf Vorſtellungen an, und dieſe laſſen ſich in unmittelbare (Anſchauung) und in mittelbare (Begriffe) einteilen. Jene ſind durch den Sinn, dieſe durch die Vernunft ſelbſt (obſchon nicht ohne Zutun des Sinnes) gegeben. In den erſten, den Anſchauungen, iſt es zufällig, ob ſie mit der Form der Vernunft übereinſtimmen; in den Begriffen iſt es notwendig, wenn ſie ſich nicht ſelbſt aufheben ſollen. Hier findet alſo die Vernunft Übereinſtimmung mit ihrer Form; dort wird ſie überraſcht, wenn ſie ſie findet.

Ebenſo iſt es mit der praktiſchen (handelnden) Vernunft. Dieſe wendet ihre Form auf Handlungen an, und dieſe laſſen ſich entweder als freie oder als nicht freie Handlungen, Handlungen durch oder nicht durch Vernunft, betrachten. Die praktiſche Vernunft fodert von den erſten eben das, was die theoretiſche von den Begriffen. Übereinſtimmung freier Handlungen mit der Form der praktiſchen Vernunft iſt alſo notwendig; Übereinſtimmung nichtfreier mit dieſer Form iſt zufällig.

Man drückt ſich daher richtiger aus, wenn man diejenigen Vorſtellungen, welche nicht durch theoretiſche Vernunft ſind und doch

mit ihrer Form übereinſtimmen, Nachahmungen von Begriffen, diejenigen Handlungen, welche nicht durch praktiſche Vernunft ſind und doch mit ihrer Form übereinſtimmen, Nachahmungen freier Handlungen; kurz, wenn man beide Arten Nachahmungen (Analoga) der Vernunft nennt.

Ein Begriff kann keine Nachahmung der Vernunft ſein, denn er iſt durch Vernunft, und Vernunft kann ſich nicht ſelbſt nachahmen; er kann der Vernunft nicht bloß analog, er muß wirklich vernunftmäßig ſein. Eine Willenshandlung kann der Freiheit nicht bloß analog, ſie muß — oder ſoll wenigſtens — wirklich frei ſein. Hingegen kann eine mechaniſche Wirkung (jede Wirkung durchs Naturgeſetz) nie als wirklich frei, ſondern bloß der Freiheit analog beurteilt werden.

Hier will ich dich einen Augenblick ausſchnaufen laſſen, beſonders um dich auf den letzten Abſatz aufmerkſam zu machen, weil ich ihn in der Folge wahrſcheinlich nötig haben werde, um einen Einwurf, den ich von dir gegen meine Theorie erwarte, zu beantworten. Ich fahre fort.

Die theoretiſche Vernunft geht auf Erkenntnis. Indem ſie alſo ein gegebenes Objekt ihrer Form unterwirft, ſo prüft ſie, ob Erkenntnis daraus zu machen ſei, das iſt, ob es mit einer ſchon vorhandenen Vorſtellung verbunden werden könne. Nun iſt die gegebene Vorſtellung entweder ein Begriff oder eine Anſchauung. Iſt ſie ein Begriff, ſo iſt ſie ſchon durch ihre Entſtehung, durch ſich ſelbſt, notwendig auf Vernunft bezogen, und eine Verbindung, die ſchon iſt, wird bloß ausgeſagt. Eine Uhr zum Beiſpiel iſt eine ſolche Vorſtellung. Man beurteilt ſie bloß nach dem Begriff, durch den ſie entſtanden iſt. Die Vernunft braucht alſo bloß zu entdecken, daß die gegebene Vorſtellung ein Begriff iſt, ſo entſcheidet ſie eben dadurch, daß ſie mit ihrer Form übereinſtimme.

Iſt aber die gegebene Vorſtellung eine Anſchauung und ſoll die Vernunft dennoch eine Übereinſtimmung derſelben mit ihrer Form entdecken, ſo muß ſie (regulativ, nicht, wie im erſten Falle,

konſtitutiv) und zu ihrem eigenen Behuf der gegebenen Vorſtellung einen Urſprung durch theoretiſche Vernunft leihen, um ſie nach Vernunft beurteilen zu können. Sie legt daher aus eigenem Mittel in den gegebenen Gegenſtand einen Zweck hinein und entſcheidet, ob er ſich dieſem Zwecke gemäß verhält. Dies geſchieht bei jeder teleologiſchen, jenes bei jeder logiſchen Naturbeurteilung. Das Objekt der logiſchen iſt Vernunftmäßigkeit, das Objekt der teleologiſchen Vernunftähnlichkeit.

Ich vermute, du wirſt aufgucken, daß du die Schönheit unter der Rubrik der theoretiſchen Vernunft nicht findeſt und daß dir ordentlich dafür bange wird. Aber ich kann dir einmal nicht helfen, ſie iſt gewiß nicht bei der theoretiſchen Vernunft anzutreffen, weil ſie von Begriffen ſchlechterdings unabhängig iſt; und da ſie doch zuverläſſig in der Familie der Vernunft muß geſucht werden und es außer der theoretiſchen Vernunft keine andere als die praktiſche gibt, ſo werden wir ſie wohl hier ſuchen müſſen und auch finden. Auch, denke ich, ſollſt du, wenigſtens in der Folge, dich überzeugen, daß ihr dieſe Verwandtſchaft keine Schande macht.

Die praktiſche Vernunft abſtrahiert von aller Erkenntnis und hat bloß mit Willensbeſtimmungen, inneren Handlungen zu tun. Praktiſche Vernunft und Willensbeſtimmung aus bloßer Vernunft ſind eins. Form der praktiſchen Vernunft iſt unmittelbare Verbindung des Willens mit Vorſtellungen der Vernunft, alſo Ausſchließung jedes äußern Beſtimmungsgrundes; denn ein Wille, der nicht durch die bloße Form der praktiſchen Vernunft beſtimmt iſt, iſt von außen, materiell, heteronomiſch, beſtimmt. Die Form der praktiſchen Vernunft annehmen oder nachahmen, heißt alſo bloß: nicht von außen, ſondern durch ſich ſelbſt beſtimmt ſein, autonomiſch beſtimmt ſein oder ſo erſcheinen.

Nun kann die praktiſche Vernunft, ebenſo wie die theoretiſche, ihre Form ſowohl auf das, was durch ſie ſelbſt iſt (freie Hand-

lungen), als auf das, was nicht durch sie ist (Naturwirkungen), anwenden.

Ist es eine Willenshandlung, worauf sie ihre Form bezieht, so bestimmt sie bloß, was ist; sie sagt aus, ob die Handlung das ist, was sie sein will und soll. Jede moralische Handlung ist von dieser Art. Sie ist ein Produkt des reinen, das ist des durch bloße Form und also autonomisch bestimmten Willens, und sobald die Vernunft sie dafür erkennt, sobald sie weiß, daß es eine Handlung des reinen Willens ist, so versteht es sich auch schon von selbst, daß sie der Form der praktischen Vernunft gemäß ist, denn das ist völlig identisch.

Ist der Gegenstand, auf den die praktische Vernunft ihre Form anwendet, nicht durch einen Willen, nicht durch praktische Vernunft da, so macht sie es ebenso mit ihm, wie die theoretische es mit Anschauungen machte, die Vernunftähnlichkeit zeigten. Sie leiht dem Gegenstande (regulativ und nicht, wie bei der moralischen Beurteilung, konstitutiv) ein Vermögen sich selbst zu bestimmen, einen Willen und betrachtet ihn alsdann unter der Form dieses *seines* Willens (ja nicht *ihres* Willens, denn sonst würde das Urteil ein moralisches werden). Sie sagt nämlich von ihm aus, ob er das, was er ist, durch seinen reinen Willen, d. i. durch seine sich selbstbestimmende Kraft, ist; denn ein reiner Wille und Form der praktischen Vernunft ist eins.

Von einer Willenshandlung oder moralischen Handlung fordert sie imperativ, daß sie durch reine Form der Vernunft sei; von einer Naturwirkung kann sie (nicht fodern) aber wünschen, daß sie durch sich selbst sei, daß sie Autonomie zeige. (Aber hier muß noch einmal bemerkt werden, daß die praktische Vernunft von einem solchen Gegenstand durchaus nicht verlangen kann, daß er durch *sie*, nämlich durch praktische Vernunft, sei; denn da wäre er nicht durch sich selbst, nicht autonomisch, sondern durch etwas Äußeres [weil sich jede Bestimmung durch Vernunft gegen ihn als etwas Äußeres, als Heteronomie verhält], also durch einen fremden

Willen beſtimmt.) Reine Selbſtbeſtimmung überhaupt iſt Form der praktiſchen Vernunft. Handelt alſo ein Vernunftweſen, ſo muß es aus reiner Vernunft handeln, wenn es reine Selbſtbeſtimmung zeigen ſoll. Handelt ein bloßes Naturweſen, ſo muß es aus reiner Natur handeln, wenn es reine Selbſtbeſtimmung zeigen ſoll; denn das Selbſt des Vernunftweſens iſt Vernunft, das Selbſt des Naturweſens iſt Natur. Entdeckt nun die praktiſche Vernunft bei Betrachtung eines Naturweſens, daß es durch ſich ſelbſt beſtimmt iſt, ſo ſchreibt ſie demſelben (wie die theoretiſche Vernunft in gleichem Fall einer Anſchauung Vernunftähnlichkeit zugeſtand), Freiheitähnlichkeit oder kurzweg Freiheit zu. Weil aber dieſe Freiheit dem Objekt von der Vernunft bloß geliehen wird, da nichts frei ſein kann, als das Überſinnliche, und Freiheit ſelbſt nie als ſolche in die Sinne fallen kann — kurz — da es hier bloß darauf ankommt, daß ein Gegenſtand frei erſcheine, nicht wirklich iſt: ſo iſt dieſe Analogie eines Gegenſtandes mit der Form der praktiſchen Vernunft nicht Freiheit in der Tat, ſondern bloß Freiheit in der Erſcheinung, Autonomie in der Erſcheinung.

Hieraus ergibt ſich alſo eine vierfache Beurteilungsart und eine ihr entſprechende vierfache Klaſſifikation der vorgeſtellten Erſcheinung.

Beurteilung von Begriffen nach der Form der Erkenntnis iſt logiſch; Beurteilung von Anſchauungen nach eben dieſer Form iſt teleologiſch. Eine Beurteilung freier Wirkungen (moraliſcher Handlungen) nach der Form des reinen Willens iſt moraliſch; eine Beurteilung nichtfreier Wirkungen nach der Form des reinen Willens iſt äſthetiſch. Übereinſtimmung eines Begriffs mit der Form der Erkenntnis iſt Vernunftmäßigkeit (Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Vollkommenheit ſind bloß Beziehungen dieſer letztern), Analogie einer Anſchauung mit der Form der Erkenntnis iſt Vernunftähnlichkeit (Teleophanie, Logophanie möchte ich ſie nennen), Übereinſtimmung einer Handlung mit der Form des reinen Willens iſt Sittlichkeit. Analogie einer Erſcheinung mit der Form des

reinen Willens oder der Freiheit ist Schönheit (in weitester Bedeutung).

Schönheit also ist nichts anders als Freiheit in der Erscheinung. . . .

Jena, den 18. Februar 1793.

. . . Es gibt also eine solche Ansicht der Natur oder der Erscheinungen, wo wir von ihnen nichts weiter als Freiheit verlangen, wo wir bloß darauf sehen, ob sie das, was sie sind, durch sich selbst sind. Eine solche Art der Beurteilung ist bloß wichtig und möglich durch die praktische Vernunft, weil der Freiheitsbegriff sich in der theoretischen gar nicht findet und nur bei der praktischen Vernunft Autonomie über alles geht. Die praktische Vernunft, auf freie Handlungen angewendet, verlangt, daß die Handlung bloß um der Handlungsweise (Form) willen geschehe und daß weder Stoff noch Zweck (der immer auch Stoff ist) darauf Einfluß gehabt habe. Zeigt sich nun ein Objekt in der Sinnenwelt bloß durch sich selbst bestimmt, stellt es sich den Sinnen so dar, daß man an ihm keinen Einfluß des Stoffes oder eines Zweckes bemerkt, so wird es als ein Analogon der reinen Willensbestimmung (ja nicht als Produkt einer Willensbestimmung) beurteilt. Weil nun ein Wille, der sich nach bloßer Form bestimmen kann, frei heißt, so ist diejenige Form in der Sinnenwelt, die bloß durch sich selbst bestimmt erscheint, eine Darstellung der Freiheit; denn dargestellt heißt eine Idee, die mit einer Anschauung so verbunden wird, daß beide eine Erkenntnisregel miteinander teilen.

Die Freiheit in der Erscheinung ist also nichts anders als die Selbstbestimmung an einem Dinge, insofern sie sich in der Anschauung offenbart. Man setzt ihr jede Bestimmung von außen entgegen, ebenso wie man einer moralischen Handlungsart jede Bestimmung durch materielle Gründe entgegensetzt. Ein Objekt erscheint aber gleich wenig frei — es mag nun seine Form entweder von einer physischen Gewalt oder von einem verständigen Zwecke erhalten haben, sobald man den Bestimmungsgrund seiner

Form in einem von dieſen beiden entdeckt; denn alsdann liegt ja derſelbe nicht in ihm, ſondern außer ihm, und es iſt ebenſowenig ſchön als eine Handlung aus Zwecken eine moraliſche iſt.

Wenn das Geſchmacksurteil völlig rein iſt, ſo muß ganz und gar davon abſtrahiert werden, was für einen (theoretiſchen oder praktiſchen) Wert das ſchöne Objekt für ſich ſelbſt habe, aus welchem Stoff es gebildet und zu welchem Zweck es vorhanden ſei. Mag es ſein, was es will! Sobald wir es äſthetiſch beurteilen, ſo wollen wir bloß wiſſen, ob es das, was es iſt, durch ſich ſelbſt ſei. Wir fragen ſo wenig nach einer logiſchen Beſchaffenheit desſelben, daß wir ihm vielmehr „die Unabhängigkeit von Zwecken und Regeln zum höchſten Vorzug anrechnen". — Nicht zwar, als ob Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit an ſich mit der Schönheit unverträglich wären, jedes ſchöne Produkt muß ſich vielmehr Regeln unterwefen: ſondern darum, weil der bemerkte Einfluß eines Zweckes und einer Regel ſich als Zwang ankündigt und Heteronomie für das Objekt bei ſich führt. Das ſchöne Produkt darf und muß ſogar regelmäßig ſein, aber es muß regelfrei erſcheinen.

Nun iſt aber kein Gegenſtand in der Natur und noch viel weniger in der Kunſt zweck- und regelfrei, keiner durch ſich ſelbſt beſtimmt, ſobald wir über ihn nachdenken. Jeder iſt durch einen andern da, jeder um eines andern willen da, keiner hat Autonomie. Das einzige exiſtierende Ding, das ſich ſelbſt beſtimmt und um ſeiner ſelbſt willen iſt, muß man außerhalb der Erſcheinung in der intelligibeln Welt aufſuchen. Schönheit aber wohnt nur im Feld der Erſcheinungen, und es iſt alſo gar keine Hoffnung da, vermittelſt der bloßen theoretiſchen Vernunft und auf dem Wege des Nachdenkens auf eine Freiheit in der Sinnenwelt zu ſtoßen.

Aber alles wird anders, wenn man die theoretiſche Unterſuchung hinwegläßt und die Objekte bloß nimmt, wie ſie erſcheinen. Eine Regel, ein Zweck kann nie erſcheinen, denn es ſind Begriffe keine Anſchauungen. Der Realgrund der Möglichkeit eines

Objekts fällt also nie in die Sinne, und er ist so gut als gar nicht vorhanden, „sobald der Verstand nicht zu Aufsuchung desselben veranlaßt wird". Es kommt also hier lediglich auf das völlige Abstrahieren von einem Bestimmungsgrunde an, um ein Objekt in der Erscheinung als frei zu beurteilen (denn das nicht von außen Bestimmtsein ist eine negative Vorstellung des durch sich selbst Bestimmtseins und zwar die einzig mögliche Vorstellung desselben, weil man die Freiheit nur denken und nie erkennen kann, und selbst der Moralphiloſoph muß sich mit dieſer negativen Vorstellung der Freiheit behelfen). Eine Form erscheint also frei, sobald wir den Grund derselben weder außer ihr finden, noch außer ihr zu suchen veranlaßt werden. Denn würde der Verstand veranlaßt, nach dem Grund derselben zu fragen, so würde er diesen Grund notwendig außer dem Dinge finden müssen; weil es entweder durch einen Begriff oder durch einen Zufall bestimmt sein muß, beides aber sich gegen das Objekt als Heteronomie verhält. Man wird also folgendes als einen Grundsatz aufstellen können: „daß ein Objekt sich in der Anschauung als frei darstellt, wenn die Form desselben den reflektierenden Verstand nicht zur Aufsuchung eines Grundes nötigt. Schön also heißt eine Form, die sich selbst erklärt; sich selbst erklären heißt aber hier, sich ohne Hülfe eines Begriffs erklären. Ein Triangel erklärt sich selbst, aber nur vermittelst eines Begriffes. Eine Schlangenlinie erklärt sich selbst ohne das Medium eines Begriffs.

Schön, kann man also sagen, ist eine Form, die keine Erklärung fodert, oder auch eine solche, die sich ohne Begriff erklärt.

Ich denke, einige deiner Zweifel sollen sich jetzt schon anfangen zu verlieren, wenigstens siehst du, daß das subjektive Prinzip doch ins objektive hinübergeführt werden kann. Kommen wir aber erst in das Feld der Erfahrungen, so wird dir ein ganz anderes Licht darüber aufgehen, und du wirst die Autonomie des Sinnlichen erst alsdann recht begreifen. Aber weiter:

Jede Form alſo, die wir nur unter Vorausſetzung eines Begriffs möglich finden, zeigt Heteronomie in der Erſcheinung. Denn jeder Begriff iſt etwas Äußres gegen das Objekt. Eine ſolche Form iſt jede ſtrenge Regelmäßigkeit (worunter die mathematiſche obenan ſteht), weil ſie uns den Begriff aufdringt, aus dem ſie entſtanden iſt: eine ſolche Form iſt jede ſtrenge Zweckmäßigkeit (beſonders die des Nützlichen, weil dies immer auf etwas anderes bezogen wird), weil ſie uns die Beſtimmung und den Gebrauch des Objekts in Erinnerung bringt, wodurch notwendigerweiſe die Autonomie in der Erſcheinung zerſtört wird.

Geſetzt nun, wir führen mit einem Objekt eine moraliſche Abſicht aus, ſo wird die Form dieſes Objekts durch eine Idee der praktiſchen Vernunft, alſo nicht durch ſich ſelbſt beſtimmt ſein, alſo Heteronomie erleiden. Daher kommt es, daß die moraliſche Zweckmäßigkeit eines Kunſtwerks oder auch einer Handlungsart zur Schönheit derſelben ſo wenig beiträgt, daß jene vielmehr ſehr verborgen werden und aus der Natur des Dinges völlig frei und zwanglos hervorzugehen den Anſchein haben muß, wenn dieſe, die Schönheit, nicht darüber verloren gehen ſoll. Ein Dichter würde ſich alſo vergebens mit der moraliſchen Abſicht ſeines Werks entſchuldigen, wenn ſein Gedicht ohne Schönheit wäre. Das Schöne wird zwar jederzeit auf die praktiſche Vernunft bezogen, weil Freiheit kein Begriff der theoretiſchen ſein kann — aber bloß der Form, nicht der Materie nach. Ein moraliſcher Zweck gehört aber zur Materie oder zum Inhalt und nicht zur bloßen Form. Um dieſen Unterſchied — an dem Du geſtrauchelt zu haben ſcheinſt — noch mehr ins Licht zu ſetzen, füge ich noch folgendes hinzu. Praktiſche Vernunft verlangt Selbſtbeſtimmung. Selbſtbeſtimmung des Vernünftigen iſt reine Vernunftbeſtimmung, Moralität; Selbſtbeſtimmung des Sinnlichen iſt reine Naturbeſtimmung, Schönheit. Wird die Form des Nichtvernünftigen durch Vernunft beſtimmt (theoretiſche oder praktiſche, das gilt hier gleichviel), ſo erleidet ſeine reine Naturbeſtimmung Zwang, alſo

kann Schönheit nicht ſtatthaben. Es iſt alsdann ein Produkt, kein Analogon, eine Wirkung, keine Nachahmung der Vernunft, denn zur Nachahmung eines Dinges gehört, daß das Nachahmende mit dem Nachgeahmten bloß die Form und nicht den Inhalt, nicht den Stoff gemein habe.

Deswegen wird ſich ein moraliſches Betragen, wenn es nicht zugleich mit Geſchmack verbunden iſt, in der Erſcheinung immer als Heteronomie darſtellen, gerade weil es ein Produkt der Autonomie des Willens iſt. Denn eben darum, weil Vernunft und Sinnlichkeit einen verſchiedenen Willen haben, ſo wird der Wille der Sinnlichkeit gebrochen, wenn die Vernunft den ihrigen durchſetzt. Nun iſt unglücklicherweiſe der Wille der Sinnlichkeit gerade derjenige, der in die Sinne fällt; gerade alſo wenn die Vernunft ihre Autonomie ausübt (die nie in der Erſcheinung vorkommen kann), ſo wird unſer Auge durch eine Heteronomie in der Erſcheinung beleidigt. Indeſſen wird der Begriff der Schönheit doch auch im uneigentlichen Sinn auf das Moraliſche angewendet, und dieſe Anwendung iſt nichts weniger als leer. Obgleich Schönheit nur an der Erſcheinung haftet, ſo iſt moraliſche Schönheit doch ein Begriff, dem etwas in der Erfahrung korreſpondiert. Ich kann dir keinen beſſern empiriſchen Beweis für die Wahrheit meiner Schönheitstheorie aufſtellen, als wenn ich dir zeige, daß ſelbſt der uneigentliche Gebrauch dieſes Worts nur in ſolchen Fällen ſtattfindet, wo ſich Freiheit in der Erſcheinung zeigt. Ich will deswegen, meinem erſten Plane zuwider, in den empiriſchen Teil meiner Theorie vorausſpringen und dir zur Erholung eine Geſchichte erzählen.

„Ein Menſch iſt unter Räuber gefallen, die ihn nackend ausgezogen und bei einer ſtrengen Kälte auf die Straße geworfen haben.

Ein Reiſender kommt an ihm vorbei, dem klagt er ſeinen Zuſtand und fleht ihn um Hülfe. ‚Ich leide mit dir‘, ruft dieſer gerührt aus, ‚und gerne will ich dir geben, was ich habe. Nur fodre

keine andern Dienſte, denn dein Anblick greift mich an. Dort kommen Menſchen, gib ihnen dieſe Geldbörſe, und ſie werden dir Hülfe ſchaffen.‘ — ‚Gut gemeint‘, ſagte der Verwundete, ‚aber man muß auch das Leiden ſehen können, wenn die Menſchenpflicht es fodert. Der Griff in deinen Beutel iſt nicht halb ſoviel wert als eine kleine Gewalt über deine weichlichen Sinne.‘“

Was war dieſe Handlung? Weder nützlich, noch moraliſch, noch großmütig, noch ſchön. Sie war bloß paſſioniert, gutherzig aus Affekt.

„Ein zweiter Reiſender erſcheint, der Verwundete erneuert ſeine Bitte. Dieſem zweiten iſt ſein Geld lieb, und doch möchte er gern ſeine Menſchenpflicht erfüllen. ‚Ich verſäume den Gewinn eines Guldens‘, ſagte er, ‚wenn ich die Zeit mit dir verliere. Willſt du mir ſoviel, als ich verſäume, von deinem Gelde geben, ſo lade ich dich auf meine Schultern und bringe dich in einem Kloſter unter, das nur eine Stunde von hier entfernt liegt.‘ — ‚Eine kluge Auskunft‘, verſetzt der andere. ‚Aber man muß bekennen, daß deine Dienſtfertigkeit dir nicht hoch zu ſtehen kommt. Ich ſehe dort einen Reuter, kommen der mir die Hülfe umſonſt leiſten wird, die dir nur um einen Gulden feil iſt.‘“

Was war nun dieſe Handlung? Weder gutherzig, noch pflichtmäßig, noch großmütig, noch ſchön. Sie war bloß nützlich.

„Der dritte Reiſende ſteht bei dem Verwundeten ſtill und läßt ſich die Erzählung ſeines Unglücks wiederholen. Nachdenkend und mit ſich ſelbſt kämpfend ſteht er da, nachdem der andere ausgeredet hat. ‚Es wird mir ſchwer werden‘, ſagte er endlich, ‚mich von dem Mantel zu trennen, der meinem kranken Körper der einzige Schutz iſt, und dir mein Pferd zu überlaſſen, da meine Kräfte erſchöpft ſind. Aber die Pflicht gebietet mir, dir zu dienen. Beſteige alſo mein Pferd und hülle dich in meinen Mantel, ſo will ich dich hinführen, wo dir geholfen werden kann.‘ — ‚Dank dir, braver Mann, für deine redliche Meinung‘, erwidert jener, ‚aber du ſollſt, da du ſelbſt bedürftig biſt, um meinetwillen kein

Ungemach leiden. Dort sehe ich zwei starke Männer kommen, die mir den Dienst werden leisten können, der dir sauer wird.'"

Diese Handlung war rein (aber auch nicht mehr als) moralisch, weil sie, gegen das Interesse der Sinne, aus Achtung fürs Gesetz unternommen wurde.

„Jetzt nähern sich die zwei Männer dem Verwundeten und fangen an, ihn um sein Unglück zu befragen. Kaum eröffnet er den Mund, so rufen beide mit Erstaunen: ‚Er ists! Es ist der nämliche, den wir suchen'. Jener erkennt sie und erschrickt. Es entdeckt sich, daß beide ihren abgesagten Feind und den Urheber ihres Unglücks in ihm erkennen und dem sie nachgereist sind, um eine blutige Rache an ihm zu nehmen. ‚Befriedigt jetzt euren Haß und eure Rache', fängt jener an, ‚der Tod und nicht Hilfe ist es, was ich von euch erwarten kann.' — ‚Nein', erwidert einer von ihnen, ‚damit du siehst, wer wir sind und wer du bist, so nimm diese Kleider und bedecke dich. Wir wollen dich zwischen uns in die Mitte nehmen und dich hinbringen, wo dir geholfen werden kann.' — ‚Großmütiger Feind', ruft der Verwundete voll Rührung, ‚du beschämst mich, du entwaffnest meinen Haß: Komm jetzt, umarme mich und mache deine Wohltat vollkommen durch eine herzliche Vergebung.' — ‚Mäßige dich, Freund', erwidert der andere frostig. ‚Nicht weil ich dir verzeihe, will ich dir helfen, sondern weil du elend bist.' — ‚So nimm auch deine Kleidung zurück', ruft der Unglückliche, indem er sie von sich wirft. ‚Werde aus mir, was da will. Eher will ich elendiglich umkommen, als einem stolzen Feind meine Rettung verdanken.'

Indem er aufsteht und den Versuch macht, sich wegzubegeben, nähert sich ein fünfter Wanderer, der eine schwere Last auf dem Rücken trägt. ‚Ich bin so oft getäuscht worden,' denkt der Verwundete, ‚und der sieht mir nicht aus wie einer, der mir helfen wollte. Ich will ihn vorübergehen lassen.' — Sobald der Wanderer ihn ansichtig wird, legt er seine Bürde nieder. ‚Ich sehe,' fängt er aus eignem Antrieb an, ‚daß du verwundet bist und

deine Kräfte dich verlaſſen. Das nächſte Dorf iſt noch ferne, und du wirſt dich verbluten, ehe du davor anlangſt. Steige auf meinen Rücken, ſo will ich mich friſch aufmachen und dich hinbringen.‘ — ‚Aber was wird aus deinem Bündel werden, das du hier auf freier Landſtraße zurücklaſſen mußt?‘ — ‚Das weiß ich nicht, und das bekümmert mich nicht,‘ ſagt der Laſtträger. ‚Ich weiß aber, daß du Hilfe brauchſt und daß ich ſchuldig bin, ſie dir zu geben.‘“

den 19. Februar 1793.

Die Schönheit der fünften Handlung muß in demjenigen Zuge liegen, den ſie mit keiner der vorhergehenden gemein hat.

Nun haben: 1. Alle fünf helfen wollen. 2. Die meiſten haben ein zweckmäßiges Mittel dazu erwählt. 3. Mehrere wollten es ſich etwas koſten laſſen. 4. Einige haben eine große Selbſtüberwindung dabei bewieſen. Einer darunter hat aus dem reinſten moraliſchen Antrieb gehandelt. Aber nur der fünfte hat unaufgefodert und ohne mit ſich zu Rate zu gehen geholfen, obgleich es auf ſeine Koſten ging. Nur der fünfte hat ſich ſelbſt ganz dabei vergeſſen und „ſeine Pflicht mit einer Leichtigkeit erfüllt, als wenn bloß der Inſtinkt aus ihm gehandelt hätte.“ — Alſo wäre eine moraliſche Handlung alsdann erſt eine ſchöne Handlung, wenn ſie ausſieht wie eine ſich von ſelbſt ergebende Wirkung der Natur. Mit einem Worte: eine freie Handlung iſt eine ſchöne Handlung, wenn die Autonomie des Gemüts und Autonomie in der Erſcheinung koinzidieren.

Aus dieſem Grunde iſt das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menſchen moraliſche Schönheit, denn ſie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden iſt.

Offenbar hat die Gewalt, welche die praktiſche Vernunft bei moraliſchen Willensbeſtimmungen gegen unſere Triebe ausübt, etwas Beleidigendes, etwas Peinliches in der Erſcheinung. Wir wollen nun einmal nirgends Zwang ſehen, auch nicht, wenn die Vernunft ſelbſt ihn ausübt; auch die Freiheit der Natur wollen

wir respektiert wissen, weil wir „jedes Wesen in der ästhetischen Beurteilung als einen Selbstzweck" betrachten und es uns, denen Freiheit das Höchste ist, ekelt (empört), daß etwas dem anderen aufgeopfert werden und zum Mittel dienen soll. Daher kann eine moralische Handlung niemals schön sein, wenn wir der Operation zusehen, wodurch sie der Sinnlichkeit abgeängstigt wird. Unsere sinnliche Natur muß also im Moralischen frei erscheinen, obgleich sie es nicht wirklich ist, und es muß das Ansehen haben, als wenn die Natur bloß den Auftrag unserer Triebe vollführte, indem sie sich, den Trieben gerade entgegen, unter die Herrschaft des reinen Willens beugt. . . .

Jena, den 23. Februar 1793.

Das Resultat meiner bisher geführten Beweise ist dieses: Es gibt eine solche Vorstellungsart der Dinge, wobei von allem übrigen abstrahiert und bloß darauf gesehen wird, ob sie frei d. i. durch sich selbst bestimmt erscheinen. Diese Vorstellungsart ist notwendig, denn sie fließt aus dem Wesen der Vernunft, die in ihrem praktischen Gebrauche Autonomie der Bestimmungen unnachläßlich fordert.

Daß diejenige Eigenschaft der Dinge, die wir mit dem Namen Schönheit bezeichnen, mit dieser Freiheit in der Erscheinung eins und dasselbe sei, ist noch gar nicht bewiesen, und das soll von jetzt an mein Geschäft sein. Ich habe also zweierlei darzutun: Erstlich, daß dasjenige Objektive an den Dingen, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, frei zu erscheinen, gerade auch dasjenige sei, welches ihnen, wenn es da ist, Schönheit verleiht und, wenn es fehlt, ihre Schönheit vernichtet; selbst wenn sie im ersten Fall gar keinen und im letzten alle andern Vorzüge besäßen. Zweitens habe ich zu beweisen, daß Freiheit in der Erscheinung eine solche Wirkung auf das Gefühlsvermögen notwendig mit sich führe, die derjenigen völlig gleich ist, die wir mit der Vorstellung des Schönen verbunden finden. (Zwar dürfte es ein vergebliches Unterfangen sein, dieses letzte a priori zu beweisen, da nur Erfahrung lehren kann,

ob wir bei einer Vorstellung etwas fühlen sollen, und was wir dabei fühlen sollen. Denn freilich läßt sich weder aus dem Begriff der Freiheit, noch aus dem der Erscheinung ein solches Gefühl analytisch herausziehen, und eine Synthesis a priori ist ebensowenig; man ist also hierin durchaus auf empirische Beweise eingeschränkt, und was nur immer durch diese geleistet werden kann, hoffe ich zu leisten: nämlich durch Induktion und auf psychologischem Weg zu erweisen, daß aus dem zusammengesetzten Begriff der Freiheit und der Erscheinung, der mit der Vernunft harmonierenden Sinnlichkeit, ein Gefühl der Lust fließen müsse, welches dem Wohlgefallen gleich ist, das die Vorstellung der Schönheit zu begleiten pflegt.) Übrigens werde ich zu diesem Teil der Untersuchung so bald noch nicht kommen, da die Ausführung des erstern mehrere Briefe ausfüllen dürfte.

Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit.

Ich habe neulich schon berührt, daß keinem Dinge in der Sinnenwelt Freiheit wirklich zukomme, sondern bloß scheinbar sei. Aber positiv frei kann es auch nicht einmal *scheinen*, weil dies bloß eine Idee der Vernunft ist, der keine Anschauung adäquat sein kann. Wenn aber die Dinge, insofern sie in der Erscheinung vorkommen, Freiheit weder besitzen, noch zeigen, wie kann man einen objektiven Grund dieser Vorstellung in den Erscheinungen suchen? Dieser objektive Grund müßte eine solche Beschaffenheit derselben sein, deren Vorstellung uns schlechterdings nötigt, die Idee der Freiheit in uns hervorzubringen und auf das Objekt zu beziehen. Dies ist, was jetzt bewiesen werden muß.

Frei sein und durch sich selbst bestimmt sein, von innen heraus bestimmt sein, ist eins. Jede Bestimmung geschieht entweder von außen oder nicht von außen (von innen), was also nicht von außen bestimmt erscheint und doch als bestimmt erscheint, muß als von innen bestimmt vorgestellt werden. „Sobald also das Bestimmtsein gedacht wird, so ist das Nichtvonaußenbestimmtsein indirekt

zugleich die Vorstellung des Voninnenbestimmtseins oder der Freiheit."

Wie wird nun dieses Nichtvonaußenbestimmtsein selbst wieder vorgestellt? Hierauf beruht alles; denn wird dieses an einem Gegenstand nicht notwendig vorgestellt, so ist auch gar kein Grund da, das Voninnenbestimmtsein oder die Freiheit vorzustellen. Notwendig aber muß die Vorstellung des letztern sein, weil unser Urteil vom Schönen Notwendigkeit enthält und jedermanns Beistimmung fodert. Es darf also nicht dem Zufall überlassen sein, ob wir bei der Vorstellung eines Objekts auf seine Freiheit Rücksicht nehmen wollen, sondern die Vorstellung desselben muß auch die Vorstellung des Nichtvonaußenbestimmtseins schlechterdings und notwendig mit sich führen.

Dazu wird nun erfodert, daß uns der Gegenstand selbst durch seine objektive Beschaffenheit einladet oder vielmehr nötigt, auf die Eigenschaft des Nichtvonaußenbestimmtseins an ihm zu merken; weil eine bloße Negation nur dann bemerkt werden kann, wenn ein Bedürfnis nach ihrem positiven Gegenteile vorausgesetzt wird.

Ein Bedürfnis nach der Vorstellung des Voninnenbestimmtseins (Bestimmungsgrundes) kann nur durch Vorstellung des Bestimmtseins entstehen. Zwar ist alles, was uns vorgestellt werden kann, etwas Bestimmtes, aber nicht alles wird als ein solches vorgestellt, und was nicht vorgestellt wird, ist für uns so gut als gar nicht vorhanden. Etwas muß an dem Gegenstande sein, was ihn aus der unendlichen Reihe des Nichtssagenden und Leeren heraushebt und unsern Erkenntnistrieb reizt, denn das Nichtssagende ist dem Nichts beinahe gleich. Es muß sich als ein Bestimmtes darstellen, denn er soll uns auf das Bestimmende führen.

Nun ist aber der Verstand das Vermögen, welches den Grund zu der Folge sucht, folglich muß der Verstand ins Spiel gesetzt werden. Der Verstand muß veranlaßt werden, über die Form

des Objekts zu reflektieren: über die Form, denn der Verſtand hat es nur mit der Form zu tun.

Das Objekt muß alſo eine ſolche Form beſitzen und zeigen, die eine Regel zuläßt: denn der Verſtand kann ſein Geſchäft nur nach Regeln verwalten. Es iſt aber nicht nötig, daß der Verſtand dieſe Regel erkennt (denn Erkenntnis der Regel würde allen Schein der Freiheit zerſtören, wie bei jeder ſtrengen Regelmäßigkeit wirklich der Fall iſt), es iſt genug, daß der Verſtand auf eine Regel — unbeſtimmt welche — geleitet wird. Man darf nur ein einzelnes Baumblatt betrachten, ſo dringt ſich einem ſogleich die Unmöglichkeit auf, daß ſich das Mannigfaltige an demſelben von ohngefähr und ohne alle Regel ſo habe ordnen können, wenn man auch gleich von der teleologiſchen Beurteilung abſtrahiert. Die unmittelbare Reflexion über den Anblick desſelben lehrt es, ohne daß man nötig hat, dieſe Regel einzuſehen und ſich einen Begriff von der Struktur desſelben zu bilden.

Eine Form, welche auf eine Regel deutet (ſich nach einer Regel behandeln läßt), heißt kunſtmäßig oder techniſch. Nur die techniſche Form eines Objektes veranlaßt den Verſtand, den Grund zu der Folge zu ſuchen und das Beſtimmende zu dem Beſtimmten; und inſofern alſo eine ſolche Form ein Bedürfnis erweckt, nach einem Grund der Beſtimmung zu fragen, ſo führt hier die Negation des Vonaußenbeſtimmtſeins ganz notwendig auf die Vorſtellung des Voninnenbeſtimmſeins oder der Freiheit.

Freiheit kann alſo nur mit Hilfe der Technik ſinnlich dargeſtellt werden, ſo wie Freiheit des Willens nur mit Hilfe der Kauſalität und materiellen Willensbeſtimmungen gegenüber gedacht werden kann. Mit andern Worten: der negative Begriff der Freiheit iſt nur durch den poſitiven Begriff ſeines Gegenteils denkbar, und ſo wie die Vorſtellung der Naturkauſalität nötig iſt, um uns auf die Vorſtellung der Willensfreiheit zu leiten, ſo iſt eine Vorſtellung der Technik nötig, um uns im Reich der Erſcheinungen auf Freiheit zu leiten.

Hieraus ergibt ſich nun eine zweite Grundbedingung des Schönen, ohne welche die erſte bloß ein leerer Begriff ſein würde. Freiheit in der Erſcheinung iſt zwar der Grund der Schönheit, aber Technik iſt die notwendige Bedingung unſrer Vorſtellung von der Freiheit.

Man könnte dieſes auch ſo ausdrücken:

Der Grund der Schönheit iſt überall Freiheit in der Erſcheinung. Der Grund unſerer Vorſtellung von Schönheit iſt Technik in der Freiheit.

Vereinigt man beide Grundbedingungen der Schönheit und der Vorſtellung der Schönheit, ſo ergibt ſich daraus folgende Erklärung:

Schönheit iſt Natur in der Kunſtmäßigkeit.

Ehe ich aber von dieſer Erklärung einen ſichern und philoſophiſchen Gebrauch machen kann, muß ich erſt den Begriff Natur beſtimmen und vor jeder Mißdeutung ſicherſtellen. Der Ausdruck Natur iſt mir darum lieber als Freiheit, weil er zugleich das Feld des Sinnlichen bezeichnet, worauf das Schöne ſich einſchränkt, und neben dem Begriffe der Freiheit auch ſogleich ihre Sphäre in der Sinnenwelt andeutet. Der Technik gegenübergeſtellt, iſt Natur, was durch ſich ſelbſt iſt, Kunſt iſt, was durch eine Regel iſt. Natur in der Kunſtmäßigkeit, was ſich ſelber die Regel gibt — was durch ſeine eigene Regel iſt. (Freiheit in der Regel, Regel in der Freiheit.)

Wenn ich ſage: die Natur des Dinges: das Ding folgt ſeiner Natur, es beſtimmt ſich durch ſeine Natur: ſo ſetze ich darin die Natur allem demjenigen entgegen, was von dem Objekt verſchieden iſt, was bloß als zufällig an demſelben betrachtet wird und hinweggedacht werden kann, ohne zugleich ſein Weſen aufzuheben. Es iſt gleichſam die Perſon des Dings, wodurch es von allen andern Dingen, die nicht ſeiner Art ſind, unterſchieden wird. Daher werden diejenigen Eigenſchaften, welche ein Objekt mit allen anderen gemein hat, nicht eigenlich zu ſeiner Natur gerechnet,

ob es gleich diese Eigenschaften nicht ablegen kann, ohne daß es aufhörte, zu existieren. Bloß dasjenige wird durch den Ausdruck Natur bezeichnet, wodurch es das bestimmte Ding wird, was es ist. Alle Körper z. B. sind schwer, aber zur Natur eines körperlichen Dings gehören nur diejenigen Wirkungen der Schwere, welche aus seiner speziellen Beschaffenheit resultieren. Sobald die Schwerkraft an einem Dinge, für sich selbst und unabhängig von seiner speziellen Beschaffenheit, bloß als allgemeine Naturkraft wirkt, so wird sie als eine fremde Gewalt angesehen, und ihre Wirkungen verhalten sich als Heteronomie gegen die Natur des Dinges. Ein Beispiel mag dies ins Licht setzen. Eine Vase ist, als Körper betrachtet, der Schwerkraft unterworfen, aber die Wirkungen der Schwerkraft müssen, wenn sie die Natur einer Vase nicht verleugnen soll, durch die Form der Vase modifiziert, d. i. besonders bestimmt und durch diese spezielle Form notwendig gemacht worden sein. Jede Wirkung der Schwerkraft an einer Vase aber ist zufällig, welche unbeschadet ihrer Form als Vase kann hinweggenommen werden. Alsdann wirkt die Schwerkraft gleichsam außerhalb der Ökonomie, außerhalb der Natur des Dinges und erscheint sogleich als eine fremde Gewalt. Dies geschieht, wenn die Vase in einen weiten und breiten Bauch sich endigt, weil es da aussieht, als ob die Schwere der Länge genommen hätte, was sie der Breite gegeben, kurz, als ob die Schwerkraft über die Form, nicht die Form über die Schwerkraft geherrscht hätte.

Ebenso ist es mit Bewegungen. Eine Bewegung gehört zur Natur des Dinges, wenn sie aus der speziellen Beschaffenheit oder aus der Form des Dinges notwendig fließt. Eine Bewegung aber, welche dem Dinge unabhängig von seiner speziellen Form durch das allgemeine Gesetz der Schwere vorgeschrieben wird, liegt außerhalb der Natur desselben und zeigt Heteronomie. Man stelle ein schweres Wagenpferd neben einen leichten spanischen Zelter. Die Last, welches jenes zu ziehen gewöhnt worden ist, hat

ſeinen Bewegungen die Natürlichkeit genommen, daß es, auch ohne einen Wagen hinter ſich herzuſchleppen, ebenſo mühſam und ſchwerfällig einhertrabt, als wenn es einen zu ziehen hätte. Seine Bewegungen entſpringen nicht mehr aus ſeiner ſpeziellen Natur, ſondern verraten die geſchleppte Laſt des Wagens. Der leichte Zelter hingegen iſt nie gewöhnt worden, eine größere Kraft anzuwenden, als er auch in ſeiner größten Freiheit zu äußern ſich angetrieben fühlt. Jede ſeiner Bewegungen iſt alſo eine Wirkung ſeiner ſich ſelbſt überlaſſenen Natur. Daher bewegt er ſich ſo leicht, als wenn er gar keine Laſt wäre, über dieſelbe Fläche hinweg, die das Kutſchpferd mit bleiſchweren Füßen tritt. „Man wird bei ihm gar nicht daran erinnert, daß er ein Körper iſt, ſo ſehr hat die ſpezielle Pferdeform die allgemeine Körpernatur, die der Schwere gehorchen muß, überwunden.“ Hingegen macht die Schwerfälligkeit der Bewegung das Kutſchpferd augenblicklich in unſerer Vorſtellung zur Maſſe, und die eigentümliche Natur des Roſſes wird in demſelben von der allgemeinen Körpernatur unterdrückt.

Wenn einen flüchtigen Blick durch das Tierreich wirft, ſo findet man, daß die Schönheit der Tiere in demſelben Verhältnis abnimmt, als ſie ſich der Maſſe nähern und bloß der Schwerkraft zu dienen ſcheinen. Die Natur eines Tieres (in der äſthetiſchen Bedeutung dieſes Wortes) äußert ſich entweder in ſeinen Bewegungen oder in ſeinen Formen, und beide werden eingeſchränkt durch die Maſſe. Hat die Maſſe Einfluß gehabt auf die Form, ſo nennen wir dieſe plump; hat die Maſſe Einfluß gehabt auf die Bewegung, ſo heißt dieſe unbehilflich. Im Bau des Elefanten, des Bären, des Stieres uſf. iſt es die Maſſe, welche an der Form ſowohl als an der Bewegung dieſer Tiere einen ſichtbaren Anteil hat. Die Maſſe aber muß jederzeit der Schwerkraft gehorchen, die ſich gegen die eigene Natur des organiſchen Körpers als eine fremde Potenz verhält.

Dagegen nehmen wir überall Schönheit wahr, wo die Maſſe

von der Form und (im Tier- und Pflanzenreich) von den lebendigen Kräften (in die ich die Autonomie des Organiſchen ſetze) völlig beherrſcht wird.

Die Maſſe eines Pferdes iſt bekanntlich von ungleich größerem Gewicht, als die Maſſe einer Ente oder eines Krebſes; nichtsdeſtoweniger iſt die Ente ſchwer und das Pferd leicht; bloß weil ſich die lebendigen Kräfte zur Maſſe bei beiden ganz verſchieden verhalten. Dort iſt es der Stoff, der die Kraft beherrſcht; hier iſt die Kraft Herr über den Stoff.

Unter den Tiergattungen iſt das Vögelgeſchlecht der beſte Beleg meines Satzes. Ein Vogel im Flug iſt die glücklichſte Darſtellung des durch die Form bezwungenen Stoffs, der durch die Kraft überwundenen Schwere. Es iſt nicht unwichtig zu bemerken, daß die Fähigkeit, über die Schwere zu ſiegen, oft zum Symbol der Freiheit gebraucht wird. Wir drücken die Freiheit der Phantaſie aus, indem wir ihm Flügel geben; wir laſſen Pſyche mit Schmetterlingsflügeln ſich über das Irdiſche erheben, wenn wir ihre Freiheit von den Feſſeln des Stoffes bezeichnen wollen. Offenbar iſt die Schwerkraft eine Feſſel für jedes Organiſche, und ein Sieg über dieſelbe gibt daher kein unſchickliches Sinnbild der Freiheit ab. Nun gibt es aber keine treffendere Darſtellung der beſiegten Schwere als ein geflügeltes Tier, das ſich aus innerem Leben (Autonomie des Organiſchen) der Schwerkraft direkt entgegen beſtimmt. Die Schwerkraft verhält ſich ohngefähr ebenſo gegen die lebendige Kraft des Vogels, wie ſich — bei reinen Willensbeſtimmungen — die Neigung zu der geſetzgebenden Vernunft verhält.

Ich widerſtehe der Verſuchung, dir an der menſchlichen Schönheit die Wahrheit meiner Behauptungen noch anſchaulicher zu machen; dieſer Materie gebührt ein eigener Brief. Du erſiehſt nun aus dem bisher Geſagten, was ich zum Begriff der Natur (in äſthetiſcher Bedeutung) rechne und davon ausgeſchloſſen wiſſen will.

Natur an einem technischen Dinge, inwiefern wir sie dem nicht-technischen entgegensetzen, ist seine technische Form selbst, gegen welche alles andere, was nicht zu dieser technischen Ökonomie gehört, als etwas Auswärtiges, und wenn es darauf Einfluß gehabt hat, als Heteronomie und als Gewalt betrachtet wird. Aber es ist damit noch nicht genug, daß ein Ding nur durch seine Technik bestimmt erscheine — rein technisch sei; denn das ist auch jede streng mathematische Figur, ohne deswegen schön zu sein. Die Technik selbst muß wieder durch die Natur des Dinges bestimmt erscheinen, welches man den freiwilligen Konsens des Dinges zu seiner Technik nennen könnte. Hier wird also die Natur des Dings von seiner Technik wieder unterschieden, da sie doch kurz vorher für identisch mit derselben erklärt wurde. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Gegen äußre Bestimmungen verhält sich die technische Form des Dinges als Natur; aber gegen das innere Wesen des Dings kann sich die technische Form wieder als etwas Äußeres und Fremdes verhalten; z. B. es ist die Natur eines Zirkels, daß er eine Linie sei, die in jedem Punkte ihrer Richtung von einem gegebenen Punkte gleichweit absteht. Schneidet nun ein Gärtner einen Baum zu einer Zirkelfigur aus, so fodert die Natur des Zirkels, daß er vollkommen rund geschnitten sei. Sobald also eine Zirkelfigur an dem Baume angekündigt wird, so muß sie erfüllt werden, und es beleidigt unser Auge, wenn dagegen gesündigt wird. Aber was die Natur des Zirkels fodert, das widerstreitet der Natur des Baums, und weil wir nicht umhin können, dem Baume seine eigene Natur, seine Persönlichkeit zuzugestehen, so verdrüßt uns diese Gewalttätigkeit, und es gefällt uns, wenn er die ihm aufgedrungene Technik aus innerer Freiheit vernichtet. Die Technik ist also überall etwas Fremdes, wo sie nicht aus dem Dinge selbst entsteht, nicht mit der ganzen Existenz desselben eins ist, nicht von innen heraus, sondern von außen hineinkommt, nicht dem Dinge notwendig und angeboren, sondern ihm gegeben und also zufällig ist.

Noch ein Beiſpiel wird uns vollkommen verſtändigen. Wenn der Mechanikus ein muſikaliſches Inſtrument verfertigt, ſo kann es noch ſo rein techniſch ſein, ohne auf Schönheit Anſpruch zu machen. Es iſt rein techniſch, wenn alles an demſelben Form iſt, wenn überall nur der Begriff und nirgends der Stoff oder der Mangel von ſeiten des Künſtlers ſeine Form beſtimmt. Auch kann man von dieſem Inſtrumente ſagen, es habe Autonomie; ſobald man nämlich das αυτον in den Gedanken ſetzt, der hier völlig und rein geſetzgebend war und den Stoff übermeiſterte. Setzt man aber das αυτον des Inſtruments in dasjenige, was an ihm Natur iſt und wodurch es exiſtiert, ſo verändert ſich das Urteil. Seine techniſche Form wird als etwas von ihm Verſchiedenes, von ſeiner Exiſtenz Unabhängiges und Zufälliges erkannt und als eine äußere Gewalt betrachtet. Es entdeckt ſich, daß dieſe techniſche Form etwas Auswärtiges iſt, daß ſie ihm durch den Verſtand des Künſtlers gewalttätig aufgedrungen worden. Ob alſo gleich die techniſche Form des Inſtruments, wie wir angenommen haben, reine Autonomie enthält und äußert, ſo iſt ſie ſelbſt doch Heteronomie gegen das Ding, an dem ſie ſich findet. Ob ſie gleich keinen Zwang, weder von ſeiten des Stoffes noch des Künſtlers erleidet, ſo übt ſie ihn doch gegen die eigene Natur des Dinges aus — ſobald wir dieſes als ein Naturding betrachten, welches einem logiſchen Ding (einem Begriffe) zu dienen genötigt wird.

Was wäre alſo Natur in dieſer Bedeutung? Das innere Prinzip der Exiſtenz an einem Dinge, zugleich als der Grund ſeiner Form betrachtet; die innere Notwendigkeit der Form. Die Form muß im eigentlichſten Sinne zugleich ſelbſtbeſtimmend und ſelbſtbeſtimmt ſein; nicht bloß Autonomie, ſondern Heautonomie muß da ſein. Aber, wirſt du hier einwenden, wenn die Form mit der Exiſtenz des Dinges zuſammen eins ausmachen muß, um Schönheit hervorzubringen, wo bleiben die Schönheiten der Kunſt, welche dieſe Heautonomie niemals haben können? Ich will dir darauf antworten, wenn wir erſt zu dem Schönen der Kunſt

gekommen ſind, denn dieſes erfodert ein ganz eigenes Kapitel. Nur ſoviel kann ich dir im voraus ſagen, daß dieſe Foderung von der Kunſt nicht darf abgewieſen werden, und daß auch die Formen der Kunſt mit der Exiſtenz des Geformten eins ausmachen müſſen, wenn ſie auf die höchſte Schönheit Anſpruch machen ſollen, und da ſie dieſes in der Wirklichkeit nicht können, weil die menſchliche Form an einem Marmor immer zufällig bleibt, ſo müſſen ſie wenigſtens ſo erſcheinen.

Was iſt alſo Natur in der Kunſtmäßigkeit? Autonomie in der Technik? Sie iſt die reine Zuſammenſtimmung des innern Weſens mit der Form, eine Regel, die von dem Dinge ſelbſt zugleich befolgt und gegeben iſt. (Aus dieſem Grunde iſt in der Sinnenwelt nur das Schöne ein Symbol des in ſich Vollendeten oder des Vollkommenen, weil es nicht wie das Zweckmäßige auf etwas außer ſich braucht bezogen zu werden, ſondern ſich ſelbſt zugleich gebietet und gehorcht und ſein eigenes Geſetzt vollbringt.)

Ich hoffe, dich nunmehr in den Stand geſetzt zu haben, mir ungehindert zu folgen, wenn ich von Natur, von Selbſtbeſtimmung, von Autonomie und Heautonomie, von Freiheit und von Kunſtmäßigkeit ſpreche. Du wirſt auch mit mir darüber einig ſein, daß dieſe Natur und dieſe Heautonomie objektive Beſchaffenheiten der Gegenſtände ſind, denen ich ſie zuſchreibe, denn ſie bleiben ihnen, auch wenn das vorſtellende Subjekt ganz hinweggedacht wird. Der Unterſchied zwiſchen zwei Naturweſen, worunter das eine ganz Form iſt und eine vollkommene Herrſchaft der lebendigen Kraft über die Maſſe zeigt, das andere aber von ſeiner Maſſe unterjocht worden iſt, bleibt übrig, auch nach völliger Hinwegdenkung des beurteilenden Subjekts. Ebenſo iſt der Unterſchied zwiſchen einer Technik durch Verſtand und einer Technik durch Natur (wie bei allem Organiſchen) gänzlich unabhängig von der Exiſtenz des vernünftigen Subjekts. Er iſt alſo objektiv, und alſo iſt es auch der Begriff von einer Natur in der Technik, der ſich darauf gründet.

Freilich iſt die Vernunft nötig, um von dieſer objektiven Eigenſchaft der Dinge gerade einen ſolchen Gebrauch zu machen, wie bei dem Schönen der Fall iſt. Aber dieſer ſubjektive Gebrauch hebt die Objektivität des Grundes nicht auf, denn auch mit dem Vollkommenen, mit dem Guten, mit dem Nützlichen hat es dieſelbe Bewandtnis, ohne daß darum die Objektivität dieſer Prädikate weniger gegründet wäre. „Freilich wird der Begriff der Freiheit ſelbſt, oder das Poſitive, von der Vernunft erſt in das Objekt hineingelegt, indem ſie dasſelbe unter der Form des Willens betrachtet, aber das Negative dieſes Begriffs gibt die Vernunft dem Objekte nicht, ſondern ſie findet es in demſelben ſchon vor. Der Grund der dem Objekte zugeſprochenen Freiheit liegt alſo doch in ihm ſelbſt, obgleich die Freiheit nur in der Vernunft liegt.

Kant ſtellt in ſeiner Kritik der Urteilskraft Seite 177 einen Satz auf, der von ungemeiner Fruchtbarkeit iſt, und der, wie ich denke, erſt aus meiner Theorie ſeine Erklärung erhalten kann. Natur, ſagt er, iſt ſchön, wenn ſie ausſieht wie Kunſt; Kunſt iſt ſchön, wenn ſie ausſieht wie Natur. Dieſer Satz macht alſo die Technik zu einem weſentlichen Requiſit des Naturſchönen und die Freiheit zur weſentlichen Bedingung des Kunſtſchönen. Da aber das Kunſtſchöne ſchon an ſich ſelbſt die Idee der Technik, das Naturſchöne die Idee der Freiheit mit einſchließt, ſo geſteht alſo Kant ſelbſt ein, daß Schönheit nichts anders als Natur in der Technik, Freiheit in der Kunſtmäßigkeit ſei.

Wir müſſen erſtlich wiſſen, daß das ſchöne Ding ein Naturding iſt, d. i. daß es durch ſich ſelbſt iſt; zweitens muß es uns vorkommen, als ob es durch eine Regel wäre, denn er ſagt ja, es muß ausſehen wie Kunſt. Beide Vorſtellungen: es iſt durch ſich ſelbſt, und es iſt durch eine Regel, laſſen ſich aber nur auf eine einzige Art vereinigen, nämlich, wenn man ſagt: es iſt durch eine Regel, die es ſich ſelbſt gegeben hat. Autonomie in der Technik, Freiheit in der Kunſtmäßigkeit.

Es könnte aus dem Bisherigen ſcheinen, als ob Freiheit und

Kunſtmäßigkeit einen völlig gleichen Anſpruch auf das Wohlgefallen hätten, das uns die Schönheit einflößt, als ob die Technik mit der Freiheit in gleicher Reihe ſtünde, und da hätte ich freilich ſehr unrecht, daß ich in meiner Erklärung vom Schönen (Autonomie in der Erſcheinung) bloß auf die Freiheit Rückſicht nahm und der Technik gar nicht erwähnte. Aber meine Definition iſt ſehr genau abgewogen worden. Technik und Freiheit haben nicht dasſelbe Verhältnis zum Schönen. Freiheit allein iſt der Grund des Schönen, Technik iſt nur der Grund unſerer Vorſtellung von der Freiheit, jene alſo der unmittelbare Grund, dieſe nur mittelbar die Bedingung der Schönheit. Technik nämlich trägt nur inſofern zur Schönheit bei, als ſie dazu dient, die Vorſtellung der Freiheit zu erregen.

Vielleicht kann ich dieſen Satz — der übrigens aus dem Vorhergehenden ſchon ziemlich klar iſt — noch auf folgendem Wege erläutern.

Bei dem Naturſchönen ſehen wir mit unſern Augen, daß es aus ſich ſelbſt iſt; daß es durch eine Regel ſei, ſagt uns nicht der Sinn, ſondern der Verſtand. Nun verhält ſich aber die Regel zur Natur, wie Zwang zur Freiheit. Da wir uns nun die Regel bloß denken, die Natur aber ſehen, ſo denken wir uns Zwang und ſehen Freiheit. Der Verſtand erwartet und fodert eine Regel, der Sinn lehrt, daß das Ding durch ſich ſelbſt und durch keine Regel iſt. Läge uns nun an der Technik, ſo müßte uns die fehlgeſchlagene Erwartung verdrießen, die uns doch vielmehr Vergnügen macht. Alſo muß uns an der Freiheit und nicht an der Technik liegen. Wir hätten Urſache, aus der Form des Dinges auf einen logiſchen Urſprung, alſo auf Heteronomie zu ſchließen, und wider Erwartung finden wir Autonomie. Da wir über dieſen Fund froh ſind und uns dadurch gleichſam von einer Sorge (die in unſerm praktiſchen Vermögen ihren Sitz hat) erleichtert fühlen, ſo beweiſt dieſes, daß wir bei der Regelmäßigkeit nicht ſoviel als bei der Freiheit gewinnen. Es iſt bloß ein Bedürfnis unſerer

theoretiſchen Vernunft, uns die Form des Dings als abhängig von einer Regel zu denken; aber daß es durch keine Regel, ſondern durch ſich ſelbſt iſt, iſt ein Faktum für unſern Sinn. Wie könnten wir aber einen äſthetiſchen Wert auf die Technik legen und doch mit Wohlgefallen wahrnehmen, daß ihr Gegenteil wirklich iſt? Alſo dient die Vorſtellung der Technik bloß dazu, uns die Nichtabhängigkeit des Produkts von derſelben ins Gemüt zu rufen und ſeine Freiheit deſto anſchaulicher zu machen.

Dieſes leitet mich nun von ſelbſt auf den Unterſchied zwiſchen dem Schönen und dem Vollkommenen. Alles Vollkommene, das Abſolutvollkommene ausgenommen, welches das Moraliſche iſt, iſt unter dem Begriff der Technik enthalten, weil es in der Übereinſtimmung des Mannigfaltigen zu Einem beſteht. Da nun die Technik bloß mittelbar zu der Schönheit beiträgt, inſofern ſie die Freiheit bemerkbar macht, das Vollkommene aber unter dem Begriff der Technik enthalten iſt, ſo ſieht man gleich, daß es nur die Freiheit in der Technik iſt, was das Schöne von dem Vollkommenen unterſcheidet. Das Vollkommene kann Autonomie haben, inſofern ſeine Form durch ſeinen Begriff rein beſtimmt worden iſt; aber Heautonomie hat nur das Schöne, weil nur an dieſem die Form durch das innere Weſen beſtimmt iſt.

Das Vollkommene, dargeſtellt mit Freiheit, wird ſogleich in das Schöne verwandelt. Es wird aber mit Freiheit dargeſtellt, wenn die Natur des Dinges mit ſeiner Technik zuſammenſtimmend erſcheint, wenn es ausſieht, als wenn dieſe aus dem Dinge ſelbſt freiwillig hervorgefloſſen wäre. Man kann das Bisherige auch kurz ſo ausdrücken: Vollkommen iſt ein Gegenſtand, wenn alles Mannigfaltige an ihm zur Einheit ſeines Begriffs übereinſtimmt; ſchön iſt er, wenn ſeine Vollkommenheit als Natur erſcheint. Die Schönheit wächſt, wenn die Vollkommenheit zuſammengeſetzter wird und die Natur dabei nichts leidet; denn die Aufgabe der Freiheit wird mit der zunehmenden Menge des Verbundenen ſchwüriger und ihre glückliche Auflöſung eben darum überraſchender.

Zweckmäßigkeit, Ordnung, Proportion, Vollkommenheit — Eigenſchaften, in denen man die Schönheit ſo lange gefunden zu haben glaubte — haben mit derſelben ganz und gar nichts zu tun. Wo aber Ordnung, Proportion uſw. zur Natur eines Dinges gehören, wie bei allem Organiſchen, da ſind ſie auch eo ipso unverletzbar, aber nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern weil ſie von der Natur des Dinges unzertrennlich ſind. Eine grobe Verletzung der Proportion iſt häßlich, aber nicht weil Beobachtung der Proportion Schönheit iſt. Ganz und gar nicht, ſondern weil ſie eine Verletzung der Natur iſt, alſo Heteronomie andeutet. Ich bemerke überhaupt, daß der ganze Irrtum derer, welche die Schönheit in der Proportion oder in der Vollkommenheit ſuchten, davon herrührt: ſie fanden, daß die Verletzung derſelben den Gegenſtand häßlich machte, daraus zogen ſie gegen alle Logik den Schluß, daß die Schönheit in der genauen Beobachtung dieſer Eigenſchaften enthalten ſei. Aber alle dieſe Eigenſchaften machen bloß die Materie des Schönen, welche ſich bei jedem Gegenſtand abändern kann; ſie können zur Wahrheit gehören, welche auch nur die Materie der Schönheit iſt. Die Form des Schönen iſt nur ein freier Vortrag der Wahrheit, der Zweckmäßigkeit, der Vollkommenheit.

Wir nennen ein Gebäude vollkommen, wenn ſich alle Teile desſelben nach dem Begriff und dem Zwecke des Ganzen richten und ſeine Form durch ſeine Idee rein beſtimmt worden iſt. Schön aber nennen wir es, wenn wir dieſe Idee nicht zu Hilfe nehmen müſſen, um die Form einzuſehen, wenn ſie freiwillig und abſichtslos aus ſich ſelbſt hervorzuſpringen und alle Teile ſich durch ſich ſelbſt zu beſchränken ſcheinen. Ein Gebäude kann deswegen (beiläufig zu ſagen) nie ein ganz freies Kunſtwerk ſein und nie ein Ideal der Schönheit erreichen, weil es ſchlechterdings unmöglich iſt, an einem Gebäude, das Treppen, Türen, Kamine, Fenſter und Öfen braucht, ohne Hilfe eines Begriffs auszureichen und alſo Heteronomie zu verbergen. Völlig rein kann alſo nur diejenige Kunſtſchönheit ſein, deren Original in der Natur ſelbſt ſich findet.

Schön iſt ein Gefäß, wenn es, ohne ſeinem Begriff zu widerſprechen, einem freien Spiel der Natur gleich ſieht. Die Handhabe an einem Gefäß iſt bloß des Gebrauchs wegen, alſo durch einen Begriff, da; ſoll aber das Gefäß ſchön ſein, ſo muß dieſe Handhabe ſo ungezwungen und freiwillig daraus hervorſpringen, daß man ihre Beſtimmung vergißt. Ginge ſie aber in einem rechten Winkel ab, verengte ſich der weite Bauch plötzlich zu einem engen Halſe und dgl., ſo würde dieſe abrupte Veränderung der Richtung allen Schein von Freiwilligkeit zerſtören und die Autonomie der Erſcheinung würde verſchwinden.

Wann ſagt man wohl, daß eine Perſon ſchön gekleidet ſei? Wenn weder das Kleid durch den Körper, noch der Körper durch das Kleid an ſeiner Freiheit etwas leidet; wenn dieſes ausſieht, als wenn es mit dem Körper nichts zu verkehren hätte und doch aufs vollkommenſte ſeinen Zweck erfüllt. Die Schönheit oder vielmehr der Geſchmack betrachtet alle Dinge als Selbſtzwecke und duldet ſchlechterdings nicht, daß eins dem anderen als Mittel dient oder das Joch trägt. In der äſthetiſchen Welt iſt jedes Naturweſen ein freier Bürger, der mit dem Edelſten gleiche Rechte hat, und nicht einmal um des Ganzen willen darf gezwungen werden, ſondern zu allem ſchlechterdings konſentieren muß. In dieſer äſthetiſchen Welt, die eine ganz andere iſt, als die vollkommenſte platoniſche Republik, fodert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Reſpekt von mir für ſeine Freiheit, und er verlangt von mir, gleich einem verſchämten Bedienten, daß ich niemanden merken laſſe, daß er mir dient. Dafür aber verſpricht er mir auch reciproce, ſeine Freiheit ſo beſcheiden zu gebrauchen, daß die meinige nichts dabei leidet; und wenn beide Wort halten, ſo wird die ganze Welt ſagen, daß ich ſchön angezogen ſei. Spannt hingegen der Rock, ſo verlieren wir beide, der Rock und ich, von unſerer Freiheit. Deswegen ſind alle ganz enge und ganz weite Kleidungsarten gleich wenig ſchön, denn nicht zu rechnen, daß beide die Freiheit der Bewegungen einſchränken, ſo zeigt bei der engen

Kleidung der Körper seine Figur nur auf Kosten des Kleides, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers, indem er sich selbst mit der seinigen aufbläht und seinen Herrn zu seinem bloßen Träger herabsetzt.

Eine Birke, eine Fichte, eine Pappel ist schön, wenn sie schlank emporsteigt, eine Eiche, wenn sie sich krümmt; die Ursache ist, weil diese, sich selbst überlassen, die krumme, jene hingegen die gerade Richtung lieben. Zeigt sich also die Eiche schlank und die Birke verbogen, so sind sie beide nicht schön, weil ihre Richtungen fremden Einfluß, Heteronomie verraten. Wird hingegen die Pappel vom Winde gebogen, so finden wir dies wieder schön, weil sie durch ihre schwankende Bewegung ihre Freiheit äußert.

Welchen Baum wird sich der Maler am liebsten aufsuchen, um ihn in Landschaften zu benutzen? Denjenigen gewiß, der von der Freiheit Gebrauch macht, die ihm bei aller Technik seines Baues gelassen ist — der sich nicht nach seinem Nachbar sklavisch richtet, sondern sich, selbst mit einiger Kühnheit, etwas herausnimmt, aus seiner Ordnung tritt, sich eigensinnig dahin oder dorthin wendet, wenn er auch gleich hier eine Lücke lassen, dort etwas durch seine ungestüme Dazwischenkunft verwirren müßte. An demjenigen hingegen, der immer in einerlei Richtung verharrt, auch wenn ihm seine Gattung weit mehr Freiheit vergönnt, dessen Äste ängstlich in Reih und Glied bleiben, als wenn sie nach der Schnur gezogen wären, wird er mit Gleichgültigkeit vorübergehen.

An jeder großen Komposition ist es nötig, daß sich das Einzelne einschränke, um das Ganze zum Effekt kommen zu lassen. Ist diese Einschränkung des Einzelnen zugleich eine Wirkung seiner Freiheit, das ist setzt es sich diese Grenze selbst, so ist die Komposition schön. Schönheit ist durch sich selbst gebändigte Kraft; Beschränkung aus Kraft.

Eine Landschaft ist schön komponiert, wenn alle einzelne Partien, aus denen sie besteht, so ineinanderspielen, daß jene sich selbst ihre Grenze setzt und das Ganze also das Resultat von der Freiheit

des Einzelnen iſt. Alles in einer Landſchaft ſoll auf das Ganze bezogen ſein, und alles Einzelne ſoll doch nur unter ſeiner eigenen Regel zu ſtehen, ſeinem eigenen Willen zu folgen ſcheinen. Es iſt aber unmöglich, daß die Zuſammenſtimmung zu einem Ganzen kein Opfer von ſeiten des einzelnen koſte, da die Kolliſion der Freiheit unvermeidlich iſt. Der Berg wird alſo auf manches einen Schatten werfen wollen, was man beleuchtet haben will, Gebäude werden die Naturfreiheit einſchränken, die Ausſicht hemmen, die Zweige werden läſtige Nachbarn ſein, Menſchen, Tiere, Wolken wollen ſich bewegen, denn die Freiheit des Lebendigen äußert ſich nur in Handlung. Der Fluß will in ſeiner Richtung kein Geſetz von dem Ufer annehmen, ſondern ſeinem eigenen folgen; kurz: jedes Einzelne will ſeinen Willen haben. Wo bliebe aber nun die Harmonie des Ganzen, wenn jedes nur für ſich ſelbſt ſorgt? Daraus eben geht ſie hervor, daß jedes aus innerer Freiheit ſich gerade die Einſchränkung vorſchreibt, die das andere braucht, um ſeine Freiheit zu äußern. Ein Baum im Vordergrund könnte eine ſchöne Partie im Hintergrund bedecken; ihn zu nötigen, daß er das nicht tut, würde ſeiner Freiheit zu nahe getreten ſein und Stümperei verraten. Was tut alſo der verſtändige Künſtler? Er läßt denjenigen Aſt des Baumes, der den Hintergrund zu verhüllen droht, aus eigener Schwere ſich herunterſenken und dadurch dem hintern Proſpekte freiwillig Platz machen; und ſo vollbringt der Baum den Willen des Künſtlers, indem er bloß ſeinem eigenen folgt.

Eine Verſifikation iſt ſchön, wenn jeder einzelne Vers ſich ſelbſt ſeine Länge und Kürze, ſeine Bewegung und ſeinen Ruhepunkt gibt, jeder Reim ſich aus innerer Notwendigkeit darbietet und doch wie gerufen kommt — kurz, wenn kein Wort von dem anderen, kein Vers von dem anderen Notiz zu nehmen, bloß ſeiner ſelbſt wegen da zu ſtehen ſcheint und doch alles ſo ausfällt, als wenn es verabredet wäre.

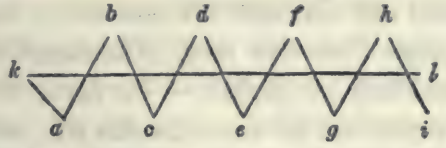
Warum iſt das Naive ſchön? Weil die Natur darin über Künſtelei und Verſtellung ihre Rechte behauptet. Wenn uns

Virgil einen Blick in das Herz der Dido will werfen laſſen und uns zeigen will, wie weit es mit ihrer Liebe gekommen iſt, ſo hätte er dies als Erzähler recht gut in ſeinem eigenen Namen ſagen können; aber dann würde dieſe Darſtellung auch nicht ſchön geweſen ſein. Wenn er uns aber die nämliche Entdeckung durch die Dido ſelbſt machen läßt, ohne daß ſie die Abſicht hat, ſo aufrichtig gegen uns zu ſein (ſiehe das Geſpräch zwiſchen Anna und Dido im Anfange des vierten Buches), ſo nennen wir dies wahrhaft ſchön; denn es iſt die Natur ſelbſt, welche das Geheimnis ausplaudert.

Gut iſt eine Lehrart, wo man vom Bekannten zum Unbekannten fortſchreitet; ſchön iſt ſie, wenn ſie ſokratiſch iſt, das iſt wenn ſie dieſelbe Wahrheiten aus dem Kopf und Herzen des Zuhörers herausfragt. Bei der erſten werden dem Verſtand ſeine Überzeugungen in forma abgefodert, bei der zweiten werden ſie ihm abgelockt.

Warum wird die Schlangenlinie für die ſchönſte gehalten? Ich habe an dieſer einfachſten aller äſthetiſchen Aufgaben meine Theorie beſonders geprüft, und ich halte dieſe Probe darum für entſcheidend, weil bei dieſer einfachen Aufgabe keine Täuſchung durch Nebenurſachen ſtattfinden kann.

Eine Schlangenlinie, kann der Baumgartenianer ſagen, iſt darum die ſchönſte, weil ſie ſinnlich vollkommen iſt. Es iſt eine Linie, die ihre Richtung immer abändert (Mannigfaltigkeit) und immer wieder zu derſelben Richtung zurückkehrt (Einheit). Wäre ſie aber aus keinem beſſern Grunde ſchön, ſo müßte es folgende Linie auch ſein:



welche gewiß nicht ſchön iſt. Auch hier iſt Veränderung der Richtung; ein Mannigfaltiges, nämlich *a, b, c, d, e, f, g, h, i*; und

Einheit der Richtung iſt auch da, welche der Verſtand hineindenkt und die durch die Linie *k l* vorgeſtellt iſt. Dieſe Linie iſt nicht ſchön, ob ſie gleich ſinnlich vollkommen iſt.

Folgende Linie aber iſt eine ſchöne Linie oder könnte es doch ſein, wenn meine Feder beſſer wäre.

Nun iſt der ganze Unterſchied zwiſchen dieſer zweiten und jener bloß der, daß jene ihre Richtung ex abrupto, dieſe aber unmerklich verändert; der Unterſchied ihrer Wirkungen auf das äſthetiſche Gefühl muß alſo in dieſem einzig bemerkbaren Unterſchied ihrer Eigenſchaften gegründet ſein. Was iſt aber eine plötzlich veränderte Richtung anders als eine gewaltſam veränderte? Die Natur liebt keinen Sprung. Sehen wir ſie einen tun, ſo zeigt es, daß ihr Gewalt geſchehen iſt. Freiwillig hingegen erſcheint nur diejenige Bewegung, an der man keinen beſtimmten Punkt angeben kann, bei dem ſie ihre Richtung abänderte. Und dies iſt der Fall mit der Schlangenlinie, welche ſich von der oben abgebildeten bloß durch ihre Freiheit unterſcheidet.

Ich könnte noch Beiſpiele genug anhäufen, um zu zeigen, daß alles, was wir ſchön nennen, ſich dieſes Prädikat bloß durch die Freiheit in ſeiner Technik erwerbe. Aber an den angeführten Proben mag es vorjetzt genug ſein. Weil alſo Schönheit an keiner Materie haftet, ſondern bloß in der Behandlung beſteht; alles aber, was [ſich] den Sinnen vorſtellt, techniſch oder nicht techniſch, frei oder nicht frei erſcheinen kann, ſo folgt daraus, daß ſich das Gebiet des Schönen ſehr weit erſtrecke, weil die Vernunft bei allem, was Sinnlichkeit und Verſtand ihr unmittelbar vorſtellen, nach der Freiheit fragen kann und muß. Darum iſt das Reich des Geſchmacks ein Reich der Freiheit — die ſchöne Sinnenwelt das glücklichſte Symbol, wie die moraliſche ſein ſoll, und jedes ſchöne Naturweſen außer mir ein glücklicher Bürge, der mir zuruft: Sei frei, wie ich.

Darum ſtört uns jede ſich aufdringende Spur der deſpotiſchen Menſchenhand in einer freien Naturgegend, darum jeder Tanzmeiſterzwang im Gange und in den Stellungen, darum jede Künſtelei in den Sitten und Manieren, darum alles Eckige im Umgang, darum jede Beleidigung der Naturfreiheit in Verfaſſungen, Gewohnheiten und Geſetzen.

Es iſt auffallend, wie ſich der gute Ton (Schönheit des Umgangs) aus meinem Begriff der Schönheit entwickeln läßt. Das erſte Geſetz des guten Tones iſt: Schone fremde Freiheit. Das zweite: Zeige ſelbſt Freiheit. Die pünktliche Erfüllung beider iſt ein unendlich ſchweres Problem, aber der gute Ton fordert ſie unerlaßlich, und ſie macht allein den vollendeten Weltmann. Ich weiß für das Ideal des ſchönen Umgangs kein paſſenderes Bild als einen gut getanzten und aus vielen verwickelten Touren komponierten engliſchen Tanz. Ein Zuſchauer aus der Galerie ſieht unzählige Bewegungen, die ſich aufs bunteſte durchkreuzen und ihre Richtung lebhaft und mutwillig verändern und doch niemals zuſammenſtoßen. Alles iſt ſo geordnet, daß der eine ſchon Platz gemacht hat, wenn der andere kommt, alles fügt ſich ſo geſchickt und doch wieder ſo kunſtlos ineinander, daß jeder nur ſeinem eigenen Kopf zu folgen ſcheint und doch nie dem anderen in den Weg tritt. Es iſt das treffendſte Sinnbild der behaupteten eigenen Freiheit und der geſchonten Freiheit des andern.

Alles, was man gewöhnlich Härte nennt, iſt nichts anders als das Gegenteil des Freien. Dieſe Härte iſt es, was oft der Verſtandesgröße, oft ſelbſt der moraliſchen ihren äſthetiſchen Wert benimmt. Der gute Ton verzeiht auch dem glänzendſten Verdienſt dieſe Brutalität nicht, und liebenswürdig wird die Tugend ſelbſt nur durch Schönheit. Schön iſt aber ein Charakter, eine Handlung nicht, wenn ſie die Sinnlichkeit des Menſchen, dem ſie zukommen, unter dem Zwang des Geſetzes zeigen oder der Sinnlichkeit des Zuſchauers Zwang antun. In dieſem Falle werden ſie bloß Achtung, aber nicht Gunſt, nicht Neigung einflößen; bloße

Achtung demütigt den, der ſie empfindet. Daher gefällt uns Cäſar weit mehr als Cato, Cimon mehr als Phocion, Thomas Jones weit mehr als Grandiſon. Daher rührt es, daß uns oft bloß affektionierte Handlungen mehr gefallen als rein moraliſche, weil ſie Freiwilligkeit zeigen, weil ſie durch die Natur (den Affekt), nicht durch die gebieteriſche Vernunft wider das Intereſſe der Natur vollbracht werden — daher mag es kommen, daß uns die milden Tugenden mehr als die heroiſchen, das Weibliche ſo oft mehr als das Männliche gefällt; denn der weibliche Charakter, auch der vollkommenſte, kann nie anders als aus Neigung handeln . . .

Jena, den 28. Februar 1793.

Das Schöne der Kunſt.

Es iſt von zweierlei Art: a) Schönes der Wahl oder des Stoffes — Nachahmung des Naturſchönen. b) Schönes der Darſtellung oder Form — Nachahmung der Natur. Ohne das letzte gibt es keinen Künſtler. Beides vereinigt, macht den großen Künſtler.

Das Schöne der Form oder der Darſtellung iſt der Kunſt allein eigen. „Das Schöne der Natur," ſagt Kant ſehr richtig, „iſt ein ſchönes Ding; das Schöne der Kunſt iſt eine ſchöne Vorſtellung von einem Dinge." Das Idealſchöne, könnte man hinzuſetzen, iſt eine ſchöne Vorſtellung von einem ſchönen Ding.

Bei dem Schönen der Wahl wird darauf geſehen, was der Künſtler darſtellt. Bei dem Schönen der Form (der Kunſtſchönheit stricte sic dicta) wird bloß darauf geſehen, wie er darſtellt. Das erſte, kann man ſagen, iſt eine freie Darſtellung der Schönheit, das zweite eine freie Darſtellung der Wahrheit.

Da ſich das erſte mehr auf die Bedingungen des Naturſchönen einſchränkt, das letzte aber der Kunſt eigentümlich zukommt, ſo handle ich von dieſem zuerſt; denn erſt muß gezeigt werden, was den Künſtler überhaupt macht, ehe man von dem großen Künſtler ſpricht.

Schön ist ein Naturprodukt, wenn es in seiner Kunstmäßigkeit frei erscheint.

Schön ist ein Kunstprodukt, wenn es ein Naturprodukt frei darstellt.

Freiheit der Darstellung ist also der Begriff, mit dem wir es hier zu tun haben.

Man beschreibt einen Gegenstand, wenn man die Merkmale, die ihn kenntlich machen, in Begriffe verwandelt und zur Einheit der Erkenntnis verbindet.

Man stellt ihn dar, wenn man die verbundenen Merkmale unmittelbar in der Anschauung vorlegt.

Das Vermögen der Anschauungen ist die Einbildungskraft. Ein Gegenstand heißt also dargestellt, wenn die Vorstellung desselben unmittelbar vor die Einbildungskraft gebracht wird.

Frei ist ein Ding, das durch sich selbst bestimmt ist oder so erscheint.

Frei dargestellt heißt also ein Gegenstand, wenn er der Einbildungskraft als durch sich selbst bestimmt vorgehalten wird.

Aber wie kann er ihr als durch sich selbst bestimmt vorgehalten werden, da er selbst nicht einmal da ist, sondern in einem andern bloß nachgeahmt wird, da er nicht in Person, sondern durch einen Repräsentanten sich vorstellt?

Das Kunstschöne nämlich ist nicht die Natur selbst, sondern nur eine Nachahmung derselben in einem Medium, das von dem Nachgeahmten materialiter ganz verschieden ist. Nachahmung ist die formale Ähnlichkeit des Materialverschiedenen.

NB. Architektur, schöne Mechanik, Gartenkunst, Tanzkunst u. dgl. dürfen für keine Einwendung gelten, denn daß auch diese Künste sich demselben Prinzip unterordnen, ob sie gleich entweder kein Naturprodukt nachahmen oder kein Medium dazu brauchen, wird in der Folge sehr evident werden.

Die Natur des Gegenſtandes wird alſo in der Kunſt nicht ſelbſt in ihrer Perſönlichkeit und Individualität, ſondern durch ein Medium vorgeſtellt, welches wieder

a) ſeine eigene Individualität und Natur hat,

b) von dem Künſtler abhängt, der gleichfalls als eine eigne Natur zu betrachten iſt.

Der Gegenſtand wird alſo durch die dritte Hand vor die Einbildungskraft geſtellt; und da ſowohl der Stoff, worin er nachgeahmt wird, als der Künſtler, der dieſen Stoff bearbeitet, ihre eigene Natur beſitzen und nach ihrer eignen Natur wirken — wie iſt es möglich, daß die Natur des Gegenſtandes dennoch rein und durch ſich ſelbſt beſtimmt kann vorgeſtellt werden?

Der darzuſtellende Gegenſtand legt ſeine Lebendigkeit ab, er iſt nicht ſelbſt gegenwärtig, ſondern ſeine Sache wird durch einen ihm ganz unähnlichen fremden Stoff geführt, auf den es ankommt, wieviel jener von ſeiner Individualität retten oder einbüßen ſoll.

Nun kommt alſo die fremde Natur des Stoffes dazwiſchen, und nicht dieſe allein, ſondern auch die ebenſo fremde Natur des Künſtlers, der dieſem Stoffe ſeine Form zu geben hat. Alle Dinge aber wirken notwendig nach ihrer Natur.

Es ſind alſo hier dreierlei Naturen, die miteinander ringen. Die Natur des Darzuſtellenden, die Natur des darſtellenden Stoffes und die Natur des Künſtlers, welcher jene beiden in Übereinſtimmung bringen ſoll.

Es iſt aber bloß die Natur des Nachgeahmten, was wir an einem Kunſtprodukt zu finden erwarten; und das will eigentlich der Ausdruck ſagen, daß es durch ſich ſelbſt beſtimmt der Einbildungskraft vorgeſtellt werde. Sobald aber entweder der Stoff oder der Künſtler ihre Naturen mit einmiſchen, ſo erſcheint der dargeſtellte Gegenſtand nicht mehr als durch ſich ſelbſt beſtimmt, ſondern Heteronomie iſt da. Die Natur des Repräſentierten erleidet von dem Repräſentierenden Gewalt, ſobald dieſes ſeine Natur dabei geltend macht. Ein Gegenſtand kann alſo nur dann frei

dargeſtellt heißen, wenn die Natur des Dargeſtellten von der Natur des Darſtellenden nichts gelitten hat.

Die Natur des Mediums oder des Stoffs muß alſo von der Natur des Nachgeahmten völlig beſiegt erſcheinen. Nun iſt es aber bloß die Form des Nachgeahmten, was auf das Nachahmende übertragen werden kann; alſo iſt es die Form, welche in der Kunſtdarſtellung den Stoff beſiegt haben muß.

Bei einem Kunſtwerk alſo muß ſich der Stoff (die Natur des Nachahmenden) in der Form (des Nachgeahmten), der Körper in der Idee, die Wirklichkeit in der Erſcheinung verlieren.

Der Körper in der Idee: Denn die Natur des Nachgeahmten iſt an dem nachahmenden Stoffe nichts Körperliches; ſie exiſtiert bloß als Idee an demſelben, und alles Körperliche an dieſem gehört bloß ihm ſelbſt und nicht dem Nachgeahmten an.

Die Wirklichkeit in der Erſcheinung: Wirklichkeit heißt hier das Reale, welches an einem Kunſtwerke immer nur die Materie iſt und dem Formalen oder der Idee, die der Künſtler in dieſer Materie ausführt, muß entgegengeſetzt werden. Die Form iſt an einem Kunſtwerk bloße Erſcheinung d. i. der Marmor ſcheint ein Menſch, aber er bleibt, in der Wirklichkeit, Marmor.

Frei alſo wäre die Darſtellung, wenn die Natur des Mediums durch die Natur des Nachgeahmten völlig vertilgt erſcheint, wenn das Nachgeahmte ſeine reine Perſönlichkeit auch in ſeinem Repräſentanten behauptet, wenn das Repräſentierende durch völlige Ablegung oder vielmehr Verleugnung ſeiner Natur ſich mit dem Repräſentierten vollkommen ausgetauſcht zu haben ſcheint — kurz — wenn nichts durch den Stoff, ſondern alles durch die Form iſt.

Iſt an einer Bildſäule ein einziger Zug, der den Stein verrät, der alſo nicht in der Idee, ſondern in der Natur des Stoffes gegründet iſt, ſo leidet die Schönheit; denn Heteronomie iſt da. Die Marmornatur, welche hart und ſpröd iſt, muß in der Natur des Fleiſches, welches biegſam und weich iſt, völlig untergegangen ſein, und weder das Gefühl noch das Auge darf daran erinnert werden.

Iſt an einer Zeichnung ein einziger Zug, der die Feder oder den Griffel, das Papier oder die Kupferplatte, den Pinſel oder die Hand, die ihn führte, kenntlich macht, ſo iſt ſie hart oder ſchwer; iſt an ihr der eigentümliche Geſchmack des Künſtlers, die Künſtlernatur ſichtbar, ſo iſt ſie manieriert. Leidet nämlich die Beweglichkeit eines Muskels (in einem Kupferſtich) durch die Härte des Metalls oder durch die ſchwere Hand des Künſtlers, ſo iſt die Darſtellung häßlich, weil ſie nicht durch die Idee, ſondern durch das Medium beſtimmt worden iſt. Leidet die Eigentümlichkeit des darzuſtellenden Objekts durch die Geiſteseigentümlichkeit des Künſtlers, ſo ſagen wir, die Darſtellung ſei manieriert.

Das Gegenteil der Manier iſt der Stil, der nichts anders iſt als die höchſte Unabhängigkeit der Darſtellung von allen ſubjektiven und allen objektiv zufälligen Beſtimmungen.

Reine Objektivität der Darſtellung iſt das Weſen des guten Stils: der höchſte Grundſatz der Künſte.

„Der Stil verhält ſich zur Manier, wie ſich die Handlungsart aus formalen Grundſätzen zu einer Handlungsart aus empiriſchen Maximen (ſubjektiven Grundſätzen) verhält. Der Stil iſt eine völlige Erhebung über das Zufällige zum Allgemeinen und Notwendigen.“ (Aber unter dieſer Erklärung des Stils iſt auch ſchon das Schöne der Wahl mitbegriffen, wovon jetzt noch nicht die Rede ſein ſoll.)

Der große Künſtler, könnte man alſo ſagen, zeigt uns den Gegenſtand (ſeine Darſtellung hat reine Objektivität), der mittelmäßige zeigt ſich ſelbſt (ſeine Darſtellung hat Subjektivität), der ſchlechte ſeinen Stoff (die Darſtellung wird durch die Natur des Mediums und durch die Schranken des Künſtlers beſtimmt.)

Alle dieſe drei Fälle werden an einem Schauſpieler ſehr anſchaulich.

1. Wenn Ekhof oder Schröder den Hamlet ſpielten, ſo verhielten ſich ihre Perſonen zu ihrer Rolle wie der Stoff zur Form, wie der Körper zur Idee, wie die Wirklichkeit zur Erſcheinung. Ekhof

war gleichſam der Marmor, aus dem ſein Genie einen Hamlet formte, und weil ſeine (des Schauſpielers) Perſon in der künſtlichen Perſon Hamlets völlig unterging, weil bloß die Form (der Charakter Hamlets) und nirgends der Stoff (nirgends die wirkliche Perſon des Schauſpielers) zu bemerken war — weil alles an ihm bloß Form (bloß Hamlet) war, ſo ſagt man, er ſpielte ſchön. Seine Darſtellung war im großen Stil, weil ſie erſtlich völlig objektiv war und nichts Subjektives ſich mit einmiſchte; zweitens, weil ſie objektiv notwendig, nicht zufällig war (wovon die Erläuterung bei einer anderen Gelegenheit).

2. Wenn Madame Albrecht eine Ophelia ſpielte, ſo erblickte man zwar die Natur des Stoffes (die Perſon der Schauſpielerin) nicht, aber auch nicht die reine Natur des Darzuſtellenden (die Perſon der Ophelia), ſondern — eine willkürliche Idee der Schauſpielerin. Sie hatte ſich nämlich einen ſubjektiven Grundſatz — eine Maxime — gemacht, den Schmerz, den Wahnſinn, den edlen Anſtand gerade ſo vorzuſtellen, ohne ſich darum zu kümmen, ob dieſer Vorſtellung Objektivität zukommt oder nicht. Sie hat alſo nur Manier, keinen Stil gezeigt.

3. Wenn Herr Brückl einen König ſpielt, ſo ſieht man die Natur des Mediums über die Form (die Rolle des Königs) herrſchen, denn aus jeder Bewegung blickt der Schauſpieler (der Stoff) ekelhaft und ſtümperhaft hervor. Man ſieht ſogleich die niedrige Wirkung des Mangels, weil es dem Künſtler (hier dem Verſtand des Schauſpielers) an Einſicht fehlt, den Stoff (den Körper des Schauſpielers) einer Idee gemäß zu formen. Die Darſtellung iſt alſo elend, weil ſie zugleich die Natur des Stoffs und die ſubjektiven Schranken des Künſtlers offenbart.

Bei zeichnenden und bildenden Künſten fällt es leicht genug in die Augen, wieviel die Natur des Darzuſtellenden leidet, wenn die Natur des Mediums nicht völlig bezwungen iſt. Aber ſchwerer dürfte es ſein, dieſen Grundſatz nun auch auf die poetiſche Darſtellung anzuwenden, welche doch ſchlechterdings daraus abgeleitet

werden muß. Ich will verſuchen, dir einen Begriff davon zu geben.

Auch hier, verſteht ſich, iſt noch gar nicht von dem Schönen der Wahl die Rede, ſondern bloß von dem Schönen der Darſtellung. Es wird alſo vorausgeſetzt, der Dichter habe die ganze Objektivität ſeines Gegenſtandes wahr, rein und vollſtändig in ſeiner Einbildungskraft aufgefaßt — das Objekt ſtehe ſchon idealiſiert (d. i. in reine Form verwandelt) vor ſeiner Seele, und es komme bloß darauf an, es außer ſich darzuſtellen. Dazu wird nun erfodert, daß dieſes Objekt ſeines Gemüts von der Natur des Mediums, in welchem es dargeſtellt wird, keine Heteronomie erleide.

Das Medium des Dichters ſind Worte; alſo abſtrakte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen, und deren Verhältniſſe durch Regeln beſtimmt werden, davon die Grammatik das Syſtem enthält. Daß zwiſchen den Sachen und den Worten keine materiale Ähnlichkeit (Identität) ſtattfindet, macht gar keine Schwierigkeit; denn dieſe findet ſich auch nicht zwiſchen der Bildſäule und dem Menſchen, deſſen Darſtellung ſie iſt. Aber auch die bloß formale Ähnlichkeit (Nachahmung) iſt zwiſchen Worten und Sachen ſo leicht nicht. Die Sache und ihr Wortausdruck ſind bloß zufällig und willkürlich (wenige Fälle abgerechnet), bloß durch Übereinkunft miteinander verbunden. Indeſſen würde auch dies nicht viel zu bedeuten haben, weil es nicht darauf ankommt, was das Wort an ſich ſelbſt iſt, ſondern welche Vorſtellung es erweckt. Gäbe es alſo überhaupt nur Worte oder Wortſätze, welche uns den individuellſten Charakter der Dinge, ihre individuellſten Verhältniſſe und kurz die ganze objektive Eigentümlichkeit des einzelnen vorſtellten, ſo käme es gar nicht darauf an, ob dies durch Konvenienz oder aus innerer Notwendigkeit geſchähe.

Aber eben daran fehlt es. Sowohl die Worte, als ihre Biegungs- und Verbindungsgeſetze ſind ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, ſondern einer unendlichen Anzahl von Individuen

zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher ſteht es um die Bezeichnung der Verhältniſſe, welche nach Regeln bewerkſtelligt wird, die auf unzählige und ganz heterogene Fälle zugleich anwendbar ſind und nur durch eine beſondere Operation des Verſtandes einer individuellen Vorſtellnng angepaßt werden. Das darzuſtellende Objekt muß alſo, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anſchauung verwandelt wird, durch das abſtrakte Gebiet der Begriffe einen ſehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von ſeiner Lebendigkeit (ſinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Beſondere darzuſtellen, als die künſtliche Zuſammenſetzung des Allgemeinen. „Der eben jetzt vor mir ſtehende Leuchter fällt um" iſt ein ſolcher individueller Fall, durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt.

Die Natur des Mediums, deſſen der Dichter ſich bedient, beſteht alſo „in einer Tendenz zum Allgemeinen", und liegt daher mit der Bezeichnung des Individuellen (welches die Aufgabe iſt) im Streit. Die Sprache ſtellt alles vor den Verſtand, und der Dichter ſoll alles vor die Einbildungskraft bringen (darſtellen); die Dichtkunſt will Anſchauungen, die Sprache gibt nur Begriffe.

Die Sprache beraubt alſo den Gegenſtand, deſſen Darſtellung ihr anvertraut wird, ſeiner Sinnlichkeit und Individualität und drückt ihm eine Eigenſchaft von ihr ſelbſt (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd iſt. Sie miſcht — um mich meiner Terminologie zu bedienen — in die Natur des Darzuſtellenden, welche ſinnlich iſt, die Natur des Darſtellenden, welche abſtrakt iſt, ein und bringt alſo Heteronomie in die Darſtellung desſelben. Der Gegenſtand wird alſo der Einbildungskraft nicht als durch ſich ſelbſt beſtimmt, alſo nicht frei, vorgeſtellt, ſondern gemodelt durch den Genius der Sprache, oder er wird gar nur vor den Verſtand gebracht; und ſo wird er entweder nicht frei dargeſtellt oder gar nicht dargeſtellt, ſondern bloß beſchrieben.

Soll alſo eine poetiſche Darſtellung frei ſein, ſo muß der Dichter „die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen durch die Größe

ſeiner Kunſt überwinden, und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Konſtruktionsgeſetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derſelben) beſiegen.“ Die Natur der Sprache (eben dieſe iſt ihre Tendenz zum Allgemeinen) muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß ſich in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erſcheinung verlieren. Frei und ſiegend muß das Darzuſtellende aus dem Darſtellenden hervorſcheinen, und trotz allen Feſſeln der Sprache in ſeiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Perſönlichkeit vor der Einbildungskraft daſtehen. Mit einem Wort: Die Schönheit der poetiſchen Darſtellung iſt „freie Selbſthandlung der Natur in den Feſſeln der Sprache“.

Über Anmut und Würde.

[1793]

Die griechiſche Fabel legt der Göttin der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft beſitzt, dem, der ihn trägt, Anmut zu verleihen, und Liebe zu erwerben. Eben dieſe Gottheit wird von den Huldgöttinen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterſchieden alſo die Anmut und die Grazien noch von der Schönheit, da ſie ſolche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttin zu trennen waren. Alle Anmut iſt ſchön, denn der Gürtel des Liebreizes iſt ein Eigentum der Göttin von Gnidus; aber nicht alles Schöne iſt Anmut, denn auch ohne dieſen Gürtel bleibt Venus, was ſie iſt.

Nach eben dieſer Allegorie iſt es die Schönheitsgöttin allein, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. Juno, die herrliche Königin des Himmels, muß jenen Gürtel erſt von der Venus entlehnen, wenn ſie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit alſo, ſelbſt wenn ein gewiſſer Grad von Schönheit ſie ſchmückt, den man der Gattin Jupiters keineswegs abſpricht, iſt

ohne Anmut nicht ſicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eignen Reizen, ſondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterkönigin den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttin kann aber doch ihren Gürtel entäußern und ſeine Kraft auf das Minder-Schöne übertragen. Anmut iſt alſo kein ausſchließendes Prärogativ des Schönen, ſondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minder-Schöne, ja ſelbſt auf das Nicht-Schöne, übergehen.

Die nämlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bei allen übrigen Geiſtesvorzügen die Anmut, das Gefällige, fehlte, den Grazien zu opfern. Dieſe Göttinnen wurden alſo von ihnen zwar als Begleiterinnen des ſchönen Geſchlechts vorgeſtellt, aber doch als ſolche, die auch dem Manne gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich ſind.

Was iſt aber nun die Anmut, wenn ſie ſich mit dem Schönen zwar am liebſten, aber doch nicht ausſchließend, verbindet? wenn ſie zwar von dem Schönen herſtammt, aber die Wirkungen desſelben auch an dem Nicht-Schönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne ſie beſtehen, aber durch ſie allein ein Objekt der Neigung werden kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterſchied frühe ſchon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck ſtrebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da ihm der Verſtand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythus iſt daher der Achtung des Philoſophen wert, der ſich ohnehin damit begnügen muß, zu den Anſchauungen, in welchen der reine Naturſinn ſeine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzuſuchen oder, mit andern Worten, die Bilderſchrift der Empfindungen zu erklären.

Entkleidet man die Vorſtellung der Griechen von ihrer allegoriſchen Hülle, ſo ſcheint ſie keinen andern als folgenden Sinn einzuſchließen.

Anmut iſt eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nämlich,

die an ihrem Subjekte zufällig entſtehen und ebenſo aufhören kann. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjekte ſelbſt notwendig gegeben iſt. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlaſſen; ihre Schönheit würde ſie nur mit ihrer Perſon weggeben können. Ohne ihren Gürtel iſt ſie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit iſt ſie nicht Venus mehr.

Dieſer Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Beſondre, daß er der Perſon, die damit geſchmückt wird, die objektive Eigenſchaft der Anmut verleiht, und unterſcheidet ſich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Perſon ſelbſt, ſondern bloß den Eindruck derſelben, ſubjektiv, in der Vorſtellung eines andern, verändert. Es iſt der ausdrückliche Sinn des griechiſchen Mythus, daß ſich die Anmut in eine Eigenſchaft der Perſon verwandle, und daß die Trägerin des Gürtels wirklich liebenswürdig *ſei*, nicht bloß ſo *ſcheine*.

Ein Gürtel, der nicht mehr iſt als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, ſcheint allerdings kein ganz paſſendes Bild zu ſein, die perſönliche Eigenſchaft der Anmut zu verzeichnen; aber eine perſönliche Eigenſchaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders als durch eine zufällige Zierde verſinnlicht werden, die ſich, unbeſchadet der Perſon, von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt alſo nicht natürlich, weil er in dieſem Fall an der Perſon ſelbſt nichts verändern könnte, ſondern er wirkt magiſch, das iſt, ſeine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch dieſe Auskunft (die freilich nicht mehr iſt als ein Behelf) ſollte der Widerſpruch gehoben werden, in den das Darſtellungsvermögen ſich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was außerhalb der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck ſucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenſchaft ausdrückt, die ſich von ihrem Subjekte abſondern läßt, ohne des-

wegen etwas an der Natur desselben zu verändern, so kann er nichts anders als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung ist die einzige Veränderung, die mit einem Gegenstand vorgehen kann, ohne seine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beiden Foderungen Genüge leistet, die in dem angeführten Mythus enthalten sind. Sie ist erstlich objektiv und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht bloß der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie ist zweitens etwas Zufälliges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bei dem Minder-Schönen und selbst bei dem Nicht-Schönen seine magische Kraft nicht; das heißt, auch das Minder-Schöne, auch das Nicht-Schöne kann sich schön bewegen.

Die Anmut, sagt der Mythus, ist etwas Zufälliges an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit müssen alle notwendigen Bewegungen schön sein, weil sie, als notwendig, zu seiner Natur gehören; die Schönheit dieser Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der Venus gegeben, die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine Erweiterung dieses Begriffs. Es gibt eine Anmut der Stimme, aber keine Anmut des Atemholens.

Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmut?

Daß der griechische Mythus Anmut und Grazie nur auf die Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter und schließt selbst die Schönheit der Gestalt in die Grenzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch seine Götter begreift. Ist aber die Anmut nur ein Vorrecht der Menschenbildung, so kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anspruch machen, die der Mensch auch mit dem, was bloß Natur ist, gemein hat. Könnten also die Locken an einem schönen Haupte sich mit Anmut bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Äste eines

Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaßen der Tiere ſich mit Anmut bewegen ſollten. Aber die Göttin von Gnidus repräſentiert nur die menſchliche Gattung, und da, wo der Menſch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenweſen iſt, da hört ſie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkürlichen Bewegungen allein kann alſo Anmut zukommen, aber auch unter dieſen nur denjenigen, die ein Ausdruck moraliſcher Empfindungen ſind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bei aller Willkürlichkeit doch nur der Natur an, die für ſich allein ſich nie bis zur Anmut erhebet. Könnte ſich die Begierde mit Anmut, der Inſtinkt mit Grazie äußern, ſo würden Anmut und Grazie nicht mehr fähig und würdig ſein, der Menſchheit zu einem Ausdruck zu dienen.

Und doch iſt es die Menſchheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einſchließt. Nie darf ſich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und ſeinem humanen Gefühle iſt es gleich unmöglich, die rohe Tierheit und die Intelligenz zu vereinzeln. Wie er jeder Idee ſogleich einen Leib anbildet und auch das Geiſtigſte zu verkörpern ſtrebt, ſo fodert er von jeder Handlung des Inſtinkts an dem Menſchen zugleich einen Ausdruck ſeiner ſittlichen Beſtimmung. Dem Griechen iſt die Natur nie bloß Natur, darum darf er auch nicht erröten, ſie zu ehren; ihm iſt die Vernunft niemals bloß Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maßſtab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geiſt, Erde und Himmel fließen wunderbar ſchön in ſeinen Dichtungen zuſammen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hauſe iſt, auch in die Geſchäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen laſſen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus verſetzte.

Dieſer zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geiſtigen duldet, weiß von keiner willkürlichen Bewegung am Menſchen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moraliſch-

empfindenden Geiſtes zu ſein. Daher iſt ihm auch die Anmut nichts anders als ein ſolcher ſchöner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Bewegungen. Wo alſo Anmut ſtattfindet, da iſt die Seele das bewegende Prinzip, und in ihr iſt der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und ſo löſt ſich denn jene mythiſche Vorſtellung in folgenden Gedanken auf: „Anmut iſt eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, ſondern von dem Subjekte ſelbſt hervorgebracht wird.

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeſchränkt, den Begriff der Anmut aus der griechiſchen Fabel exegetiſch herauszuziehen, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzutun. Jetzt ſei mir erlaubt, zu verſuchen, was ſich auf dem Weg der philoſophiſchen Unterſuchung darüber ausmachen läßt, und ob es auch hier wie in ſo viel andern Fällen wahr iſt, daß ſich die philoſophierende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht ſchon dunkel geahndet und die Poeſie nicht geoffenbart hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräſentiert uns das Ideal der Schönheit, ſo wie letztere aus den Händen der bloßen Natur kommen kann und, ohne die Einwirkung eines empfindenden Geiſtes, durch die plaſtiſchen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht ſtellt die Fabel für dieſe Schönheit eine eigene Göttergeſtalt zur Repräſentantin auf, denn ſchon das natürliche Gefühl unterſcheidet ſie auf das ſtrengſte von derjenigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geiſtes ihren Urſprung verdankt.

Es ſei mir erlaubt, dieſe von der bloßen Natur, nach dem Geſetz der Notwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterſchied von der, welche ſich nach Freiheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (architektoniſche Schönheit) zu benennen. Mit dieſem Namen will ich alſo denjenigen Teil der menſchlichen Schönheit bezeichnet haben, der nicht bloß durch Naturkräfte ausgeführt worden (was von jeder Erſcheinung gilt), ſondern der auch nur allein durch Naturkräfte beſtimmt iſt.

Ein glückliches Verhältnis der Glieder, fließende Umriſſe, ein

lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme uſf. ſind Vorzüge, die man bloß der Natur und dem Glück zu verdanken hat; der Natur, welche die Anlage dazu hergab und ſelbſt entwickelte; dem Glück — welches das Bildungsgeſchäft der Natur von jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beſchützte.

Dieſe Venus ſteigt ſchon ganz vollendet aus dem Schaume des Meers empor: vollendet, denn ſie iſt ein beſchloſſenes, ſtreng abgewogenes Werk der Notwendigkeit und als ſolches, keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da ſie nämlich nichts anders iſt als ein ſchöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menſchen beabſichtet, und daher jede ihrer Eigenſchaften durch den Begriff, der ihr zum Grund liegt, vollkommen entſchieden iſt, ſo kann ſie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurteilt werden, obgleich dieſe erſt unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektoniſche Schönheit der menſchlichen Bildung muß von der techniſchen Vollkommenheit derſelben wohl unterſchieden werden. Unter der letztern hat man das Syſtem der Zwecke ſelbſt zu verſtehen, ſo wie ſie ſich untereinander zu einem oberſten Endzweck vereinigen; unter der erſtern hingegen bloß eine Eigenſchaft der Darſtellung dieſer Zwecke, ſo wie ſie ſich dem anſchauenden Vermögen in der Erſcheinung offenbaren. Wenn man alſo von der Schönheit ſpricht, ſo wird weder der materielle Wert dieſer Zwecke, noch die formale Kunſtmäßigkeit ihrer Verbindung dabei in Betrachtung gezogen. Das anſchauende Vermögen hält ſich einzig nur an die Art des Erſcheinens, ohne auf die logiſche Beſchaffenheit ſeines Objekts die geringſte Rückſicht zu nehmen. Ob alſo gleich die architektoniſche Schönheit des menſchlichen Baues durch den Begriff der demſelben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt iſt, welche die Natur mit ihm beabſichtet, ſo iſoliert doch das äſthetiſche Urteil ſie völlig von dieſen Zwecken, und nichts, als was der Erſcheinung unmittelbar und eigentümlich angehört, wird in die Vorſtellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht sagen, daß die Würde der Menschheit die Schönheit des menschlichen Baues erhöhe. In unser Urteil über die letztere kann die Vorstellung der erstern zwar einfließen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinästhetisches Urteil zu sein. Die Technik der menschlichen Gestalt ist allerdings ein Ausdruck seiner Bestimmung, und als ein solcher darf und soll sie uns mit Achtung erfüllen. Aber diese Technik wird nicht dem Sinn, sondern dem Verstande vorgestellt; sie kann nur gedacht werden, nicht erscheinen. Die architektonische Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung sein, da sie sich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige ist, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beigelegt wird, so ist dies nur insofern wahr, als er schon in der bloßen Erscheinung diesen Vorzug behauptet, ohne daß man sich dabei seiner Menschheit zu erinnern braucht. Denn da dieses letzte nicht anders als vermittelst eines Begriffs geschehen könnte, so würde nicht der Sinn, sondern der Verstand über die Schönheit Richter sein, welches einen Widerspruch einschließt. Die Würde seiner sittlichen Bestimmung kann also der Mensch nicht in Anschlag bringen, seinen Vorzug als Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier ist er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erscheinung unter Erscheinungen. Auf seinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieser die erste Stelle behaupten soll, so kann er sie nur dem, was in ihm Natur ist, zu verdanken haben.

Aber eben diese seine Natur ist, wie wir wissen, durch die Idee seiner Menschheit bestimmt worden, und so ist es denn mittelbar auch seine architektonische Schönheit. Wenn er sich also vor allen Sinnenwesen um ihn her durch höhere Schönheit unterscheidet, so ist er dafür unstreitig seiner menschlichen Bestimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er sich von den übrigen

Sinnenwesen überhaupt nur unterscheidet. Aber nicht darum ist die menschliche Bildung schön, weil sie ein Ausdruck dieser höheren Bestimmung ist, denn wäre dieses, so würde die nämliche Bildung aufhören schön zu sein, sobald sie eine niedrigere Bestimmung ausdrückte, so würde auch das Gegenteil dieser Bildung schön sein, sobald man nur annehmen könnte, daß es jene höhere Bestimmung ausdrückte. Gesetzt aber, man könnte bei einer schönen Menschengestalt ganz und gar vergessen, was sie ausdrückt, man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Tigers unterschieben, so würde das Urteil der Augen vollkommen dasselbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk des Schöpfers erklären.

Die Bestimmung des Menschen, als einer Intelligenz, hat also an der Schönheit seines Baues nur insofern einen Anteil, als ihre Darstellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erscheinung zugleich mit den Bedingungen zusammentrifft, unter welchen das Schöne sich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit selbst nämlich muß jederzeit ein freier Natureffekt bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menschlichen Baues bestimmte, kann ihm nie Schönheit erteilen, sondern bloß gestatten.

Man könnte mir zwar einwenden, daß überhaupt alles, was in der Erscheinung sich darstellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und daß dieses also kein ausschließendes Merkmal des Schönen sein könne. Es ist wahr, alle technische Bildungen sind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur sind sie nicht technisch; wenigstens werden sie nicht so beurteilt. Technisch sind sie nur durch den Verstand, und ihre technische Vollkommenheit hat also schon Existenz im Verstande, ehe sie in die Sinnenwelt hinübertritt und zur Erscheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz Eigentümliche, daß sie in der Sinnenwelt nicht bloß dargestellt wird, sondern auch in derselben zuerst entspringt; daß die Natur sie nicht bloß ausdrückt, sondern auch erschafft. Sie ist durchaus nur eine Eigenschaft des Sinnlichen, und auch der Künstler, der

ſie beabſichtet, kann ſie nur inſoweit erreichen, als er den Schein unterhält, daß die Natur gebildet habe.

Die Technik des menſchlichen Baues zu beurteilen, muß man die Vorſtellung der Zwecke, denen ſie gemäß iſt, zu Hilfe nehmen; dies hat man gar nicht nötig, um die Schönheit dieſes Baues zu beurteilen. Der Sinn allein iſt hier ein völlig kompetenter Richter, und dies könnte er nicht ſein, wenn nicht die Sinnenwelt (die ſein einziges Objekt iſt), alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und alſo zu Erzeugung derſelben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freilich iſt die Schönheit des Menſchen in dem Begriff ſeiner Menſchheit gegründet, weil ſeine ganze ſinnliche Natur in dieſem Begriffe gegründet iſt, aber der Sinn, weiß man, hält ſich nur an das Unmittelbare, und für ihn iſt es gerade ſoviel, als wenn ſie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem Bisherigen ſollte es nun ſcheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Intereſſe haben könnte, da ſie bloß in der Sinnenwelt entſpringt und ſich auch nur an daß ſinnliche Erkenntnisvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derſelben, als fremdartig, abgeſondert haben, was die Vorſtellung der Vollkommenheit in unſer Urteil über die Schönheit zu miſchen kaum unterlaſſen kann, ſo ſcheint dieſer nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch ſie der Gegenſtand eines vernünftigen Wohlgefallens ſein könnte. Nichtsdeſtoweniger iſt es ebenſo ausgemacht, daß das Schöne der Vernunft gefällt, als es entſchieden iſt, daß es auf keiner ſolchen Eigenſchaft des Objekts beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um dieſen anſcheinenden Widerſpruch aufzulöſen, muß man ſich erinnern, daß es zweierlei Arten gibt, wodurch Erſcheinungen Objekte der Vernunft werden und Ideen ausdrücken können. Es iſt nicht immer nötig, daß die Vernunft dieſe Ideen aus den Erſcheinungen herauszieht, ſie kann ſie auch in dieſelben hineinlegen. In beiden Fällen wird die Erſcheinung einem Vernunftbegriff adäquat ſein, nur mit dem Unterſchied, daß in dem erſten Fall die

Vernunft ihn ſchon objektiv darin findet und ihn gleichſam von dem Gegenſtand nur empfängt, weil der Begriff geſetzt werden muß, um die Beſchaffenheit und oft ſelbſt um die Möglichkeit des Objekts zu erklären; daß ſie hingegen in dem zweiten Fall das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erſcheinung gegeben iſt, ſelbſttätig zu einem Ausdruck desſelben macht und alſo etwas bloß Sinnliches überſinnlich behandelt. Dort iſt alſo die Idee mit dem Gegenſtande objektiv notwendig, hier hingegen höchſtens ſubjektiv notwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu ſagen, daß ich jenes von der Vollkommenheit, dieſes von der Schönheit verſtehe.

Da es alſo in dem zweiten Fall, in Anſehung des ſinnlichen Objektes, ganz und gar zufällig iſt, ob es eine Vernunft gibt, die mit der Vorſtellung desſelben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objektive Beſchaffenheit des Gegenſtandes von dieſer Idee als völlig unabhängig muß betrachtet werden, ſo tut man ganz recht, das Schöne, objektiv, auf lauter Naturbedingungen einzuſchränken und es für einen bloßen Effekt der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von dieſem Effekt der bloßen Sinnenwelt einen tranſzendenten Gebrauch macht und ihm dadurch, daß ſie ihm eine höhere Bedeutung leiht, gleichſam ihren Stempel aufdrückt, ſo hat man ebenfalls recht, das Schöne ſubjektiv in die intelligible Welt zu verſetzen. Die Schönheit iſt daher als die Bürgerin zweier Welten anzuſehen, deren einer ſie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; ſie empfängt ihre Exiſtenz in der ſinnlichen Natur und erlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt ſich auch, wie es zugeht, daß der Geſchmack, als ein Beurteilungsvermögen des Schönen, zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit in die Mitte tritt, und dieſe beiden, einander verſchmähende Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet — wie er dem Materiellen die Achtung der Vernunft, wie er dem Rationalen die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anſchauungen zu Ideen adelt

und selbst die Sinnenwelt gewissermaßen in ein Reich der Freiheit verwandelt.

Wie wohl es aber — in Ansehung des Gegenstandes selbst — zufällig ist, ob die Vernunft mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, so ist doch — für das vorstellende Subjekt — notwendig, mit einer solchen Vorstellung eine solche Idee zu verknüpfen. Diese Idee und das ihr korrespondierende sinnliche Merkmal an dem Objekte müssen mit einander in einem solchen Verhältnis stehen, daß die Vernunft durch ihre eignen unveränderlichen Gesetze zu dieser Handlung genötigt wird. In der Vernunft selbst muß also der Grund liegen, warum sie ausschließend nur mit einer gewissen Erscheinungsart der Dinge eine bestimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muß wieder der Grund liegen, warum es ausschließend nur diese Idee und keine andre hervorruft. Was für eine Idee das nun sei, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenschaft der schöne Gegenstand fähig sei, dieser Idee zum Symbol zu dienen — dies ist eine viel zu wichtige Frage, um hier bloß im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich also auf eine Analytik des Schönen verspare.

Die architektonische Schönheit des Menschen ist also, auf die Art, wie ich eben erwähnte, der sinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber sie ist es in keinem andern Sinne und mit keinem größern Rechte als überhaupt jene schöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrifft sie zwar alle andere Schönheiten, aber der Art nach steht sie in der nämlichen Reihe mit denselben, da auch sie von ihrem Subjekte nichts, als was sinnlich ist, offenbart und erst in der Vorstellung eine übersinnliche Bedeutung empfängt.* Daß die Darstellung der Zwecke am Menschen

* Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der bloßen Anschauung wird alles, was an der Schönheit objektiv ist, gegeben. Da aber das, was dem Menschen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenwesen gibt, in der bloßen Anschauung nicht vorkommt, so kann eine Eigenschaft, die sich schon in der bloßen

schöner ausgefallen ist als bei andern organischen Bildungen, ist als eine Gunst anzusehen, welche die Vernunft, als Gesetzgeberin des menschlichen Baues, der Natur als Ausrichterin ihrer Gesetze erzeigte. Die Vernunft verfolgt zwar bei der Technik des Menschen ihre Zwecke mit strenger Notwendigkeit, aber glücklicherweise treffen ihre Forderungen mit der Notwendigkeit der Natur zusammen, so daß die letztere den Auftrag der erstern vollzieht, indem sie bloß nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dieses kann aber nur von der architektonischen Schönheit des Menschen gelten, wo die Naturnotwendigkeit durch die Notwendigkeit des sie bestimmenden teleologischen Grundes unterstützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Baues berechnet werden, welches aber nicht mehr stattfindet, sobald die Notwendigkeit nur einseitig ist und die übersinnliche Ursache, welche die Erscheinung bestimmt, sich zufällig verändert. Für die architektonische Schönheit des Menschen sorgt also die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der ersten Anlage, die Vollziehung alles dessen, was der Mensch zu Erfüllung seiner Zwecke bedarf, einmal für immer von dem schaffenden Verstand übergeben wurde, und sie also in diesem ihrem organischen Geschäfte keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Mensch aber ist zugleich eine Person, ein Wesen also, welches selbst Ursache und zwar absolut letzte Ursache seiner Zustände sein, welches sich nach Gründen, die es aus sich selbst nimmt, verändern kann. Die Art seines Erscheinens ist abhängig von der Art seines Empfindens und Wollens, also von Zuständen, die er

---

Anschauung offenbart, diesen Vorzug nicht sichtbar machen. Seine höhere Bestimmung, die allein diesen Vorzug begründet, wird also durch seine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorstellung von jener kann daher nie ein Ingrediens von dieser abgeben, nie in das ästhetische Urteil mit aufgenommen werden. Nicht der Gedanke selbst, dessen Ausdruck die menschliche Bildung ist, bloß die Wirkungen desselben in der Erscheinung offenbaren sich dem Sinn. Zu dem übersinnlichen Grund dieser Wirkungen erhebt der bloße Sinn sich ebenso wenig, als (wenn man mir dies Beispiel verstatten will) als der bloß sinnliche Mensch zu der Idee der obersten Welturſache hinaufsteigt, wenn er seine Triebe befriedigt.

ſelbſt in ſeiner Freiheit und nicht die Natur nach ihrer Notwendigkeit beſtimmt.

Wäre der Menſch bloß ein Sinnenweſen, ſo würde die Natur zugleich die Geſetze geben und die Fälle der Anwendung beſtimmen; jetzt teilt ſie das Regiment mit der Freiheit, und obgleich ihre Geſetze Beſtand haben, ſo iſt es nunmehr doch der Geiſt, der über die Fälle entſcheidet.

Das Gebiet des Geiſtes erſtreckt ſich ſo weit, als die Natur techniſch iſt, und endigt nicht eher, als wo das organiſche Leben ſich in die formloſe Maſſe verliert und die animaliſchen Kräfte aufhören. Es iſt bekannt, daß alle bewegenden Kräfte im Menſchen untereinander zuſammenhängen, und ſo läßt ſich einſehen, wie der Geiſt — auch nur als Prinzip der willkürlichen Bewegung betrachtet — ſeine Wirkungen durch das ganze Syſtem derſelben fortpflanzen kann. Nicht bloß die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigſtens mittelbar ſeinen Einfluß. Der Geiſt beſtimmt ſie nicht bloß abſichtlich, wenn er handelt, ſondern auch unabſichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für ſich allein kann, wie aus dem Obigen klar iſt, nur für die Schönheit derjenigen Erſcheinungen ſorgen, die ſie ſelbſt uneingeſchränkt nach dem Geſetz der Notwendigkeit zu beſtimmen hat. Aber mit der Willkür tritt der Zufall in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche ſie unter dem Regiment der Freiheit erleidet, nach keinen andern als ihren eignen Geſetzen erfolgen, ſo erfolgen ſie doch nicht mehr aus dieſen Geſetzen. Da es jetzt auf den Geiſt ankommt, welchen Gebrauch er von ſeinen Werkzeugen machen will, ſo kann die Natur über denjenigen Teil der Schönheit, welcher von dieſem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten und alſo auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und ſo würde der Menſch in Gefahr ſchweben, gerade da, wo er ſich durch den Gebrauch ſeiner Freiheit zu dem reinen Intelli-

genzen erhebt, als Erſcheinung zu ſinken und in dem Urteile des Geſchmacks zu verlieren, was er vor dem Richterſtuhl der Vernunft gewinnt. Die durch ſein Handeln erfüllte Beſtimmung würde ihm einen Vorzug koſten, den die in ſeinen Bau bloß angekündigte Beſtimmung begünſtigte; und wenn gleich dieſer Vorzug nur ſinnlich iſt, ſo haben wir doch gefunden, daß ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung erteilt. Eines ſo groben Widerſpruchs macht ſich die übereinſtimmungliebende Natur nicht ſchuldig, und was in dem Reiche der Vernunft harmoniſch iſt, wird ſich durch keinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Indem alſo die Perſon oder das freie Prinzipium im Menſchen es auf ſich nimmt, das Spiel der Erſcheinungen zu beſtimmen, und durch ſeine Dazwiſchenkunft der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beſchützen, ſo tritt es ſelbſt an die Stelle der Natur und übernimmt (wenn mir dieſer Ausdruck erlaubt iſt) mit den Rechten derſelben einen Teil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geiſt die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in ſein Schickſal verwickelt und von ſeinen Zuſtänden abhängen läßt, macht er ſich gewiſſermaßen ſelbſt zur Erſcheinung und bekennt ſich als einen Untertan des Geſetzes, welches an alle Erſcheinungen ergehet. Um ſeiner ſelbſt willen macht er ſich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in ſeinem Dienſte Natur bleiben zu laſſen und ſie ihrer früheren Pflicht nie entgegen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erſcheinungen, weil das ihr entſprechende Bedürfnis im Subjekte in der Vernunft ſelbſt gegründet und daher allgemein und notwendig iſt. Ich nenne ſie eine frühere Pflicht, weil der Sinn ſchon geurteilt hat, ehe der Verſtand ſein Geſchäft beginnt.

Die Freiheit regiert alſo jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele gibt die Schönheit des Spiels. Und nun wiſſen wir auch, was wir unter Anmut und Grazie zu verſtehen haben. Anmut iſt die Schönheit der Geſtalt unter dem Einfluß der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erſcheinungen, die

die Perſon beſtimmt. Die architektoniſche Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmut und Grazie machen ihrem Beſitzer Ehre. Jene iſt ein Talent, dieſe ein perſönliches Verdienſt.

Anmut kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüt kann ſich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dies hindert aber nicht, daß nicht auch feſte und ruhende Züge Anmut zeigen könnten. Dieſe feſten Züge waren urſprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bei oftmaliger Erneuerung habituell wurden und bleibende Spuren eindrückten.*

Aber nicht alle Bewegungen am Menſchen ſind der Grazie fähig. Grazie iſt immer nur die Schönheit der durch Freiheit bewegten Geſtalt, und Bewegungen, die bloß der Natur angehören, können nie dieſen Namen verdienen. Es iſt zwar an dem, daß ein lebhafter Geiſt ſich zuletzt beinahe aller Bewegungen ſeines Körpers bemächtigt, aber wenn die Kette ſehr lang wird, wodurch ſich ein ſchöner Zug an moraliſche Empfindungen anſchließt, ſo wird er eine Eigenſchaft des Baues und läßt ſich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet ſich der Geiſt ſogar ſeinen Körper,

* Daher nimmt Home den Begriff der Anmut viel zu eng an, wenn er (Grundſätze d. Kritik. II. 39. Neueſte Ausgabe) ſagt: „daß, wenn die anmutigſte Perſon in Ruhe ſei und ſich weder bewege noch ſpreche, wir die Eigenſchaft der Anmut, wie die Farbe im Finſtern, aus den Augen verlieren.“ Nein, wir verlieren ſie nicht aus den Augen, ſolange wir an der ſchlafenden Perſon die Züge wahrnehmen, die ein wohlwollender ſanfter Geiſt gebildet hat; und gerade der ſchätzbarſte Teil der Grazie bleibt übrig, derjenige nämlich, der ſich aus Gebärden zu Zügen verfeſtete und alſo die Fertigkeit des Gemüts in ſchönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr Berichtiger des Homiſchen Werks ſeinen Autor durch die Bemerkung zurecht zu weiſen glaubte, (ſiehe in demſelben Band S. 459) „daß ſich die Anmut nicht bloß auf willkürliche Bewegungen einſchränke, daß eine ſchlafende Perſon nicht aufhöre reizend zu ſein,“ — und warum? „weil während dieſes Zuſtandes die unwillkürlichen, ſanften und eben deswegen deſto anmutigern Bewegungen erſt recht ſichtbar werden,“ ſo hebt er den Begriff der Grazie ganz auf, den Home bloß zu ſehr einſchränkte. Unwillkürliche Bewegungen im Schlafe, wenn es nicht mechaniſche Wiederholungen von willkürlichen ſind, können nie anmutig ſein, weit entfernt, daß ſie es vorzugsweiſe ſein könnten, und wenn eine ſchlafende Perſon reizend iſt, ſo iſt ſie es keineswegs durch die Bewegungen, die ſie macht, ſondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen.

und der Bau ſelbſt muß dem Spiele folgen, ſo daß ſich die Anmut zuletzt nicht ſelten in architektoniſche Schönheit verwandelt.

So, wie ein feindſeliger, mit ſich uneiniger Geiſt ſelbſt die erhabenſte Schönheit des Baues zugrund richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meiſterſtück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, ſo ſieht man auch zuweilen das heitre und in ſich harmoniſche Gemüt der durch Hinderniſſe gefeſſelten Technik zu Hilfe kommen, die Natur in Freiheit ſetzen und die noch eingewickelte, gedrückte Geſtalt mit göttlicher Glorie auseinanderbreiten. Die plaſtiſche Natur des Menſchen hat unendlich viele Hilfsmittel in ſich ſelbſt, ihr Verſäumnis herein zu bringen und ihre Fehler zu verbeſſern, ſobald nur der ſittliche Geiſt ſie in ihrem Bildungswerk unterſtützen oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die verfeſteten Bewegungen (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmut nicht ausgeſchloſſen ſind, ſo könnte es das Anſehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der anſcheinenden oder nachgeahmten Bewegungen (die flammichten oder geſchlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie Mendelsſohn auch wirklich behauptet.* Aber dadurch würde der Begriff der Anmut zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn alle Schönheit iſt zuletzt bloß eine Eigenſchaft der wahren oder anſcheinenden (objektiven oder ſubjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweiſen hoffe. Anmut aber können nur ſolche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entſprechen.

Die Perſon — man weiß, was ich damit andeuten will — ſchreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn ſie eine vorgeſtellte Wirkung in der Sinnenwelt realiſieren will, und in dieſem Fall heißen die Bewegungen willkürlich oder abgezweckt; oder ſolche erfolgen, ohne den Willen der Perſon, nach einem Geſetz der Notwendigkeit — aber auf Veranlaſſung

* Philoſ. Schriften I. 90.

einer Empfindung; dieſe nenne ich ſympathetiſche Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkürlich und in einer Empfindung gegründet ſind, ſo darf man ſie doch mit denjenigen nicht verwechſeln, welche das ſinnliche Gefühlvermögen und der Naturtrieb beſtimmt; denn der Naturtrieb iſt kein freies Prinzip, und was er verrichtet, das iſt keine Handlung der Perſon. Unter den ſympathetiſchen Bewegungen, von denen hier die Rede iſt, will ich alſo nur diejenigen verſtanden haben, welche der moraliſchen Empfindung oder der moraliſchen Geſinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entſteht nun, welche von dieſen beiden Arten der in der Perſon gegründeten Bewegungen iſt der Anmut fähig?

Was man beim Philoſophieren notwendig voneinander trennen muß, iſt darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen ſelten ohne ſympathetiſche, weil der Wille als die Urſache von jenen ſich nach moraliſchen Empfindungen beſtimmt, aus welchen dieſe entſpringen. Indem eine Perſon ſpricht, ſehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Geſichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper mitſprechen, und der mimiſche Teil der Unterhaltung wird nicht ſelten für den beredtſten geachtet. Aber auch ſelbſt eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine ſympathetiſche anzuſehen ſein, und dies geſchieht alsdann, wenn ſich etwas Unwillkürliches in das Willkürliche derſelben mit einmiſcht.

Die Art und Weiſe nämlich, wie eine willkürliche Bewegung vollzogen wird, iſt durch ihren Zweck nicht ſo genau beſtimmt, daß es nicht mehrere Arten geben ſollte, nach denen ſie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbeſtimmt gelaſſen iſt, kann durch den Empfindungszuſtand der Perſon ſympathetiſch beſtimmt werden und alſo zu einem Ausdruck desſelben dienen. Indem ich meinen Arm ausſtrecke, um einen Gegenſtand in Empfang zu nehmen, ſo führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Abſicht, die ich damit erreichen will, vorgeſchrieben. Aber

welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenſtand nehmen und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen laſſen — wie geſchwind oder langſam, und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in dieſe genaue Berechnung laſſe ich mich in dem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird alſo hier etwas anheimgeſtellt. Auf irgend eine Art und Weiſe muß aber doch dieſes durch den bloßen Zweck nicht Beſtimmte entſchieden werden, und hier alſo kann meine Art zu empfinden den Ausſchlag geben und durch den Ton, den ſie angibt, die Art und Weiſe der Bewegung beſtimmen. Der Anteil nun, den der Empfindungszuſtand der Perſon an einer willkürlichen Bewegung hat, iſt das Unwillkürliche an derſelben, und er iſt auch das, worin man die Grazie zu ſuchen hat.

Eine willkürliche Bewegung, wenn ſie ſich nicht zugleich mit einer ſympathetiſchen verbindet oder, was eben ſoviel ſagt, nicht mit etwas Unwillkürlichem, das in dem moraliſchen Empfindungszuſtand der Perſon ſeinen Grund hat, vermiſchet, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zuſtand im Gemüt als Urſache erfodert wird. Die willkürliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüts, welche alſo vergangen iſt, wenn die Bewegung geſchieht.

Die ſympathetiſche Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüts und den Empfindungszuſtand desſelben, durch den es zu dieſer Handlung vermocht wird, und muß daher mit beiden als gleichlaufend betrachtet werden.

Es erhellt ſchon daraus, daß die erſte, die nicht von der Geſinnung der Perſon unmittelbar ausfließt, auch keine Darſtellung derſelben ſein kann. Denn zwiſchen die Geſinnung und die Bewegung ſelbſt tritt der Entſchluß, der, für ſich betrachtet, etwas ganz Gleichgültiges iſt; die Bewegung iſt Wirkung des Entſchluſſes und des Zweckes, nicht aber der Perſon und der Geſinnung.

Die willkürliche Bewegung iſt mit der ihr vorangehenden Geſinnung zufällig, die begleitende hingegen notwendig damit ver-

bunden. Jene verhält ſich zum Gemüt wie das konventionelle Sprachzeichen zu dem Gedanken, den es ausdrückt; die ſympathetiſche oder begleitende hingegen wie der leidenſchaftliche Laut zu der Leidenſchaft. Jene iſt daher nicht ihrer Natur, ſondern bloß ihrem Gebrauch nach Darſtellung des Geiſtes. Alſo kann man auch nicht wohl ſagen, daß der Geiſt in einer willkürlichen Bewegung ſich offenbare, da ſie nur die Materie des Willens (den Zweck) nicht aber die Form des Willens (die Geſinnung) ausdrückt. Von der letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren.*

Daher wird man aus den Reden eines Menſchen zwar abnehmen können, für was er will gehalten ſein, aber das, was er wirklich iſt, muß man aus dem mimiſchen Vortrag ſeiner Worte und aus ſeinen Gebärden, alſo aus Bewegungen, die er nicht will, zu erraten ſuchen. Erfährt man aber, daß ein Menſch auch ſeine Geſichtszüge wollen kann, ſo traut man ſeinem Geſicht von dem Augenblick dieſer Entdeckung an nicht mehr und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck ſeiner Geſinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Menſch durch Kunſt und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen ſeinem Willen unterwirft und gleich einem geſchickten Taſchenſpieler, welche Geſtalt er will, auf den mimiſchen Spiegel ſeiner Seele fallen laſſen kann. Aber an einem ſolchen Menſchen iſt dann auch alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunſt verſchlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur d. i. unwillkürlich

* Wenn ſich eine Begebenheit vor einer zahlreichen Geſellſchaft ereignet, ſo kann es ſich treffen, daß jeder Anweſende von der Geſinnung der handelnden Perſonen ſeine eigene Meinung hat; ſo zufällig ſind willkürliche Bewegungen mit ihrer moraliſchen Urſache verbunden. Wenn hingegen einem aus dieſer Geſellſchaft ein ſehr geliebter Freund oder ein ſehr verhaßter Feind unerwartet in die Augen fiele, ſo würde der unzweideutige Ausdruck ſeines Geſichts die Empfindungen ſeines Herzens ſchnell und beſtimmt an den Tag legen, und das Urteil der ganzen Geſellſchaft über den gegenwärtigen Empfindungszuſtand dieſes Menſchen würde wahrſcheinlich völlig einſtimmig ſein: denn der Ausdruck iſt hier mit ſeiner Urſache im Gemüt durch Naturnotwendigkeit verbunden.

ſein (wenigſtens ſo ſcheinen), und das Subjekt ſelbſt darf nie ſo ausſehen, als wenn es um ſeine Anmut wüßte.

Daraus erſieht man auch beiläufig, was man von der nachgeahmten oder gelernten Anmut (die ich die theatraliſche und die Tanzmeiſtergrazie nennen möchte) zu halten habe. Sie iſt ein würdiges Gegenſtück zu derjenigen Schönheit, die am Putztiſch aus Karmin und Bleiweiß, falſchen Locken, Fausses Gorges und Wallfiſchrippen hervorgeht, und verhält ſich ohngefähr ebenſo zu der wahren Anmut, wie die Toiletten-Schönheit ſich zu der architektoniſchen verhält.* Auf einen ungeübten Sinn können beide

* Ich bin ebenſo weit entfernt, bei dieſer Zuſammenſtellung dem Tanzmeiſter ſein Verdienſt um die wahre Grazie, als dem Schauſpieler ſeinen Anſpruch darauf abzuſtreiten. Der Tanzmeiſter kommt der wahren Anmut unſtreitig zu Hülfe, indem er dem Willen die Herrſchaft über ſeine Werkzeuge verſchafft und die Hinderniſſe hinwegräumt, welche die Maſſe und Schwerkraft dem Spiel der lebendigen Kräfte entgegen ſetzen. Er kann dies nicht anders als nach Regeln verrichten, welche den Körper in einer heilſamen Zucht erhalten, und, ſo lange die Trägheit widerſtrebt, ſteif, d. i. zwingend ſein und auch ſo ausſehen dürfen. Entläßt er aber den Lehrling aus ſeiner Schule, ſo muß die Regel bei dieſem ihren Dienſt ſchon geleiſtet haben, daß ſie ihn nicht in die Welt zu begleiten braucht: kurz das Werk der Regel muß in Natur übergehen. Die Geringſchätzung, mit der ich von der theatraliſchen Grazie rede, gilt nur der nachgeahmten, und dieſe nehme ich keinen Anſtand, auf der Schaubühne wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daß mir der Schauſpieler nicht gefällt, der ſeine Grazie, geſetzt daß ihm die Nachahmung auch noch ſo ſehr gelungen ſei, an der Toilette ſtudiert hat. Die Foderungen, die wir an den Schauſpieler machen, ſind: 1. Wahrheit der Darſtellung und 2. Schönheit der Darſtellung. Nun behaupte ich, daß der Schauſpieler, was die Wahrheit der Darſtellung betrifft, alles durch Kunſt und nichts durch Natur hervorbringen müſſe, weil er ſonſt gar nicht Künſtler iſt; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder ſehe, daß er, der einen wütenden Guelfo meiſterhaft ſpielte, ein Menſch von ſanftem Charakter iſt; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, daß er, was die Schönheit der Darſtellung betrifft, der Kunſt gar nichts zu danken haben dürfe, und daß hier alles an ihm freiwilliges Werk der Natur ſein müſſe. Wenn es mir bei der Wahrheit ſeines Spiels beifällt, daß ihm dieſer Charakter nicht natürlich iſt, ſo werde ich ihn nur um ſo höher ſchätzen; wenn es mir bei der Schönheit ſeines Spiels beifällt, daß ihm dieſe anmutigen Bewegungen nicht natürlich ſind, ſo werde ich mich nicht enthalten können, über den Menſchen zu zürnen, der hier den Künſtler zu Hilfe nehmen mußte. Die Urſache iſt, weil das Weſen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verſchwindet und weil die Grazie doch eine Foderung iſt, die wir uns an den bloßen Menſchen zu machen berechtigt glauben. Was werde

völlig denſelben Effekt machen, wie das Original, das ſie nachahmen, und iſt die Kunſt groß, ſo kann ſie auch zuweilen den Kenner betrügen. Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die Abſicht hervor, und dann iſt Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daß die architektoniſche Schönheit gemacht iſt, ſo ſehen wir gerade ſo viel von der Menſchheit (als Erſcheinung) verſchwunden, als aus einem fremden Naturgebiet zu derſelben geſchlagen worden iſt — und wie ſollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen Tauſch betrachten, wobei ein Teil der Menſchheit für gemeine Natur iſt hingegeben worden? Wie ſollten wir, wenn wir auch die Wirkung verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daß die Anmut erkünſtelt iſt, ſo ſchließt ſich plötzlich unſer Herz, und zurücke flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geiſt ſehen wir plötzlich Materie geworden und ein Wolkenbild aus einer himmliſchen Juno.

Ob aber gleich die Anmut etwas Unwillkürliches ſein oder ſcheinen muß, ſo ſuchen wir ſie doch nur bei Bewegungen, die mehr oder weniger von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewiſſen Gebärdenſprache Grazie bei und ſpricht von einem anmutigen Lächeln und einem reizenden Erröten, welches doch beides ſympathetiſche Bewegungen ſind, worüber nicht der Wille, ſondern die Empfindung entſcheidet. Allein nicht zu rechnen, daß jenes doch in unſerer Gewalt iſt, und daß noch gezweifelt werden kann, ob dieſes auch eigentlich zur Anmut gehöre, ſo ſind doch bei weitem die mehrern Fälle, in welchen ſich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkürlichen Bewegungen. Man

ich aber nun dem mimiſchen Künſtler antworten, der gern wiſſen möchte, wie er, da er ſie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen ſoll? Er ſoll, iſt meine Meinung, zuerſt dafür ſorgen, daß die Menſchheit in ihm ſelbſt zur Zeitigung komme, und dann ſoll er hingehen und (wenn es ſonſt ſein Beruf iſt) ſie auf der Schaubühne repräſentieren.

fodert Anmut von der Rede und vom Geſang, von dem willkürlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bei jedem freien Gebrauch derſelben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menſchen, inſofern es in ſeiner Gewalt iſt. Von denjenigen Bewegungen am Menſchen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt auf ſeine eigene Hand ausführet und die alſo auch ihrem Urſprung nach ſinnlich ſind, verlangen wir etwas ganz anders als Anmut, wie ſich nachher entdecken wird. Dergleichen Bewegungen gehören der Natur und nicht der Perſon an, aus der doch allein alle Grazie quellen muß.

Wenn alſo die Anmut eine Eigenſchaft iſt, die wir von willkürlichen Bewegungen fodern, und wenn auf der andern Seite von der Anmut ſelbſt doch alles Willkürliche verbannt ſein muß, ſo werden wir ſie in demjenigen, was bei abſichtlichen Bewegungen unabſichtlich, zugleich aber einer moraliſchen Urſache im Gemüt entſprechend iſt, aufzuſuchen haben.

Dadurch wird übrigens bloß die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu ſuchen hat; aber eine Bewegung kann alle dieſe Eigenſchaften haben, ohne deswegen anmutig zu ſein. Sie iſt dadurch bloß ſprechend (mimiſch).

Sprechend (im weiteſten Sinne) nenne ich jede Erſcheinung am Körper, die einen Gemütszuſtand begleitet und ausdrückt. In dieſer Bedeutung ſind alſo alle ſympathetiſche Bewegungen ſprechend, ſelbſt diejenigen, welche bloßen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch tieriſche Bildungen ſprechen, indem ihr Äußres das Innre offenbart. Hier aber ſpricht bloß die Natur, nie die Freiheit. In der permanenten Geſtalt und in den feſten architektoniſchen Zügen des Tieres kündigt die Natur ihren Zweck, in den mimiſchen Zügen das erwachte oder geſtillte Bedürfnis an. Der Ring der Notwendigkeit geht durch das Tier wie durch die Pflanze, ohne durch eine Perſon unterbrochen zu werden. Die Indi-

vidualität seines Daseins ist nur die besondre Vorstellung allgemeinen Naturbegriffs; die Eigentümlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes bloß Beispiel einer Ausführung des Naturzwecks unter bestimmten Naturbedingungen.

Sprechend im engern Sinn ist nur die menschliche Bildung und diese auch nur in denjenigen ihrer Erscheinungen, die seinen moralischen Empfindungszustand begleiten und demselben zum Ausdruck dienen.

Nur in diesen Erscheinungen: denn in allen andern steht der Mensch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenwesen. In seiner permanenten Gestalt und in seinen architektonischen Zügen legt bloß die Natur, wie beim Tier und allen organischen Wesen, ihre Absicht vor. Die Absicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen als bei diesen und die Verbindung der Mittel zu Erreichung derselben kunstreicher und verwickelter sein; dies alles kommt bloß auf Rechnung der Natur, und kann ihm selbst zu keinem Vorzug gereichen.

Bei dem Tiere und der Pflanze gibt die Natur nicht bloß die Bestimmung an, sondern führt sie auch allein aus. Dem Menschen aber giebt sie bloß die Bestimmung und überläßt ihm selbst die Erfüllung derselben. Dies allein macht ihn zum Menschen.

Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Notwendigkeit, der für bloße Naturwesen unzerreißbar ist, durch seinen Willen zu greifen und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen. Der Akt, durch den er dieses wirkt, heißt vorzugsweise eine Handlung, und diejenigen seiner Verrichtungen, die aus einer solchen Handlung herfließen, ausschließungsweise, seine Taten. Er kann also, daß er eine Person ist, bloß durch seine Taten beweisen.

Die Bildung des Tiers drückt nicht nur den Begriff seiner Bestimmung, sondern auch das Verhältnis seines gegenwärtigen Zustandes zu dieser Bestimmung aus. Da nun bei dem Tiere

die Natur die Beſtimmung zugleich gibt und erfüllt, ſo kann die Bildung des Tiers nie etwas anders als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menſchen zwar die Beſtimmung gibt, aber die Erfüllung derſelben in ſeinen Willen ſtellt, ſo kann das gegenwärtige Verhältnis ſeines Zuſtandes zu ſeiner Beſtimmung nicht Werk der Natur, ſondern muß ſein eigenes Werk ſein. Der Ausdruck dieſes Verhältniſſes in ſeiner Bildung gehört alſo nicht der Natur ſondern ihm ſelbſt an, das iſt, es iſt ein perſönlicher Ausdruck. Wenn wir alſo aus dem architektoniſchen Teil ſeiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabſichtet hat, ſo erfahren wir aus dem mimiſchen Teil derſelben, was er ſelbſt zu Erfüllung dieſer Abſicht getan hat.

Bei der Geſtalt des Menſchen begnügen wir uns alſo nicht damit, daß ſie uns bloß den allgemeinen Begriff der Menſchheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung desſelben an dieſem Individuum wirkte, vor Augen ſtelle, denn das würde er mit jeder techniſchen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von ſeiner Geſtalt, daß ſie uns zugleich offenbare, inwieweit er in ſeiner Freiheit dem Naturzweck entgegenkam, d. i. daß ſie Charakter zeige. In dem erſtern Fall ſieht man wohl, daß die Natur es mit ihm auf einen Menſchen anlegte, aber nur aus dem zweiten ergibt ſich, ob er es wirklich geworden iſt.

Die Bildung eines Menſchen iſt alſo nur inſoweit ſeine Bildung, als ſie mimiſch iſt; aber auch ſoweit ſie mimiſch iſt, iſt ſie ſein. Denn, wenngleich der größere Teil dieſer mimiſchen Züge, ja, wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm alſo ſchon als bloßem Tiere zukommen könnten, ſo war er beſtimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch ſeine Freiheit einzuſchränken. Die Gegenwart ſolcher Züge beweiſt alſo den Nichtgebrauch jener Fähigkeit und die Nichterfüllung jener Beſtimmung; iſt alſo ebenſo gewiß moraliſch ſprechend, als die Unterlaſſung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung iſt.

Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele sind, muß man die stummen Züge unterscheiden, die bloß die plastische Natur, insofern sie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge stumm, weil sie als unverständliche Chiffern der Natur von dem Charakter schweigen. Sie zeigen bloß die Eigentümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung und reichen oft für sich allein schon hin, das Individuum zu unterscheiden, aber von der Person können sie nie etwas offenbaren. Für den Physiognomen sind diese stummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Physiognome nicht bloß wissen will, was der Mensch selbst aus sich gemacht, sondern auch, was die Natur für und gegen ihn getan hat.

Es ist nicht so leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören und die sprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der gesetzlose Affekt streiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die Natur mit unermüdeter stiller Tätigkeit erbaute, wird oft wieder umgerissen von der Freiheit, die gleich einem anschwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geist verschafft sich auf alle körperlichen Bewegungen Einfluß und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale und ein tätiger Geist völlig durchgearbeitet haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das Generische, die ganze Individualität der Ausführung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, daß an einer solchen Gestalt alles Seele sei.

Dagegen zeigen uns jene zugestutzten Zöglinge der Regel (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menschheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überall

nichts als den Finger der Natur. Die geſchäftloſe Seele iſt ein beſcheidener Gaſt in ihrem Körper und ein friedlicher ſtiller Nachbar der ſich ſelbſt überlaſſenen Bildungskraft. Kein anſtrengender Gedanke, keine Leidenſchaft greift in den ruhigen Takt des phyſiſchen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr geſetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geiſtes keine beträchtliche Konſumtion der Kräfte verurſacht, ſo wird die Ausgabe nie die Einnahme überſteigen, vielmehr die tieriſche Ökonomie immer Überſchuß haben. Für den ſchmalen Gehalt von Glückſeligkeit, den ſie ihm auswirft, macht der Geiſt den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und ſein ganzer Ruhm iſt, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleiſtet wird alſo werden, was die Organiſation immer leiſten kann, und florieren wird das Geſchäft der Ernährung und Zeugung. Ein ſo glückliches Einverſtändnis zwiſchen der Naturnotwendigkeit und der Freiheit kann der architektoniſchen Schönheit nicht anders als günſtig ſein, und hier iſt es auch, wo ſie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiß, einen ewigen Krieg mit den beſondern oder den organiſchen, und die kunſtreichſte Technik wird endlich von der Kohäſion und Schwerkraft bezwungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, als bloßes Naturprodukt, ihre beſtimmten Perioden der Blüte, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beſchleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende iſt, daß die Maſſe allmählich über die Form Meiſter wird und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgeſpeicherten Stoff ſich ſein eigenes Grab bereitet.*

* Daher man auch mehrenteils finden wird, daß ſolche Schönheiten des Baues ſich ſchon im mittlern Alter durch Obeſität ſehr merklich vergröbern, daß, anſtatt jener kaum angedeuteten zarten Lineamente der Haut, ſich Gruben einſenken und wurſtförmige Falten aufwerfen, daß das Gewicht unvermerkt auf die Form Einfluß bekömmt und das reizende mannigfache Spiel ſchöner Linien auf der Oberfläche ſich in einem gleichförmig ſchwellenden Polſter von Fette verliert. Die Natur nimmt wieder, was ſie gegeben hat.

Ob indessen gleich kein einzelner stummer Zug Ausdruck des Geistes ist, so ist eine solche stumme Bildung doch im ganzen charakteristisch; und zwar aus eben dem Grunde, warum eine sinnlich sprechende es ist. Der Geist nämlich soll tätig sein und soll moralisch empfinden; und also zeugt es von seiner Schuld,

---

Ich bemerke beiläufig, daß etwas Ähnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in seinem Ursprunge, wie in seinen Wirkungen mit der architektonischen Schönheit vieles gemein hat. Wie diese, so ist auch jenes ein bloßes Naturerzeugnis, und nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen ist, gerade am höchsten schätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz, das Genie mehr als erworbene Kraft des Geistes bewundert. Beide Günstlinge der Natur werden bei allen ihren Unarten (wodurch sie nicht selten ein Gegenstand verdienter Verachtung sind) als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet, weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind und daher über alle Wahl hinaus liegen.

Aber wie es der architektonischen Schönheit ergeht, wenn sie nicht zeitig dafür Sorge trägt, sich an der Grazie eine Stütze und eine Stellvertreterin heranzuziehen, ebenso ergeht es auch dem Genie, wenn es sich durch Grundsätze, Geschmack und Wissenschaft zu stärken verabsäumt. War seine ganze Ausstattung eine lebhafte und blühende Einbildungskraft (und die Natur kann nicht wohl andre als sinnliche Vorzüge erteilen), so mag es beizeiten darauf denken, sich dieses zweideutigen Geschenks durch den einzigen Gebrauch zu versichern, wodurch Naturgaben Besitzungen des Geistes werden können; dadurch, meine ich, daß es der Materie Form erteilt; denn der Geist kann nichts, als was Form ist, sein eigen nennen. Durch keine verhältnismäßige Kraft der Vernunft beherrscht, wird die wildaufgeschossene üppige Naturkraft über die Freiheit des Verstandes hinauswachsen, und sie ebenso ersticken, wie bei der architektonischen Schönheit die Masse endlich die Form unterdrückt.

Die Erfahrung, denke ich, liefert hievon reichlich Belege, besonders an denjenigen Dichter-Genien, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und wo, wie bei mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei, und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammichte und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Stoff sich zur Form veredelt und der bildende Geist in der Anschauung Ideen niedergelegt habe, sind sie, wie jedes andre Naturprodukt, der Materie anheim gefallen, und die vielversprechenden Meteore erscheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die poetisierende Einbildungskraft sinkt zuweilen auch ganz zu dem Stoff zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und verschmäht es nicht, der Natur bei einem andern solidern Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht recht mehr gelingen will.

wenn ſeine Bildung davon keine Spuren aufweiſt. Wenn uns alſo gleich der reine und ſchöne Ausdruck ſeiner Beſtimmung in der Architektur ſeiner Geſtalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchſte Vernunft, als ihre Urſache, erfüllt, ſo werden beide Empfindungen nur ſo lange ungemiſcht bleiben, als er uns bloße Naturerzeugung iſt. Denken wir ihn uns aber als moraliſche Perſon, ſo ſind wir berechtigt, einen Ausdruck derſelben in ſeiner Geſtalt zu erwarten, und ſchlägt dieſe Erwartung fehl, ſo wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Bloß organiſche Weſen ſind uns ehrwürdig als Geſchöpfe, der Menſch aber kann es uns nur als Schöpfer (d. i. als Selbſturheber ſeines Zuſtandes) ſein. Er ſoll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenweſen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die Göttliche wäre, ſondern er ſoll, gleich einem Sonnenkörper, von ſeinem eigenen Lichte glänzen.

Eine ſprechende Bildung wird alſo von dem Menſchen gefodert, ſobald man ſich ſeiner ſittlichen Beſtimmung bewußt wird; aber es muß zugleich eine Bildung ſein, die zu ſeinem Vorteile ſpricht, d. i. die eine, ſeiner Beſtimmung gemäße Empfindungsart, eine moraliſche Fertigkeit, ausdrückt. Dieſe Anfoderung macht die Vernunft an die Menſchenbildung.

Der Menſch iſt aber als Erſcheinung zugleich Gegenſtand des Sinnes. Wo das moraliſche Gefühl Befriedigung findet, da will das äſthetiſche nicht verkürzt ſein, und die Übereinſtimmung mit einer Idee darf in der Erſcheinung kein Opfer koſten. So ſtreng alſo auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fodert, ſo unnachlaßlich fodert das Auge Schönheit. Da dieſe beiden Foderungen an dasſelbe Objekt, obgleich von verſchiedenen Inſtanzen der Beurteilung, ergehen, ſo muß auch durch eine und dieſelbe Urſache für beider Befriedigung geſorgt ſein. Diejenige Gemütsverfaſſung des Menſchen, wodurch er am fähigſten wird, ſeine Beſtimmung als moraliſche Perſon zu erfüllen, muß einen ſolchen Ausdruck geſtatten, der ihm auch, als bloßer Erſcheinung,

am vorteilhafteſten iſt. Mit andern Worten: ſeine ſittliche Fertigkeit muß ſich durch Grazie offenbaren.

Hier iſt es nun, wo die große Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moraliſchſprechender Bewegungen ergibt ſich, daß ſie eine moraliſche Urſache haben müſſen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; ebenſo ergibt ſich aus dem Begriffe der Schönheit, daß ſie keine andre als ſinnliche Urſache habe, und ein völlig freier Natureffekt ſein oder doch ſo erſcheinen müſſe. Wenn aber der letzte Grund moraliſchſprechender Bewegungen notwendig außerhalb, der letzte Grund der Schönheit ebenſo notwendig innerhalb der Sinnenwelt liegt, ſo ſcheint die Grazie, welche beides verbinden ſoll, einen offenbaren Widerſpruch zu enthalten.

Um ihn zu heben, wird man alſo annehmen müſſen, „daß die moraliſche Urſache im Gemüte, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zuſtand notwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in ſich enthält". Das Schöne ſetzt nämlich, wie ſich von allem Sinnlichen verſteht, gewiſſe Bedingungen und, inſofern es das Schöne iſt, auch bloß ſinnliche Bedingungen voraus. Daß nun der Geiſt (nach einem Geſetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zuſtand, worin er ſich ſelbſt befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorſchreibt, und daß der Zuſtand moraliſcher Fertigkeit in ihm gerade derjenige iſt, durch den die ſinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und das allein iſt ſeine Handlung. Daß aber wirklich Schönheit daraus wird, das iſt Folge jener ſinnlichen Bedingungen, alſo freie Naturwirkung. Weil aber die Natur bei willkürlichen Bewegungen, wo ſie als Mittel behandelt wird, um einen Zweck auszuführen, nicht wirklich frei heißen kann, und weil ſie bei den unwillkürlichen Bewegungen, die das Moraliſche ausdrücken, wiederum nicht frei heißen kann, ſo iſt die Freiheit, mit der ſie ſich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen demungeachtet äußert, eine Zulaſſung von

ſeiten des Geiſtes. Man kann alſo ſagen, daß die Grazie eine Gunſt ſei, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, ſo wie die architektoniſche Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer techniſchen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dies durch eine bildliche Vorſtellung zu erläutern. Wenn ein monarchiſcher Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daß, obgleich alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger ſich doch überreden kann, daß er nach ſeinem eigenen Sinne lebe und bloß ſeiner Neigung gehorche, ſo nennt man dies eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr dieſen Namen zu geben, wenn entweder der Regent ſeinen Willen gegen die Neigung des Bürgers oder der Bürger ſeine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem erſten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweiten wäre ſie gar nicht Regierung.

Es iſt nicht ſchwer, die Anwendung davon auf die menſchliche Bildung unter dem Regiment des Geiſtes zu machen. Wenn ſich der Geiſt in der von ihm abhängenden ſinnlichen Natur auf eine ſolche Art äußert, daß ſie ſeinen Willen aufs treueſte ausrichtet und ſeine Empfindungen auf das ſprechendſte ausdrückt, ohne doch gegen die Anfoderungen zu verſtoßen, welche der Sinn an ſie, als an Erſcheinungen, macht, ſo wird dasjenige entſtehen, was man Anmut nennt. Man würde aber gleich weit entfernt ſein, es Anmut zu nennen, wenn entweder der Geiſt ſich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte oder wenn dem freien Effekt der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geiſtes fehlte. Denn in dem erſten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweiten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es iſt alſo immer nur der überſinnliche Grund im Gemüte, der die Grazie ſprechend, und immer nur ein bloß ſinnlicher Grund in der Natur, der ſie ſchön macht. Es läßt ſich ebenſo wenig ſagen, daß der Geiſt die Schönheit erzeuge, als man, im angeführten Fall, von dem Herrſcher ſagen kann, daß er Freiheit

hervorbringe; denn Freiheit kann man einem zwar laſſen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens ſich frei fühlt, größtenteils in der Geſinnung des Herrſchers liegt und eine entgegengeſetzte Denkart des letztern jener Freiheit nicht ſehr günſtig ſein würde, ebenſo müſſen wir auch die Schönheit der freien Bewegungen in der ſittlichen Beſchaffenheit des ſie diktierenden Geiſtes aufſuchen. Und nun entſteht die Frage, was dies wohl für eine perſönliche Beſchaffenheit ſein mag, die den ſinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freiheit verſtattet, und was für moraliſche Empfindungen ſich am beſten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

Soviel leuchtet ein, daß ſich weder der Wille bei der abſichtlichen, noch der Affekt bei der ſympathetiſchen Bewegung gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn ſie ihm mit Schönheit gehorchen ſoll. Schon das allgemeine Gefühl der Menſchen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und was angeſtrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Ebenſo leuchtet ein, daß auf der andern Seite die Natur ſich gegen den Geiſt nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein ſchöner moraliſcher Ausdruck ſtatt haben ſoll; denn wo die bloße Natur herrſcht, da muß die Menſchheit verſchwinden.

Es laſſen ſich in allem dreierlei Verhältniſſe denken, in welchen der Menſch zu ſich ſelbſt, das iſt ſein ſinnlicher Teil zu ſeinem vernünftigen, ſtehen kann. Unter dieſen haben wir dasjenige aufzuſuchen, welches ihn in der Erſcheinung am beſten kleidet, und deſſen Darſtellung Schönheit iſt.

Der Menſch unterdrückt entweder die Foderungen ſeiner ſinnlichen Natur, um ſich den höhern Foderungen ſeiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um und ordnet den vernünftigen Teil ſeines Weſens dem ſinnlichen unter und folgt alſo bloß dem Stoße, womit ihn die Naturwotwendigkeit, gleich den andern Erſcheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern ſetzen ſich mit

den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbständigkeit bewußt wird, so stößt er alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freiheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfodert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten und den nachdrücklich sprechenden Instinkt zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von außen durch Zwang verraten. Eine solche Verfassung des Gemüts kann also der Schönheit nicht günstig sein, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie sein können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freiheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfnis, den Naturtrieb ungebunden über sich herrschen läßt, so verschwindet mit seiner inneren Selbständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Tierheit redet aus dem schwimmenden ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöffneten Munde, aus der erstickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geschwinden Atem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffenden Bau. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freiheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlaß der Selbsttätigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens und noch mehr im Genuß zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich auch die rohe Materie in Freiheit, die durch das Gleichgewicht der tätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden

war. Die toten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das seelestrahlende Auge wird matt oder quillt auch gläsern und stier aus seiner Höhlung hervor, der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Tüncherfarbe, der Mund wird zur bloßen Öffnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Atem sind nichts als Hauche, wodurch die beschwerte Brust sich erleichtern will, und die nun bloß ein mechanisches Bedürfnis, keine Seele verraten. Mit einem Worte: bei der Freiheit, welche die Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der sittliche Wille bloß eingeschränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher stets soviel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird.

Ein Mensch in diesem Zustand empört nicht bloß den moralischen Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachläßlich fodert; auch der ästhetische Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt, sondern in der Form ein freies Vergnügen sucht, wird sich mit Ekel von einem solchen Anblick abwenden, bei welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Menschen erinnert an eine Monarchie, wo die strenge Aufsicht des Herrschers jede freie Regung im Zaum hält; das zweite an eine wilde Ochlokratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorsams gegen den rechtmäßigen Oberherrn so wenig frei, als die menschliche Bildung durch Unterdrückung der moralischen Selbsttätigkeit schön wird; vielmehr nur dem brutaleren Despotismus der untersten Klassen, wie hier die Form der Masse, anheimfällt. So wie die Freiheit zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, so werden wir jetzt auch die Schönheit zwischen der Würde, als dem Ausdruck des herrschenden Geistes, und der Wollust, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nämlich weder die über die Sinnlichkeit herrſchende Vernunft, noch die über die Vernunft herrſchende Sinnlichkeit ſich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, ſo wird (denn es gibt keinen vierten Fall) ſo wird derjenige Zuſtand des Gemüts, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zuſammenſtimmen, die Bedingung ſein, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muß der Gehorſam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Luſt und Schmerz wird der Trieb in Bewegung geſetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung iſt es zwar umgekehrt, und das Vergnügen iſt der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral ſelbſt endlich aufgehört hat, dieſe Sprache zu reden, hat man dem unſterblichen Verfaſſer der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die geſunde Vernunft aus der philoſophierenden wieder hergeſtellt zu haben.

Aber ſo wie die Grundſätze dieſes Weltweiſen von ihm ſelbſt und auch von andern pflegen vorgeſtellt zu werden, ſo iſt die Neigung eine ſehr zweideutige Gefährtin des Sittengefühls und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moraliſchen Beſtimmungen. Wenn der Glückſeligkeitstrieb auch keine blinde Herrſchaft über die Menſchen behauptet, ſo wird er doch bei dem ſittlichen Wahlgeſchäfte gerne mitſprechen wollen und ſo der Reinheit des Willens ſchaden, der immer nur dem Geſetze und nie dem Triebe folgen ſoll. Um alſo völlig ſicher zu ſein, daß die Neigung nicht mit beſtimmte, ſieht man ſie lieber im Krieg als im Einverſtändnis mit dem Vernunftgeſetze, weil es gar zu leicht ſein kann, daß ihre Fürſprache allein ihm ſeine Macht über den Willen verſchaffte. Denn da es beim Sittlichhandeln nicht auf die Geſetzmäßigkeit der Taten, ſondern einzig nur auf die Pflichtmäßigkeit der Geſinnungen ankommt, ſo legt man mit Recht keinen Wert auf die Betrachtung, daß es für die erſte gewöhnlich vorteilhafter ſei, wenn ſich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. So viel ſcheint alſo wohl gewiß zu ſein, daß der Beifall der Sinnlich-

keit, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigstens nicht im Stand ist, sie zu verbürgen. Der sinnliche Ausdruck dieses Beifalls in der Grazie, wird also für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugnis ablegen, und aus dem schönen Vortrag einer Gesinnung oder Handlung wird man nie ihren moralischen Wert erfahren.

Bis hieher glaube ich, mit den Rigoristen der Moral vollkommen einstimmig zu sein, aber ich hoffe dadurch noch nicht zum Latitudinarier zu werden, daß ich die Ansprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft und bei der moralischen Gesetzgebung völlig zurückgewiesen sind, im Felde der Erscheinung und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch zu behaupten versuche.

So gewiß ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daß der Anteil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweist, so glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Anteil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann. Der Mensch nämlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu sein. Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts anders, „als eine Neigung zu der Pflicht". Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenstehen, so ist dies doch in subjektivem Sinn nicht also, und der Mensch *darf* nicht nur, sondern *soll* Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beigesellt. Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, das ist zum Menschen

machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was ſie verbunden hat, auch in den reinſten Äußerungen ſeines göttlichen Teiles den ſinnlichen nicht hinter ſich zu laſſen und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erſt alsdann, wenn ſie aus ſeiner geſamten Menſchheit als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, wenn ſie ihm zur Natur geworden iſt, iſt ſeine ſittliche Denkart geborgen, denn ſo lange der ſittliche Geiſt noch Gewalt anwendet, ſo muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu ſetzen haben. Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufſtehen, aber der verſöhnte iſt wahrhaft überwunden.

In der Kantiſchen Moralphiloſophie iſt die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückſchreckt und einen ſchwachen Verſtand leicht verſuchen könnte, auf dem Wege einer finſtern und mönchiſchen Asketik die moraliſche Vollkommenheit zu ſuchen. Wie ſehr ſich auch der große Weltweiſe gegen dieſe Mißdeutung zu verwahren ſuchte, die ſeinem heitern und freien Geiſt unter allen gerade die empörendſte ſein muß, ſo hat er, deucht mir, doch ſelbſt durch die ſtrenge und grelle Entgegenſetzung beider auf den Willen des Menſchen wirkenden Prinzipien, einen ſtarken (obgleich bei ſeiner Abſicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Über die Sache ſelbſt kann nach den von ihm geführten Beweiſen unter denkenden Köpfen, die überzeugt ſein wollen, kein Streit mehr ſein, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber ſein ganzes Menſchſein aufgeben, als über dieſe Angelegenheit ein anderes Reſultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber ſo rein er bei Unterſuchung der Wahrheit zu Werke ging, und ſo ſehr ſich hier alles aus bloß objektiven Gründen erklärt, ſo ſcheint ihn doch in Darſtellung der gefundenen Wahrheit eine mehr ſubjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumſtänden nicht ſchwer zu erklären iſt.

So wie er nämlich die Moral ſeiner Zeit, im Syſteme und in der Ausübung, vor ſich fand, ſo mußte ihn auf der einen Seite

ein grober Materialismus in den moraliſchen Prinzipien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philoſophen dem ſchlaffen Zeitcharakter zum Kopfkiſſen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfektionsgrundſatz, der, um eine abſtrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realiſieren, über die Wahl der Mittel nicht ſehr verlegen war, ſeine Aufmerkſamkeit erregen. Er richtete alſo dahin, wo die Gefahr am meiſten erklärt und die Reform am dringendſten war, die ſtärkſte Kraft ſeiner Gründe, und machte es ſich zum Geſetze, die Sinnlichkeit ſowohl da, wo ſie mit frecher Stirne dem Sittengefühl Hohn ſpricht, als in der impoſanten Hülle moraliſchlöblicher Zwecke, worin beſonders ein gewiſſer enthuſiaſtiſcher Ordensgeiſt ſie zu verſtecken weiß, ohne Nachſicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwiſſenheit zu belehren, ſondern die Verkehrtheit zurecht zu weiſen. Erſchütterung foderte die Kur, nicht Einſchmeichelung und Überredung; und je härter der Abſtich war, den der Grundſatz der Wahrheit mit den herrſchenden Maximen machte, deſto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako ſeiner Zeit, weil ſie eines Solons noch nicht wert und empfänglich ſchien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder ſo bekannte Moralgeſetz, ſtellte es in ſeiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die ſeinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauſes verſchuldet, daß er nur für die Knechte ſorgte? Weil oft ſehr unreine Neigungen den Namen der Tugend uſurpieren, mußte darum auch der uneigennützige Affekt in der edelſten Bruſt verdächtig gemacht werden? Weil der moraliſche Weichling dem Geſetz der Vernunft gern eine Laxität geben möchte, die es zu einem Spielwerk ſeiner Konvenienz macht, mußte ihm darum eine Rigidität beigelegt werden, die die kraftvolleſte Äußerung moraliſcher Freiheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtſchaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft

ſittliche Menſch eine freiere Wahl zwiſchen Selbſtachtung und Selbſtverwerfung als der Sinnenſklave zwiſchen Vergnügen und Schmerz? Iſt dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen als hier für den verdorbenen? Mußte ſchon durch die imperative Form des Moralgeſetzes die Menſchheit angeklagt und erniedriget werden und das erhabenſte Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit ſein? War es wohl bei dieſer imperativen Form zu vermeiden, daß eine Vorſchrift, die ſich der Menſch als Vernunftweſen ſelbſt gibt, die deswegen allein für ihn bindend und dadurch allein mit ſeinem Freiheitsgefühle verträglich iſt, nicht den Schein eines fremden und poſitiven Geſetzes annahm — einen Schein, der durch ſeinen radikalen Hang, demſelben entgegen zu handeln (wie man ihm ſchuld gibt), ſchwerlich vermindert werden dürfte!*

Es iſt für moraliſche Wahrheiten gewiß nicht vorteilhaft, Empfindungen gegen ſich zu haben, die der Menſch ohne Erröten ſich geſtehen darf. Wie ſollen ſich aber die Empfindungen der Schönheit und Freiheit mit dem auſteren Geiſt eines Geſetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuverſicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, ſtets zu vereinzeln ſtrebt, und nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Teil ſeines Weſens erweckt, ſich der Herrſchaft über den andern verſichert. Die menſchliche Natur iſt ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philoſophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt iſt, ſie erſcheinen zu laſſen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwert verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Menſch da, wo er moraliſch geſunken wäre, nicht wohl in ſeiner eigenen Achtung ſteigen. Wäre die ſinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partei, wie könnte ſie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem

* Siehe das Glaubensbekenntnis des Verfaſſers der Kritik von der menſchlichen Natur in ſeiner neueſten Schrift: Die Offenbarung in den Grenzen der Vernunft. Erſter Abſchnitt.

Triumph hergeben, der über sie selbst gefeiert wird? Wie könnte sie eine so lebhafte Teilnehmerin an dem Selbstbewußtsein des reinen Geistes sein, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewalttätigkeit mehr von ihm trennen kann?

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbarern Zusammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als dem der Erkenntnis, und es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bei der reinen Vernunft erst orientieren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurteil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatze der Moral abzuhören; vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daß beide Prinzipien in ihm sich schon in derjenigen Übereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele verstehet.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein andres Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmütigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt, wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebs, in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr

ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein ſchulgerechter Zögling der Sittenregel, ſo wie das Wort des Meiſters ihn fodert, jeden Augenblick bereit ſein wird, vom Verhältnis ſeiner Handlungen zum Geſetz die ſtrengſte Rechnung abzulegen. Das Leben des letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet ſieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Prinzipien der Kunſt lernen könnte. Aber in einem ſchönen Leben ſind, wie in einem Tizianiſchen Gemälde, alle jene ſchneidenden Grenzlinien verſchwunden, und doch tritt die ganze Geſtalt nur deſto wahrer, lebendiger, harmoniſcher hervor.

In einer ſchönen Seele iſt es alſo, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie iſt ihr Ausdruck in der Erſcheinung. Nur im Dienſt einer ſchönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit beſitzen und ihre Form bewahren, da ſie erſtere unter der Herrſchaft eines ſtrengen Gemüts, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine ſchöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektoniſcher Schönheit mangelt, eine unwiderſtehliche Grazie aus, und oft ſieht man ſie ſelbſt über Gebrechen der Natur triumphieren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, ſanft und dennoch belebt ſein. Heiter und frei wird das Auge ſtrahlen, und Empfindung wird in demſelben glänzen. Von der Sanftmut des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verſtellung erkünſteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken ſein, denn die Seele weiß von keinem. Muſik wird die Stimme ſein und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektoniſche Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erſtaunen erregen, aber nur die Anmut wird hinreißen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menſchen.

Man wird, im ganzen genommen, die Anmut mehr bei dem

weiblichen Geſchlecht (die Schönheit vielleicht mehr bei dem männlichen) finden, wovon die Urſache nicht weit zu ſuchen iſt. Zur Anmut muß ſowohl der körperliche Bau als der Charakter beitragen; jener durch ſeine Biegſamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel geſetzt zu werden, dieſer durch die ſittliche Harmonie der Gefühle. In beiden war die Natur dem Weibe günſtiger als dem Manne.

Der zärtere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck ſchneller und läßt ihn ſchneller wieder verſchwinden. Feſte Konſtitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn ſtarke Muskeln angezogen werden, ſo können ſie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfodert wird. Was in einem weiblichen Geſicht noch ſchöne Empfindſamkeit iſt, würde in einem männlichen ſchon Leiden ausdrücken. Die zarte Fiber des Weibes neigt ſich wie dünnes Schilfrohr unter dem leiſeſten Hauch des Affekts. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das ſprechende Angeſicht, das ſich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Auch der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bei dem Weibe leichter als bei dem Manne erfüllt werden. Selten wird ſich der weibliche Charakter zu der höchſten Idee ſittlicher Reinheit erheben und es ſelten weiter als zu affektionierten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroiſcher Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerſtehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf ſeiten der Neigung iſt, ſo wird es ſich in der Erſcheinung ebenſo ausnehmen, als wenn die Neigung auf ſeiten der Sittlichkeit wäre. Anmut wird alſo der Ausdruck der weiblichen Tugend ſein, der ſehr oft der männlichen fehlen dürfte.

Würde.

So wie die Anmut der Ausdruck einer ſchönen Seele iſt, ſo iſt Würde der Ausdruck einer erhabenen Geſinnung.

Es iſt dem Menſchen zwar aufgegeben, eine innige Übereinſtimmung zwiſchen ſeinen beiden Naturen zu ſtiften, immer ein harmonierendes Ganze zu ſein und mit ſeiner vollſtimmigen ganzen Menſchheit zu handeln. Aber dieſe Charakterſchönheit, die reifſte Frucht ſeiner Humanität, iſt bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachſamkeit ſtreben, aber die er bei aller Anſtrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, iſt die unveränderliche Einrichtung ſeiner Natur; es ſind die phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeins ſelbſt, die ihn daran verhindern.

Um nämlich ſeine Exiſtenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, ſicher zu ſtellen, mußte der Menſch, da er, als ein Weſen, das ſich nach Willkür verändern kann, für ſeine Erhaltung ſelbſt zu ſorgen hat, zu Handlungen vermocht werden, wodurch jene phyſiſchen Bedingungen ſeines Daſeins erfüllt und, wenn ſie aufgehoben ſind, wieder hergeſtellt werden können. Obgleich aber die Natur dieſe Sorge, die ſie in ihren vegetabiliſchen Erzeugungen ganz allein über ſich nimmt, ihm ſelbſt übergeben mußte, ſo durfte doch die Befriedigung eines ſo dringenden Bedürfniſſes, wo es ſein und ſeines Geſchlechts ganzes Daſein gilt, ſeiner ungewiſſen Einſicht nicht anvertraut werden. Sie zog alſo dieſe Angelegenheit, die dem Inhalte nach in ihr Gebiet gehört, auch der Form nach in dasſelbe, indem ſie in die Beſtimmungen der Willkür Notwendigkeit legte. So entſtand der Naturtrieb, der nichts anders iſt als eine Naturnotwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb beſtürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fodert, durch Vergnügen, wo er ſie findet.

Da einer Naturnotwendigkeit nichts abzudingen iſt, ſo muß auch der Menſch, ſeiner Freiheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden laſſen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Luſt iſt, ſo muß bei ihm ebenſo unabänderlich

Verabſcheuung oder Begierde erfolgen. In dieſem Punkte ſteht er dem Tiere vollkommen gleich, und der ſtarkmütigſte Stoiker fühlt den Hunger ebenſo empfindlich und verabſcheut ihn ebenſo lebhaft als der Wurm zu ſeinen Füßen.

Jetzt aber fängt der große Unterſchied an. Auf die Begierde und Verabſcheuung erfolgt bei dem Tiere ebenſo notwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung und Empfindung auf den äußern Eindruck erfolgte. Es iſt hier eine ſtetig fortlaufende Kette, wo jeder Ring notwendig in den andern greift. Bei dem Menſchen iſt noch eine Inſtanz mehr, nämlich der Wille, der als ein überſinnliches Vermögen weder dem Geſetz der Natur noch dem der Vernunft ſo unterworfen iſt, daß ihm nicht vollkommen freie Wahl bliebe, ſich entweder nach dieſem oder nach jenem zu richten. Das Tier muß ſtreben, den Schmerz los zu ſein, der Menſch kann ſich entſchließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menſchen iſt ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf ſeinen moraliſchen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloße Wille erhebt den Menſchen über die Tierheit; der moraliſche erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlaſſen haben, eh er ſich dieſer nähern kann; daher iſt es kein geringer Schritt zur moraliſchen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnotwendigkeit in ſich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloßen Willen zu üben.

Die Geſetzgebung der Natur hat Beſtand bis zum Willen, wo ſie ſich endigt und die vernünftige anfängt. Der Wille ſteht hier zwiſchen beiden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn ſelbſt an, von welcher er das Geſetz empfangen will; aber er ſteht nicht in gleichem Verhältnis gegen beide. Als Naturkraft iſt er gegen die eine wie gegen die andere frei; das heißt, er muß ſich weder zu dieſer noch zu jener ſchlagen. Er iſt aber nicht frei als moraliſche Kraft, das heißt, er ſoll ſich zu der vernünftigen ſchlagen. Gebunden iſt er an keine, aber verbunden iſt er dem Geſetz der Vernunft. Er gebraucht alſo ſeine Freiheit wirklich,

wenn er gleich der Vernunft widerſprechend handelt, aber er gebraucht ſie unwürdig, weil er ungeachtet ſeiner Freiheit doch nur innerhalb der Natur ſtehen bleibt und zu der Operation des bloßen Triebs gar keine Realität hinzu tut; denn aus Begierde wollen heißt nur umſtändlicher begehren.*

Die Geſetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Geſetzgebung der Vernunft aus Prinzipien in Streit geraten, wenn der Trieb zu ſeiner Befriedigung eine Handlung fodert, die dem moraliſchen Grundſatz zuwiderläuft. In dieſem Fall iſt es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Foderung der Natur dem Ausſpruch der Vernunft nachzuſetzen, da Naturgeſetze nur bedingungsweiſe, Vernunftgeſetze aber ſchlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und da ſie niemals willkürlich fodert, ſo nimmt ſie, unbefriedigt, auch keine Foderung zurück. Weil von der erſten Urſache an, wodurch ſie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Geſetzgebung aufhört, alles in ihr ſtreng notwendig iſt, ſo kann ſie rückwärts nicht nachgeben, ſondern muß vorwärts gegen den Willen drängen, bei dem die Befriedigung ihres Bedürfniſſes ſteht. Zuweilen ſcheint es zwar, als ob ſie ſich ihren Weg verkürzte und, ohne zuvor ihr Geſuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kauſalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniſſe abgeholfen wird. In einem ſolchen Falle, wo der Menſch dem Triebe nicht bloß freien Lauf ließe, ſondern wo der Trieb dieſen Lauf ſelbſt nähme, würde der Menſch auch nur Tier ſein; aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſes jemals ſein Fall ſein kann, und wenn er es wirklich wäre, ob dieſe blinde Macht ſeines Triebes nicht ein Verbrechen ſeines Willens iſt.

Das Begehrungsvermögen dringt alſo auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefodert, ihm dieſe zu verſchaffen. Aber der

* Man leſe über dieſe Materie die aller Aufmerkſamkeit würdige Theorie des Willens im zweiten Teil der Reinholdiſchen Briefe.

Wille soll seine Bestimmungsgründe von der Vernunft empfangen und nur nach demjenigen, was diese erlaubt oder vorschreibt, seine Entschließung fassen. Wendet sich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, so handelt er sittlich; entscheidet er aber unmittelbar, so handelt er sinnlich.*

So oft also die Natur eine Foderung macht und den Willen durch die blinde Gewalt des Affekts überraschen will, kommt es diesem zu, ihr so lange Stillstand zu gebieten, bis die Vernunft gesprochen hat. Ob der Ausspruch der Vernunft für oder gegen das Interesse der Sinnlichkeit ausfallen werde, das ist, was er jetzt noch nicht wissen kann; eben deswegen aber muß er dieses Verfahren in jedem Affekt ohne Unterschied beobachten und der Natur in jedem Falle, wo sie der anfangende Teil ist, die unmittelbare Kausalität versagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorschnelligkeit ihrer Befriedigung zueilt, und die Instanz des Willens lieber ganz vorbeigehen möchte, zeigt der Mensch seine Selbständigkeit und beweist sich als ein moralisches Wesen, welches nie bloß begehren oder bloß verabscheuen, sondern seine Verabscheuung und Begierde jederzeit wollen muß.

Aber schon die bloße Anfrage bei der Vernunft ist eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache kompetente Richterin ist und ihre Aussprüche keiner neuen und auswärtigen Instanz unterworfen sehen will. Jener Willensakt, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das sittliche Forum bringt, ist also im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Notwendige wieder zufällig macht und Gesetzen der Vernunft die Entscheidung in einer Sache anheimstellt, wo nur Gesetze der

* Man darf aber diese Anfrage des Willens bei der Vernunft nicht mit derjenigen verwechseln, wo sie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde erkennen soll. Hier ist nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, sondern ob sie zu gestatten ist. Nur das letzte gehört ins Gebiet der Moralität; das erste gehört zur Klugheit.

Natur ſprechen können und auch wirklich geſprochen haben. Denn ſo wenig die reine Vernunft in ihrer moraliſchen Geſetzgebung darauf Rückſicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entſcheidungen aufnehmen möchte, eben ſo wenig richtet ſich die Natur in ihrer Geſetzgebung darnach, wie ſie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beiden gilt eine andre Notwendigkeit, die aber keine ſein würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkürliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferſte Geiſt bei allem Widerſtande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung ſelbſt, nicht die Begierde ſelbſt unterdrücken, ſondern ihr bloß den Einfluß auf ſeine Willensbeſtimmungen verweigern; entwaffnen kann er den Trieb durch moraliſche Mittel, aber nur durch natürliche ihn beſänftigen. Er kann durch ſeine ſelbſtändige Kraft zwar verhindern, daß Naturgeſetze für ſeinen Willen nicht zwingend werden, aber an dieſen Geſetzen ſelbſt kann er ſchlechterdings nichts verändern.

In Affekten alſo, „wo die Natur (der Trieb) zuerſt handelt und den Willen entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltſam auf ihre Seite zu ziehen ſtrebt, kann ſich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders als durch Widerſtand offenbaren und, daß der Trieb die Freiheit des Willens nicht einſchränke, nur durch Einſchränkung des Triebes verhindern". Übereinſtimmung mit dem Vernunftgeſetz iſt alſo im Affekte nicht anders möglich als durch einen Widerſpruch mit den Foderungen der Natur. Und da die Natur ihre Foderungen aus ſittlichen Gründen nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite alles ſich gleich bleibt, wie auch der Wille ſich in Anſehung ihrer verhalten mag, ſo iſt hier keine Zuſammſtimmung zwiſchen Neigung und Pflicht, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, ſo kann der Menſch hier nicht mit ſeiner ganzen harmonierenden Natur, ſondern ausſchließungsweiſe nur mit ſeiner vernünftigen handeln. Er handelt alſo in dieſen Fällen auch nicht moraliſch ſchön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung notwendig teilnehmen muß, die

hier vielmehr widerſtreitet. Er handelt aber moraliſch groß, weil alles das, und das allein groß iſt, was von einer Überlegenheit des höhern Vermögens über das Sinnliche Zeugnis gibt.

Die ſchöne Seele muß ſich alſo im Affekt in eine erhabene verwandeln, und das iſt der untrügliche Probierſtein, wodurch man ſie von dem guten Herzen oder der Temperamentstugend unterſcheiden kann. Iſt bei einem Menſchen die Neigung nur darum auf ſeiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit ſich glücklicherweiſe auf ſeiten der Neigung befindet, ſo wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und wo ein Opfer nötig iſt, ſo wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit treffen. War es hingegen die Vernunft ſelbſt, die, wie bei einem ſchönen Charakter der Fall iſt, die Neigungen in Pflicht nahm und der Sinnlichkeit das Steuer nur anvertraute, ſo wird ſie es in demſelben Moment zurücknehmen, als der Trieb ſeine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperamentstugend ſinkt alſo im Affekt zum bloßen Naturprodukt herab; die ſchöne Seele geht ins Heroiſche über und erhebt ſich zur reinen Intelligenz.

Beherrſchung der Triebe durch die moraliſche Kraft iſt Geiſtesfreiheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erſcheinung.

Streng genommen iſt die moraliſche Kraft im Menſchen keiner Darſtellung fähig, da das Überſinnliche nie verſinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann ſie durch ſinnliche Zeichen dem Verſtande vorgeſtellt werden, wie bei der Würde der menſchlichen Bildung wirklich der Fall iſt.

Der aufgeregte Naturtrieb wird ebenſo, wie das Herz in ſeinen moraliſchen Rührungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die teils dem Willen zuvoreilen, teils, als bloß ſympathetiſche, ſeiner Herrſchaft gar nicht unterworfen ſind. Denn da weder Empfindung noch Begierde und Verabſcheuung in der Willkür des Menſchen liegen, ſo kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zuſammenhängen, nicht zu gebieten haben.

Aber der Trieb bleibt nicht bei der bloßen Begierde ſtehen; vorſchnell und dringend ſtrebt er, ſein Objekt zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem ſelbſtändigen Geiſte nicht nachdrücklich widerſtanden wird, ſelbſt ſolche Handlungen antizipieren, worüber der Wille allein zu ſagen haben ſoll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der geſetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und ſein Beſtreben iſt, ebenſo ungebunden über den Menſchen, wie über das Tier, zu ſchalten.

Man findet alſo Bewegungen von zweierlei Art und Urſprung in jedem Affekte, den der Erhaltungstrieb in dem Menſchen entzündet; erſtlich ſolche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen und daher ganz unwillkürlich ſind; zweitens ſolche, welche der Art nach willkürlich ſein ſollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freiheit abgewinnt. Die erſten beziehen ſich auf den Affekt ſelbſt und ſind daher notwendig mit demſelben verbunden; die zweiten entſprechen mehr der Urſache und dem Gegenſtande des Affekts, daher ſie auch zufällig und veränderlich ſind und nicht für untrügliche Zeichen desſelben gelten können. Weil aber beide, ſobald das Objekt beſtimmt iſt, dem Naturtriebe gleich notwendig ſind, ſo gehören auch beide dazu, um den Ausdruck des Affekts zu einem vollſtändigen und übereinſtimmenden Ganzen zu machen.*

Wenn nun der Wille Selbſtändigkeit genug beſitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu ſetzen und gegen die ungeſtüme Macht desſelben ſeine Gerechtſame zu behaupten, ſo bleiben zwar alle jene Erſcheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in ſeinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig

* Findet man nur die Bewegungen der zweiten Art, ohne die der erſtern, ſo zeigt dieſes an, daß die Perſon den Affekt will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der erſtern Art ohne die der zweiten, ſo beweiſt dies, daß die Natur in den Affekt wirklich verſetzt iſt, aber die Perſon ihn verbietet. Den erſten Fall ſieht man alle Tage bei affektierten Perſonen und ſchlechten Komödianten; den zweiten Fall deſto ſeltener und nur bei ſtarken Gemütern.

hatte an ſich reißen wollen. Die Erſcheinungen ſtimmen alſo nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerſpruch liegt der Ausdruck der moraliſchen Kraft.

Geſetzt, wir erblicken an einem Menſchen Zeichen des qualvolleſten Affekts aus der Klaſſe jener erſten ganz unwillkürlichen Bewegungen. Aber indem ſeine Adern auflaufen, ſeine Muskel krampfhaft angeſpannt werden, ſeine Stimme erſtickt, ſeine Bruſt emporgetrieben, ſein Unterleib einwärts gepreßt iſt, ſind ſeine willkürlichen Bewegungen ſanft, ſeine Geſichtszüge frei, und es iſt heiter um Aug und Stirne. Wäre der Menſch bloß ein Sinnenweſen, ſo würden alle ſeine Züge, da ſie dieſelbe gemeinſchaftliche Quelle hätten, miteinander übereinſtimmend ſein und alſo in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterſchied Leiden ausdrücken müſſen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemiſcht ſind, einerlei Urſache aber nicht entgegengeſetzte Wirkungen haben kann, ſo beweiſt dieſer Widerſpruch der Züge das Daſein und den Einfluß einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig und den Eindrücken überlegen iſt, unter denen wir das Sinnliche erliegen ſehen. Und auf dieſe Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich beſteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftſchluß, Darſtellung der Intelligenz im Menſchen und Ausdruck ſeiner moraliſchen Freiheit.*

Aber nicht bloß beim Leiden im engern Sinn, wo dieſes Wort nur ſchmerzhafte Rührungen bedeutet, ſondern überhaupt bei jedem ſtarken Intereſſe des Begehrungsvermögens muß der Geiſt ſeine Freiheit beweiſen, alſo Würde der Ausdruck ſein. Der angenehme Affekt erfodert ſie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beiden Fällen gern den Meiſter ſpielen möchte und von dem Willen gezügelt werden ſoll. Die Würde bezieht ſich auf die Form und nicht auf den Inhalt des Affekts, daher es geſchehen kann, daß oft, dem Inhalt nach, lobenswürdige Affekte,

* In einer Unterſuchung über Pathenſche Darſtellungen wird im dritten Stück der Thalia umſtändlicher davon gehandelt werden.

wenn der Menſch ſich ihnen blindlings überläßt, aus Mangel der Würde, ins Gemeine und Niedrige fallen, daß hingegen nicht ſelten verwerfliche Affekte ſich ſogar dem Erhabenen nähern, ſobald ſie nur in ihrer Form Herrſchaft des Geiſtes über ſeine Empfindungen zeigen.

Bei der Würde alſo führt ſich der Geiſt in dem Körper als Herrſcher auf, denn hier hat er ſeine Selbſtändigkeit gegen den gebieteriſchen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen ſchreitet und ſich ſeinem Joch gern entziehen möchte. Bei der Anmut hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier iſt, der die Natur in Handlung ſetzt und keinen Widerſtand zu beſiegen findet. Nachſicht verdient aber nur der Gehorſam, und Strenge kann nur die Widerſetzung rechtfertigen.

Anmut liegt alſo in der Freiheit der willkürlichen Bewegungen; Würde in der Beherrſchung der unwillkürlichen. Die Anmut läßt der Natur, da wo ſie die Befehle des Geiſtes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft ſie da, wo ſie herrſchen will, dem Geiſt. Überall, wo der Trieb anfängt zu handeln und ſich herausnimmt, in das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine Indulgenz, ſondern muß durch den nachdrücklichſten Widerſtand ſeine Selbſtändigkeit (Autonomie) beweiſen. Wo hingegen der Wille anfängt und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er keine Strenge, ſondern muß Indulgenz beweiſen. Dies iſt mit wenigen Worten das Geſetz für das Verhältnis beider Naturen im Menſchen, ſo wie es in der Erſcheinung ſich darſtellet.

Würde wird daher mehr im Leiden (παθος); Anmut mehr im Betragen (ηθος) gefodert und gezeigt; denn nur im Leiden kann ſich die Freiheit des Gemüts und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerſtandes iſt, den der ſelbſtändige Geiſt dem Naturtriebe leiſtet, dieſer alſo als eine Gewalt muß angeſehen werden, welche Widerſtand nötig macht, ſo

iſt ſie da, wo keine ſolche Gewalt zu bekämpfen iſt, lächerlich und, wo keine mehr zu bekämpfen ſein ſollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten (wes Standes und Würden er auch ſei), der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewiſſe Dignität affektiert. Man verachtet die kleine Seele, die ſich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlaſſung einer Niederträchtigkeit iſt, mit Würde bezahlt macht.

Überhaupt iſt es nicht eigentlich Würde, ſondern Anmut, was man von der Tugend fodert. Die Würde gibt ſich bei der Tugend von ſelbſt, die ſchon ihrem Inhalt nach Herrſchaft des Menſchen über ſeine Triebe vorausſetzt. Weit eher wird ſich bei Ausübung ſittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zuſtand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da beſonders, wo ſie ein ſchmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menſchheit keinen Widerſtreit, ſondern Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Sittlichen und Sinnlichen fodert, ſo verträgt es ſich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerſtreits zwiſchen beiden, entweder die beſondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menſchheit ſichtbar macht.

Iſt das erſte, und liegt es bloß an dem Unvermögen des Subjekts, daß bei einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zuſammenſtimmen, ſo wird dieſe Handlung jederzeit ſoviel an ſittlicher Schätzung verlieren, als ſich Kampf in ihre Ausübung, alſo Würde in ihren Vortrag miſcht. Denn unſer moraliſches Urteil bringt jedes Individuum unter den Maßſtab der Gattung, und dem Menſchen werden keine andre als die Schranken der Menſchheit vergeben.

Iſt aber das zweite, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Foderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menſchlichen Natur aufzuheben, ſo iſt der Widerſtand der Neigung notwendig, und es iſt bloß der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Siegs überführen kann. Wir erwarten hier alſo einen Ausdruck des Widerſtreits in

der Erſcheinung und werden uns nie überreden laſſen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menſchheit ſehen. Wo alſo die ſittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die das Sinnliche notwendig leiden macht, da iſt Ernſt und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann alſo nicht Anmut, ſondern Würde der Ausdruck ſein. Überhaupt gilt hier das Geſetz, daß der Menſch alles mit Anmut tun müſſe, was er innerhalb ſeiner Menſchheit verrichten kann, und alles mit Würde, welches zu verrichten er über ſeine Menſchheit hinausgehen muß.

So wie wir Anmut von der Tugend fodern, ſo fodern wir Würde von der Neigung. Der Neigung iſt die Anmut ſo natürlich als der Tugend die Würde, da ſie ſchon ihrem Inhalt nach ſinnlich, der Naturfreiheit günſtig und aller Anſpannung feind iſt. Auch dem rohen Menſchen fehlt es nicht an einem gewiſſen Grade von Anmut, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beſeelt, und wo findet man mehr Anmut als bei Kindern, die doch ganz unter ſinnlicher Leitung ſtehen? Weit mehr Gefahr iſt da, daß die Neigung den Zuſtand des Leidens endlich zum herrſchenden mache, die Selbſttätigkeit des Geiſtes erſticke und eine allgemeine Erſchlaffung herbeiführe. Um ſich alſo bei einem edeln Gefühl in Achtung zu ſetzen, die ihr nur allein ein ſittlicher Urſprung verſchaffen kann, muß die Neigung ſich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fodert der Liebende Würde von dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft. Würde allein iſt ihm Bürge, daß nicht das Bedürfnis zu ihm nötigte, ſondern daß die Freiheit ihn wählte — daß man ihn nicht als Sache begehrt, ſondern als Perſon hochſchätzt.

Man fodert Anmut von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der erſte ſoll, um ſich eines kränkenden Vorteils über den andern zu begeben, die Handlung ſeines unintereſſierten Entſchluſſes durch den Anteil, den er die Neigung daran nehmen läßt, zu einer affektionierten Handlung herunter-

ſetzen und ſich dadurch den Schein des gewinnenden Teiles geben. Der andre ſoll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menſchheit (deren heiliges Palladium Freiheit iſt) nicht in ſeiner Perſon zu entehren, das bloße Zufahren des Triebs zu einer Handlung ſeines Willens erheben und auf dieſe Art, indem er eine Gunſt empfängt, eine erzeigen.

Man muß einen Fehler mit Anmut rügen und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, ſo wird es das Anſehen haben, als ob der eine Teil ſeinen Vorteil zu ſehr, der andre ſeinen Nachteil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt ſein, ſo mag er ſeine Überlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet ſein, ſo mag er ſeiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man iſt ſonſt der Meinung, daß auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche darauf ſitzen, in ihren Räten, Beichtvätern und Parlamenten — die Anmut. Aber was in einem politiſchen Reiche gut und löblich ſein mag, iſt es nicht immer in einem Reiche des Geſchmacks. In dieſes Reich tritt auch der König — ſobald er von ſeinem Throne herabſteigt (denn Throne haben ihre Privilegien), und auch der kriechende Höfling begibt ſich unter ſeine heilige Freiheit, ſobald er ſich zum Menſchen aufrichtet. Alsdann aber möchte erſterm zu raten ſein, mit dem Überfluß des andern ſeinen Mangel zu erſetzen und ihm ſoviel an Würde abzugeben, als er ſelbſt an Grazie nötig hat.

Da Würde und Anmut ihre verſchiedenen Gebiete haben, worin ſie ſich äußern, ſo ſchließen ſie einander in derſelben Perſon, ja in demſelben Zuſtand einer Perſon nicht aus; vielmehr iſt es nur die Anmut, von der die Würde ihre Beglaubigung, und nur die Würde, von der die Anmut ihren Wert empfängt.

Würde allein beweiſt zwar überall, wo wir ſie antreffen, eine gewiſſe Einſchränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) ſei, was wir für Beherrſchung halten, und ob es wirklich

moraliſche Selbſttätigkeit und nicht vielmehr Übergewicht eines andern Affektes, alſo abſichtliche Anſpannung ſei, was den Ausbruch des gegenwärtigen im Zaume hält, das kann nur die damit verbundene Anmut außer Zweifel ſetzen. Die Anmut nämlich zeugt von einem ruhigen, in ſich harmoniſchen Gemüt und von einem empfindenden Herzen.

Ebenſo beweiſt auch die Anmut ſchon für ſich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlsvermögens und eine Übereinſtimmung der Empfindungen. Daß es aber nicht Schlaffheit des Geiſtes ſei, was dem Sinn ſo viel Freiheit läßt und das Herz jedem Eindruck öffnet, und daß es das Sittliche ſei, was die Empfindungen in dieſe Übereinſtimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundne Würde verbürgen. In der Würde nämlich legitimiert ſich das Subjekt als eine ſelbſtändige Kraft; und indem der Wille die Lizenz der unwillkürlichen Bewegungen bändigt, gibt er zu erkennen, daß er die Freiheit der willkürlichen bloß zuläßt.

Sind Anmut und Würde, jene noch durch architektoniſche Schönheit, dieſe durch Kraft unterſtützt, in derſelben Perſon vereinigt, ſo iſt der Ausdruck der Menſchheit in ihr vollendet, und ſie ſteht da, gerechtfertigt in der Geiſterwelt und freigeſprochen in der Erſcheinung. Beide Geſetzgebungen berühren einander hier ſo nahe, daß ihre Grenzen zuſammenfließen. Mit gemildertem Glanze ſteigt in dem Lächeln des Mundes, in dem ſanftbelebten Blick, in der heitern Stirne die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abſchied geht die Naturnotwendigkeit in der edeln Majeſtät des Angeſichts unter. Nach dieſem Ideal menſchlicher Schönheit ſind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Geſtalt einer Niobe, im belvederiſchen Apoll, in dem borgheſiſchen geflügelten Genius und in der Muſe des Barberiniſchen Palaſtes.*

* Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen iſt, hat Winckelmann (Geſchichte der Kunſt. Erſter Teil S. 480 folg. Wiener Ausgabe) dieſe hohe Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht,

Wo ſich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechſelnd angezogen und zurückgeſtoßen; angezogen als Geiſter, zurückgeſtoßen als ſinnliche Naturen.

In der Würde nämlich wird uns ein Beiſpiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Geſetz, zugleich aber für unſer phyſiſches Vermögen überſteigend iſt. Der Widerſtreit zwiſchen dem Bedürfnis der Natur und der Foderung des Geſetzes, deren Gültigkeit wir doch eingeſtehen, ſpannt die Sinnlichkeit an und erweckt das

aufgefaßt und beſchrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eines, und er blieb bei dem ſtehen, was der bloße Sinn ihn lehrte, ohne zu unterſuchen, ob es nicht vielleicht noch zu ſcheiden ſei. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in dieſen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde ſind aber weſentlich verſchieden, und man tut unrecht, das zu einer Eigenſchaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einſchränkung derſelben iſt. Was Winckelmann die hohe, himmliſche Grazie nennt, iſt nichts anders als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmliſche Grazie," ſagt er, „ſcheint ſich allgenügſam, und bietet ſich nicht an, ſondern will geſucht werden; ſie iſt zu erhaben, um ſich ſehr ſinnlich zu machen. Sie verſchließt in ſich die Bewegungen der Seele und nähert ſich der ſeligen Stille der göttlichen Natur." — „Durch ſie," ſagt er an einem andern Ort, „wagte ſich der Künſtler der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen und erreichte das Geheimnis, die Todesangſt mit der höchſten Schönheit zu verbinden" (es würde ſchwer ſein, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenſcheinlich wäre, daß hier nur die Würde gemeint iſt) „er wurde ein Schöpfer reiner Geiſter, die keine Begierden der Sinne erwecken, denn ſie ſcheinen nicht zur Leidenſchaft gebildet zu ſein, ſondern dieſelbe nur angenommen zu haben." — Anderswo heißt es „die Seele äußerte ſich nur unter einer ſtillen Fläche des Waſſers und trat niemals mit Ungeſtüm hervor. In Vorſtellung des Leidens bleibt die größte Pein verſchloſſen, und die Freude ſchwebet wie eine ſanfte Luft, die kaum die Blätter rühret, auf dem Geſicht einer Leukothea."

Alle dieſe Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verſchließt ſich nicht, ſondern kommt entgegen, die Grazie macht ſich ſinnlich und iſt auch nicht erhaben, ſondern ſchön. Aber die Würde iſt es, was die Natur in ihren Äußerungen zurückhält und den Zügen, auch in der Todesangſt und in dem bitterſten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

Home verfällt in denſelben Fehler, was aber bei dieſem Schriftſteller weniger zu verwundern iſt. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmut und Würde ausdrücklich voneinander unterſcheidet. Seine Beobachtungen ſind gewöhnlich richtig, und die nächſten Regeln, die er ſich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundſätze d. Krit. II. Teil. Anmut und Würde.

Gefühl, welches Achtung genannt wird und von der Würde unzertrennlich iſt.

In der Anmut hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, ſieht die Vernunft ihre Foderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraſchend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erſcheinung entgegen. Dieſe unerwartete Zuſammenſtimmung des Zufälligen der Natur mit dem Notwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beifalls (Wohlgefallen), welches auflöſend für den Sinn, für den Geiſt aber belebend und beſchäftigend iſt, und eine Anziehung des ſinnlichen Objekts muß erfolgen. Dieſe Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmut und Schönheit unzertrennlich iſt.

Bei dem Reiz (nicht dem Liebreiz, ſondern dem Wolluſtreiz, stimulus) wird dem Sinn ein ſinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfnis, das iſt Luſt verſpricht. Der Sinn iſt alſo beſtrebt, ſich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entſteht; ein Gefühl, das anſpannend für den Sinn, für den Geiſt hingegen erſchlaffend iſt.

Von der Achtung kann man ſagen, ſie beugt ſich vor ihrem Gegenſtande; von der Liebe, ſie neigt ſich zu dem ihrigen; von der Begierde, ſie ſtürzt auf den ihrigen. Bei der Achtung iſt das Objekt die Vernunft und das Subjekt die ſinnliche Natur.* Bei

* Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechſeln. Achtung (nach ihrem reinen Begriff) geht nur auf das Verhältnis der ſinnlichen Natur zu den Foderungen reiner praktiſcher Vernunft überhaupt, ohne Rückſicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemeſſenheit zur Erreichung einer Idee, die für uns Geſetz iſt, heißt Achtung“ (Kants Kr. d. Urteilskraft). Daher iſt Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie iſt ein Gefühl des Abſtandes des empiriſchen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich ſein, daß ich die ſinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich dieſe nur auf reine Vernunft geht: denn die Unangemeſſenheit zu Erreichung des Geſetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht ſchon auf die wirkliche Erfüllung des Geſetzes und wird nicht für das Geſetz, ſondern für die Perſon, die demſelben gemäß handelt, empfunden. Daher hat ſie etwas Ergötzendes, weil die Erfüllung des Geſetzes Vernunftweſen erfreuen muß. Achtung iſt Zwang, Hochachtung ſchon ein freieres

der Liebe ist das Objekt sinnlich, und das Subjekt die moralische Natur. Bei der Begierde sind Objekt und Subjekt sinnlich.

Die Liebe allein ist also eine freie Empfindung, denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freiheit, aus unsrer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; es ist das absolut Große selbst, was in der Anmut und Schönheit sich nachgeahmt und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet, es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott in uns, der mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das Gemüt aufgelöst in der Liebe, da es angespannt ist in der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da das absolut Große nichts über sich hat und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmut und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammen stimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen ist. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich vieles achten muß; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfinge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der schuldbewußte Mensch in ewiger Furcht schwebt, dem Gesetzgeber in ihm selbst in der Sinnenwelt zu begegnen, und in allem, was groß und schön und trefflich ist, seinen Feind erblickt, so kennt die schöne Seele kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen. Liebe ist zugleich das Großmütigste und das Selbstsüchtigste in der Natur; das erste: denn sie empfängt von ihrem Gegenstande nichts, sondern gibt ihm alles, da der reine Geist nur geben, nicht empfangen kann;

Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Ingrediens der Hochachtung ausmacht. Achten muß auch der Nichtswürdige das Gute, aber um denjenigen hochzuachten, der es getan hat, müßte er aufhören, ein Nichtswürdiger zu sein.

das zweite: denn es iſt immer nur ihr eigenes Selbſt, was ſie in ihrem Gegenſtande ſucht und ſchätzet.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm ſelber gab, ſo begegnet es ihm öfters, daß er ihm gibt, was er nicht von ihm empfing. Der äußre Sinn glaubt zu ſehen, was nur der innere anſchaut, der feurige Wunſch wird zum Glauben, und der eigne Überfluß des Liebenden verbirgt die Armut des Geliebten. Daher iſt die Liebe ſo leicht der Täuſchung ausgeſetzt, was der Achtung und Begierde nie begegnet. So lange der innere Sinn den äußern exaltiert, ſo lange dauert auch die ſelige Bezauberung der platoniſchen Liebe, der zur Wonne der Unſterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äußern ſeine Anſchauungen nicht mehr unterſchiebt, ſo tritt der äußre wieder in ſeine Rechte und fodert, was ihm zukommt, Stoff. Das Feuer, welches die himmliſche Venus entzündete, wird von der irdiſchen benutzt, und der Naturtrieb rächt ſeine lange Vernachläſſigung nicht ſelten durch eine deſto unumſchränktere Herrſchaft. Da der Sinn nie getäuſcht wird, ſo macht er dieſen Vorteil mit grobem Übermut gegen ſeinen edleren Nebenbuhler geltend und iſt kühn genug zu behaupten, daß er gehalten habe, was die Begeiſterung ſchuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmut verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmut ſoll niemals Begierde erregen. Wo dieſe ſich einmiſcht, da muß es entweder dem Gegenſtand an Würde oder dem Betrachter an Sittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Größe ſoll niemals Furcht erregen. Wo dieſe eintritt, da kann man gewiß ſein, daß es entweder dem Gegenſtand an Geſchmack und an Grazie oder dem Betrachter an einem günſtigen Zeugnis ſeines Gewiſſens fehlt.

Reiz, Anmut und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; ſie ſind es aber nicht, oder ſollten es doch

nicht sein, da der Begriff, den sie ausdrücken, mehrerer Bestimmungen fähig ist, die eine verschiedene Bezeichnung verdienen.

Es gibt eine belebende und eine beruhigende Grazie. Die erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann Reiz genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innre Kraft in Bewegung setzen, sondern muß Stoff von außen empfangen und durch leichte Übungen der Phantasie und schnelle Übergänge vom Empfinden zum Handeln seine verlorene Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt er im Umgang mit einer reizenden Person, die das stagnierende Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie grenzt näher an die Würde, da sie sich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußert. Zu ihr wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemüts löst sich auf an ihrem friedeatmenden Busen. Diese kann Anmut genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spotts mit der Anmut das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman schmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn sich der brausende Geist eines Othello an der sanften Brust einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verschiedene Abstufungen und wird da, wo sie sich der Anmut und Schönheit nähert, zum Edeln, und wo sie an das Furchtbare grenzt, zur Hoheit.

Der höchste Grad der Anmut ist das Bezaubernde; der höchste Grad der Würde die Majestät. Bei dem Bezaubernden verlieren wir uns gleichsam selbst und fließen hinüber in den Gegenstand. Der höchste Genuß der Freiheit grenzt an den völligen Verlust derselben und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der Sinnenlust. Die Majestät hingegen hält uns ein Gesetz vor, das uns nötigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen alles außer uns,

und empfinden nichts als die ſchwere Bürde unſers eigenen Daſeins.

Majeſtät hat nur das Heilige. Kann ein Menſch uns dieſes repräſentieren, ſo hat er Majeſtät; und wenn auch unſre Knie nicht nachfolgen, ſo wird doch unſer Geiſt vor ihm niederfallen. Aber er richtet ſich ſchnell wieder auf, ſobald nur die kleinſte Spur menſchlicher Schuld an dem Gegenſtand ſeiner Anbetung ſichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweiſe groß iſt, darf unſern Mut darniederſchlagen.

Die bloße Macht, ſei ſie auch noch ſo furchtbar und grenzenlos, kann nie Majeſtät verleihen. Macht imponiert nur dem Sinnenweſen, die Majeſtät muß dem Geiſt ſeine Freiheit nehmen. Ein Menſch, der mir das Todesurteil ſchreiben kann, hat darum noch keine Majeſtät für mich, ſobald ich ſelbſt nur bin, was ich ſein ſoll. Sein Vorteil über mich iſt aus, ſobald ich will. Wer mir aber in ſeiner Perſon den reinen Willen darſtellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich iſt, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmut und Würde ſtehen in einem zu hohen Wert, um die Eitelkeit und Torheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur einen Weg, nämlich Nachahmung der Geſinnungen, deren Ausdruck ſie ſind. Alles andre iſt Nachäffung und wird ſich als ſolche durch Übertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektation des Erhabnen Schwulſt, aus der Affektation des Edeln das Koſtbare entſteht, ſo wird aus der affektierten Anmut Ziererei und aus der affektierten Würde ſteife Feierlichkeit und Gravität.

Die echte Anmut gibt bloß nach und kommt entgegen, die falſche hingegen zerfließt. Die wahre Anmut ſchont bloß die Werkzeuge der willkürlichen Bewegung und will der Freiheit der Natur nicht unnötigerweiſe zu nahe treten; die falſche Anmut hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert ſie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf oder ſucht ihn durch

Umschweife zu erreichen. Wenn der unbehilfliche Tänzer bei einer Menuett soviel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geometrische Genauigkeit zu tun wäre, so wird der affektierte Tänzer so schwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangenlinien beschreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen sollte. Das andre Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitze der wahren Anmut ist, macht sich auch der falschen am meisten schuldig; aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Begierde zum Angel dienet. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigste Grimasse, das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung, die schmelzend modulierende Stimme, so unwiderstehlich in einem wahren Munde, wird zu einem studierten tremulierenden Klang und die ganze Musik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunst.

Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die affektierte Anmut zu beobachten, so kann man oft in den Kabinetten der Minister und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen besonders) die falsche Würde studieren. Wenn die wahre Würde zufrieden ist, den Affekt an seiner Herrschaft zu hindern und dem Naturtriebe bloß da, wo er den Meister spielen will, in den unwillkürlichen Bewegungen, Schranken setzt, so regiert die falsche Würde auch die willkürlichen mit einem eisernen Zepter, unterdrückt die moralischen Bewegungen, die der wahren Würde heilig sind, so gut als die sinnlichen und löscht das ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen aus. Sie ist nicht bloß streng gegen die widerstrebende, sondern hart gegen die unterwürfige Natur und sucht ihre lächerliche Größe in Unterjochung, und wo dies nicht angehen will, in Verbergung derselben. Nicht anders, als wenn sie allem, was Natur heißt, einen unversöhnlichen Haß gelobt hätte, steckt sie den Leib in lange faltigte

Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menſchen verbergen, beſchränkt den Gebrauch der Glieder durch einen läſtigen Apparat unnützer Zierat und ſchneidet ſogar die Haare ab, um das Geſchenk der Natur durch ein Machwerk der Kunſt zu erſetzen. Wenn die wahre Würde, die ſich nie der Natur, nur der rohen Natur ſchämt, auch da, wo ſie an ſich hält, noch ſtets frei und offen bleibt, wenn in den Augen Empfindung ſtrahlt und der heitre ſtille Geiſt auf der beredten Stirne ruht, ſo legt die Gravität die ihrige in Falten, wird verſchloſſen und myſteriös und bewacht ſorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Geſichtsmuskeln ſind angeſpannt, aller wahre natürliche Ausdruck verſchwindet, und der ganze Menſch iſt wie ein verſiegelter Brief. Aber die falſche Würde hat nicht immer unrecht, das mimiſche Spiel ihrer Züge in ſcharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr ausſagen könnte, als man laut machen will; eine Vorſicht, welche die wahre Würde freilich nicht nötig hat. Dieſe wird die Natur nur beherrſchen, nie verbergen; bei der falſchen hingegen herrſcht die Natur nur deſto gewalttätiger innen, indem ſie außen bezwungen iſt.*

* Indeſſen gibt es auch eine Feierlichkeit im guten Sinn, wovon die Kunſt Gebrauch machen kann. Dieſe entſteht nicht aus der Anmaßung, ſich wichtig zu machen, ſondern ſie hat die Abſicht, das Gemüt auf etwas Wichtiges vorzubereiten. Da wo ein großer und tiefer Eindruck geſchehen ſoll, und es dem Dichter darum zu tun iſt, daß nichts davon verloren gehe, ſo ſtimmt er das Gemüt vorher zum Empfang desſelben, entfernt alle Zerſtreuungen und ſetzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu iſt nun das Feierliche ſehr geſchickt, welches in Häufung vieler Anſtalten beſteht, wovon man den Zweck nicht abſieht, und in einer abſichtlichen Verzögerung des Fortſchritts da, wo die Ungeduld Eile fodert. In der Muſik wird das Feierliche durch eine langſame gleichförmige Folge ſtarker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und ſpannt das Gemüt, die Langſamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungeduld gar kein Ende abſehen.

Das Feierliche unterſtützt den Eindruck des Großen und Erhabenen nicht wenig und wird daher bei Religionsgebräuchen und Myſterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmuſik, der Orgel ſind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein Feierliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Furchtbaren, wie bei Leichenzeremonien, und bei allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille und einen langſamen Takt beobachten.

Hiſtoriſche Einleitung zu den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully.

Vorbericht.

Der Wert dieſer Denkwürdigkeiten des Herzogs von Sully iſt zu allgemein bekannt, um hier noch einer Anpreiſung zu bedürfen. Sie liefern uns die wichtigſten Aufſchlüſſe über das geheime und öffentliche Leben eines vortrefflichen Königs und ſeines nicht minder vortrefflichen Miniſters und verbreiten ein helles Licht über Frankreichs Geſchichte von dem Jahre 1570 bis zur Regentſchaft der Maria von Medizis, einer der wichtigſten Zeiträume in der franzöſiſchen Geſchichte.

Aber es bedarf vielleicht einer Entſchuldigung, daß man dieſe Denkwürdigkeiten nicht nach dem alten Original, welches unter dem ſonderbaren Titel Oeconomies royales et Servitudes loyales bekannt iſt, ſondern nach der modernen Umarbeitung eines neuern franzöſiſchen Schriftſtellers liefert. Vielen dürfte der eigentümliche Ton, der in dieſer Urſchrift herrſchet, und ſogar das antike und abenteuerliche Gewand, in welches ſie gekleidet iſt, ein größrer Verluſt zu ſein dünken, als durch die Arbeit des neuen Herausgebers vergütet worden iſt, und die Veränderungen, welche ſich derſelbe mit ſeinem Text erlaubte, viel zu gewaltſam ſcheinen. Und in der Tat würden ſie ſo ſehr unrecht nicht haben, wenn irgend eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden wäre, daß jene Urſchrift unmittelbar aus der Feder des Herzogs von Sully gefloſſen ſei,

denn auch in dem ſeltſamſten Aufzuge hat der große Mann Anſpruch auf unſre Achtung. Aber da jene Urſchrift nur zu ſichtbare Spuren trägt, daß ſie, obgleich aus der reinſten Quelle gefloſſen, doch ihre eigentliche Geſtalt nur unter den Händen ſeiner Sekretäre empfangen habe, ſo iſt der Verluſt in der Tat ſo beträchtlich nicht oder doch durch die angebrachten Verbeſſerungen unendlich vergütet. Der franzöſiſche Herausgeber hat ſich ſowohl um die Anordnung der Materie als um den Ausdruck ein großes Verdienſt erworben. Die Verwirrung, in welcher alle Beſtandteile dieſer Geſchichte in der Urſchrift durcheinander geworfen ſind, und die auch einen ſehr warmen Verehrer der Sullyſchen Schrift ermüden müßte, veranlaßte den neuen Herausgeber, ſein Original, obwohl mit möglichſter Schonung des Eigentümlichen, ganz und gar umzugießen, die einzelnen Partien intereſſanter und ſchicklicher zu verbinden und alles Fremdartige davon zu ſcheiden. Er erlaubte ſich dabei, den Erzähler in der erſten Perſon von ſich ſprechen zu laſſen, da derſelbe durch eine gar ſonderbare Wendung in der Urſchrift ſich ſelbſt anzureden ſcheint. Der Stil, der im Original alle Abwechſlungen vom Niedrigen und Platten bis zum Hochtrabenden und Schwülſtigen durchläuft, durch unüberſehliche Periodenlänge oft dunkel und durch Weitſchweifigkeit unerträglich ermüdend wird, hat unter der Feder des neuen Herausgebers eine Haltung und Einheit empfangen, welche der Würde ſeines Inhalts entſpricht und das Werk in ſeiner neuen Geſtalt zu einer ſehr anziehenden Lektüre macht. Von eben demſelben rühren auch die hiſtoriſchen Erläuterungen her, welche die in den Denkwürdigkeiten aufgeführten Perſonen betreffen; was hingegen eine zu ängſtliche Rückſicht auf die Religion ſeines Vaterlandes den franzöſiſchen Herausgeber in den Anmerkungen ſprechen ließ, glaubte man einem deutſchen Leſer in der Überſetzung erſparen zu dürfen.

Das ganze Werk wird in ſechs Bänden erſcheinen, welche raſch aufeinander folgen und in der Michaelmeſſe vom Jahr 1792 geendigt ſein ſollen. Die Einleitung, welche die ganze Geſchichte

der Ligue in einer kurzen Überſicht umfaßt, wird jeden Band des Werkes begleiten und bis zum Untergang dieſer Verbindung fortgeführt werden. Bei Abfaſſung derſelben ſind Brantome, Caſtelnau, de Thou u. a. und in Anordnung der Materie beſonders der Eſprit de la Ligue von Herrn Anquetil meine Führer geweſen.

Jena in der Oſtermeſſe 1791. Friedrich Schiller.

Geſchichte der franzöſiſchen Unruhen, welche der Regierung Heinrichs des Vierten vorangingen.

Die Regierungen Karls des Achten, Ludwigs des Zwölften und Franz des Erſten hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Feldzüge dieſer Fürſten nach Italien hatten den Heldengeiſt des franzöſiſchen Adels wieder entzündet, den der Deſpotismus Ludwigs des Elften beinahe erſtickt hatte. Ein ſchwärmeriſcher Rittergeiſt flammte wieder auf, den eine beßre Taktik unterſtützte.

Im Kampf mit ihren ungeübten Nachbarn lernte die Nation ihre Überlegenheit kennen. Die Monarchie hatte ſich gebildet, die Verfaſſung des Königreichs eine mehr regelmäßige Geſtalt angenommen. Der ſonſt ſo furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte ſich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinſchaftlichen Gehorſams. Ordentliche Steuern und ſtehende Heere befeſtigten und ſchirmten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in ſeinem Reiche.

In Italien war es, wo ſich die Kraft dieſes Königreichs zum erſtenmal offenbarte. Unnütz zwar floß dort das Blut ſeiner Heldenſöhne, aber Europa konnte ſeine Bewunderung einem Volke nicht verſagen, das ſich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht ſchöner Künſte war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verrieten bereits ſeinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es ſeine Kraft an den trotzigen Siegern, und Italiens Künſte unterjochten

das Genie der Franzoſen, wie ehmals Griechenlands Kunſt ſeine römiſche Beherrſcher ſich unterwürfig machte. Bald fanden ſie den Weg über die ſavoyiſchen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verſtändigen Regenten in Schutz genommen, von der Buchdruckerkunſt unterſtützt, verbreiteten ſie ſich bald auf dieſem dankbaren Boden. Die Morgenröte der Kultur erſchien, ſchon eilte Frankreich mit ſchnellen Schritten ſeiner Ziviliſierung entgegen. Die neuen Meinungen erſcheinen und gebieten dieſem ſchönen Anfang einen traurigen Stillſtand. Der Geiſt der Intoleranz und des Aufruhrs löſcht den noch ſchwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die ſchreckliche Fackel des Fanatismus leuchtet. Tiefer als je ſtürzt dieſer unglückliche Staat in ſeine barbariſche Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entflammt und ein wütender Religionseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Intereſſe war, mit welchem die eine Hälfte Europens die neuen Meinungen aufnahm und die andre dagegen kämpfte, ſo eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für ſich ſelbſt iſt, ſo waren es doch großenteils ſehr weltliche Leidenſchaften, welche bei dieſer großen Begebenheit geſchäftig waren, und größtenteils politiſche Umſtände, welche den untereinander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hilfe kamen. In Deutſchland, weiß man, begünſtigte Luthern und ſeine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachſende Macht Öſterreichs, der Haß gegen Spanien und die Furcht vor dem Inquiſitionsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Proteſtanten. Guſtav Waſa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Kabale, und auf dem Ruin eben dieſer Kirche befeſtigte die britanniſche Eliſabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe ſchwachköpfiger, zum Teil minderjähriger Könige, eine ſchwankende Staatskunſt, die Eiferſucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortſchritte der neuen Religion in Frankreich beſtimmen. Wenn ſie in dieſem Königreich jetzt

darniederliegt und in einer Hälfte Deutschlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, so lag es sicherlich nicht an der Mutlosigkeit oder Kälte ihrer Verfechter, nicht an unterlaßnen Versuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige, langwierige Gärung erhielt das Schicksal dieses Königreichs im Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umstand einer neuen indirekten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der kalvinischen Kirche in diesem Staat entscheiden.

Gleich im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutschland predigte, den Weg in die französischen Provinzen. Weder die Zensuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beschlüsse des Pariser Parlaments, noch selbst die Anathemen der Bischöfe vermochten das schnelle Glück aufzuhalten, das sie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei einigen von der Geistlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das sanguinische geistreiche Volk der Franzosen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verleugnete sich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. Franz des Ersten kriegerische Regierung und die Verständnisse dieses Monarchen mit den deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsneuerungen bei seinen französischen Untertanen in schnellen Umlauf zu bringen. Umsonst, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff; es tat keine beßre Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England getan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatische Verfolgungsgeist ansteckte, dienten zu nichts, als den Heldenglauben und den Ruhm seiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbeßrer führten bei ihrer Verteidigung und bei ihrem Angriff auf die herrschende Kirche Waffen, welche weit zuverlässiger wirkten als alle, die der blinde Eifer der stärkern Zahl ihnen entgegensetzen konnte. Geschmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwissenheit, Pedanterei waren der Anteil ihrer

Verfolger. Die Sittenloſigkeit, die tiefe Ignoranz des katholiſchen Klerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftſtellern die gefährlichſten Blößen, und unmöglich konnte man die Schilderungen leſen, welche der Geiſt der Satire dieſe letztern von dem allgemeinen Verderbnis entwerfen ließ, ohne ſich von der Notwendigkeit einer Verbeßrung überzeugt zu fühlen. Die leſende Welt wurde täglich mit Schriften dieſer Art überſchemmt, in welchen mehr oder minder glücklich die herrſchenden Laſter des Hofes und der katholiſchen Geiſtlichkeit dem Unwillen, dem Abſcheu, dem Gelächter bloßgeſtellt und die Dogmen der neuen Kirche in jede Anmut des Stils gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabnen, mit dem unwiderſtehlichen Zauber einer edeln Simplizität ausgeſtattet waren. Wenn man dieſe Meiſterſtücke der Beredſamkeit und des Witzes mit Ungeduld verſchlang, ſo waren die abgeſchmackten oder feierlichen Gegenſchriften des andern Teils nicht dazu gemacht, etwas anders als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbeſſerte Religion den geiſtreichen Teil des Publikums gewonnen, eine unſtreitig glänzendere Majorität, als der bloße blinde Vorteil der größern Menge, der ihre Gegner begünſtigte.

Die anhaltende Wut der Verfolgung nötigte endlich den unterdrückten Teil, an der Königin Margareta von Navarra, der Schweſter Franz des Erſten, ſich eine Beſchützerin zu ſuchen. Geſchmack und Wiſſenſchaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieſer geiſtreichen Fürſtin, welche, ſelbſt große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblinge, deren Kenntniſſe und Geiſt ſie verehrte, nicht ſchwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab dieſe Fürſtin, und die Freiheit des Geiſtes, welche in dieſem geſchmackvollen Zirkel herrſchte, konnte nicht anders als eine Lehre begünſtigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hof dieſer Königin fand die gedrückte Religion eine Zuflucht, manches Opfer wurde durch

sie dem blutdürstigen Verfolgungsgeist entzogen und die noch kraftlose Partei hielt sich an diesem schwachen Ast gegen das erste Ungewitter fest, das sie sonst in ihrem noch zarten Anfang so leicht hätte hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz der Erste mit den deutschen Protestanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er sich gegen seine eignen protestantischen Untertanen bediente. Das Schwert der Inquisition war in jeder Provinz gegen sie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieser zweideutige Monarch die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes gegen Karl den Fünften, seinen Nebenbuhler, auffoderte, erlaubt er dem Blutdurst seiner Inquisitoren, gegen das schuldlose Volk der Waldenser, ihre Glaubensgenossen, mit Schwert und Feuer zu wüten. Barbarisch und schrecklich, sagt der Geschichtschreiber de Thou, war der Spruch, der gegen sie gefällt ward, barbarischer noch und schrecklicher seine Vollstreckung. Zweiundzwanzig Dörfer legte man in die Asche, mit einer Unmenschlichkeit, wovon sich bei den rohesten Völkern kein Beispiel findet. Die unglückseligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge gescheucht, entrannen hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen zu fallen. Das jämmerliche Geschrei der Alten, der Frauenspersonen und der Kinder, weit entfernt, das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als diese letztern auf die Spur der Flüchtigen zu führen und ihrer Mordbegier das Opfer zu verraten. Über siebenhundert dieser Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Cabrieres mit kalter Grausamkeit erschlagen, alle Frauenspersonen dieses Orts im Dampf einer brennenden Scheune erstickt und die, welche sich von oben herab flüchten wollten, mit Piken aufgefangen. Selbst an dem Erdreich, welches der Fleiß dieses sanften Volks aus einer Wüste zum blühenden Garten gemacht hatte, ward der vermeintliche Irrglaube seiner Pflüger bestraft. Nicht bloß die Wohnungen riß man nieder, auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerstört, die Felder

verwüſtet und das lachende Land in eine traurige Wildnis verwandelt.

Der Unwille, den dieſe ebenſo unnütze als beiſpielloſe Grauſamkeit erweckte, führte dem Proteſtantismus mehr Bekenner zu, als der inquiſitoriſche Eifer der Geiſtlichkeit würgen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, beſonders ſeitdem in Genf Kalvin mit einem neuen Religionsſyſtem aufgetreten war und durch ſeine Schrift vom chriſtlichen Unterricht die ſchwankenden Lehrmeinungen fixiert, dem ganzen Gottesdienſt eine mehr regelmäßige Geſtalt gegeben und die unter ſich ſelbſt nicht recht einigen Glieder ſeiner Kirche unter einer beſtimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In kurzem gelang es der ſtrengeren und einfachern Religion des franzöſiſchen Apoſtels, bei ſeinen Landsleuten Luthern ſelbſt zu verdrängen und ſeine Lehre fand eine deſto günſtigere Aufnahme, je mehr ſie von Myſterien und läſtigen Gebräuchen gereinigt war und je mehr ſie es der lutheriſchen an Entfernung vom Papſttum zuvortat.

Das Blutbad unter den Waldenſern zog die Kalviniſten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher ſich im Dunkel der Nacht zu verſammeln, wagten ſie es jetzt, durch öffentliche Zuſammenkünfte den Nachforſchungen der Obrigkeit Hohn zu ſprechen und ſelbſt in den Vorſtädten von Paris die Pſalmen des Marot in großen Verſammlungen abzuſingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Anmut dieſer Lieder wußte ſich ihre Religion ſelbſt in manche Gemüter zu ſchmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Proteſtanten in dem übrigen Königreich dem Beiſpiel, das ihre Brüder in der Hauptſtadt gegeben.

Heinrich der Zweite, ein noch ſtrengerer Verfolger ihrer Partei als ſein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen ſie zu Hilfe. Vergebens wurden die Edikte

geschärft, welche ihren Glauben verdammten. Umsonst erniedrigte sich dieser Fürst so weit, durch seine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Henker zu ermuntern. In allen großen Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmal aus seiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Kalvinismus verbannen. Diese Lehre hatte unter der Armee, auf den Gerichtsstühlen, hatte selbst an seinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obrister des französischen Fußvolks, erklärte dem König mit dreister Stirn ins Gesicht, daß er lieber sterben wolle, als eine Messe besuchen.

Endlich aufgeschreckt von der immer mehr um sich greifenden Gefahr, welche die Religion seiner Völker und, wie man ihn fürchten ließ, selbst seinen Thron bedrohte, überließ sich dieser Fürst allen gewalttätigen Maßregeln, welche die Habsucht der Höflinge und der unreine Eifer des Klerus ihm diktierte. Um durch einen entscheidenden Schritt den Mut der Partei auf einmal zu Boden zu schlagen, erschien er eines Tages selbst im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieses Gerichtshofs, die sich den neuen Meinungen günstig zeigten, gefangen nehmen und gab Befehl, ihnen schleunig den Prozeß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Sekte keine Schonung mehr. Das verworfne Gezücht der Angeber wurde durch versprochne Belohnungen ermuntert, alle Gefängnisse des Reichs in kurzem mit Schlachtopfern der Unduldsamkeit angefüllt; niemand wagte es, für sie die Stimme zu erheben. Die reformierte Partei in Frankreich stand jetzt 1559 am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger, unwiderstehlicher Fürst, mit ganz Europa im Frieden, und unumschränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu diesem großen Werke von dem Papst und von Spanien selbst begünstigt, hatte ihr das Verderben geschworen. Ein unerwarteter Glücksfall mußte sich ins Mittel schlagen, dieses abzuwenden, welches auch geschah. Ihr unversöhnlicher Feind starb mitten unter diesen Zurüstungen von einem

Lanzenſplitter verwundet, der ihm bei einem feſtlichen Turnier in das Auge flog.

Dieſer unverhoffte Hintritt Heinrichs des Zweiten war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerriſſen und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ ſeine Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hauſe von Medicis in Florenz, nebſt vier unreifen Söhnen, unter denen der älteſte, Franz, kaum das ſechszehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, vermählt, und ſo mußte ſich das Szepter zweier Reiche in zwo Händen vereinigen, die noch lange nicht geſchickt waren, ſich ſelbſt zu regieren. Ein Heer von Ehrgeizigen ſtreckte ſchon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfs, der ſich darüber entzündete.

Beſonders waren es zwei mächtige Faktionen, welche ſich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs ſtreitig machten. An der Spitze der einen ſtand der Konnetabel von Frankreich, Annas von Montmorency, Miniſter und Günſtling des verſtorbnen Königs, um den er ſich durch ſeinen Degen und einen ſtrengen, über alle Verführung erhabnen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmütiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeit erſchüttern, kein Glücksfall ſchwindlig machen konnte. Dieſen geſetzten Geiſt hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewieſen, wo er mit gleicher Gelaſſenheit und mit gleich ſtandhaftem Mut den Wankelmut ſeines Monarchen und den Wechſel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Höfling, der Finanzier wie der Richter zitterten vor ſeinem durchdringenden Blick, den keine Täuſchung blendete, vor dieſem Geiſte der Ordnung, der keinen Fehltritt vergab, vor dieſer feſten Tugend, über die keine Verſuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachſen und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorſam zu

erzwingen, fehlte ihm die Geschmeidigkeit des Staatsmanns und Höflings, welche durch Nachgeben siegt und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verscherzte er seinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befahlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Platze, als wo er herrschte, und nur gemacht, sich auf der ersten Stelle zu behaupten, aber nicht wohl fähig, mit hofmännischer Kunst darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste um den Staat, die selbst der Neid nicht zu verringern wagte, eine Redlichkeit, der auch seine Feinde huldigten, die Gunst des verstorbnen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts, schienen den Konnetabel zu dem ersten Posten im Staat zu berechtigen und jeden fremden Anspruch im voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienst eines solchen Dieners zu würdigen, und eine ernstliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um seinem gründlichen innern Wert die rauhe Außenseite zu vergeben. Franz der Zweite war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genusse, nicht zur Arbeit rief, dem ein so strenger Aufseher seiner Handlungen nicht willkommen sein konnte. Montmorencys äußere Tugend, die ihn bei dem Vater und Großvater in Gunst gesetzt hatte, gereichte ihm bei dem leichtsinnigen schwachen Sohn zum Verbrechen und machte es der entgegengesetzten Kabale leicht, über diesen Gegner zu triumphieren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verpflanzter Zweig des lothringischen Fürstenhauses, waren die Seele dieser furchtbaren Faktion. Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Oheim der regierenden Königin, vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln und eine Herrschaft über sie erwerben. Frankreich verehrte in ihm seinen Retter, den Wiederhersteller seiner Ehre vor der ganzen europäischen Welt. An seiner Geschicklichkeit und seinem Mut war das Glück Karls des Fünften gescheitert; seine Entschlossenheit hatte die Schande der Vorfahren ausgelöscht und den Engländern Kalais, ihre letzte

Beſitzung auf franzöſiſchem Boden, nach einem zweihundertjährigen Beſitze, entriſſen. Sein Name war in aller Munde, ſeine Bewundrung lebte in aller Herzen. Mit dem weitſehenden Herrſcherblicke des Staatsmanns und Feldherrn verband er die Kühnheit des Helden und die Gewandtheit des Höflings. Wie das Glück, ſo hatte ſchon die Natur ihn zum Herrſcher der Menſchen geſtempelt. Edel gebildet, von erhabner Statur, königlichem Anſtand und offner gefälliger Miene hatte er ſchon die Sinne beſtochen, ehe er die Gemüter ſich unterjochte. Den Glanz ſeines Ranges und ſeiner Macht erhob eine natürliche angeſtammte Würde, die, um zu herrſchen, keines äußern Schmucks zu bedürfen ſchien. Herablaſſend ohne ſich zu erniedrigen, mit dem Geringſten geſprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimniſſe ſeiner Politik preiszugeben, verſchwenderiſch gegen ſeine Freunde und großmütig gegen den entwaffneten Feind, ſchien er bemüht zu ſein, den Neid mit ſeiner Größe, den Stolz einer eiferſüchtigen Nation mit ſeiner Macht auszuſöhnen. Alle dieſe Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unerſättlichen ſtürmiſchen Ehrbegierde, die, von keinem Hindernis geſchreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgeſteckten Ziel furchtlos entgegenging und, gleichgültig gegen das Schickſal von Tauſenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünſtigt, durch alle Krümmungen der Kabale und mit allen Schrecknissen der Gewalt ihre verwegnen Entwürfe verfolgte. Dieſelbe Ehrſucht, von nicht geringern Gaben unterſtützt, beherrſchte den Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, ebenſo mächtig durch Wiſſenſchaft und Beredſamkeit als jener durch ſeinen Degen, furchtbarer im Scharlach als der Herzog im Panzerhemd, ſeine Privatleidenſchaften mit dem Schwert der Religion bewaffnete und die ſchwarzen Entwürfe ſeiner Ehrſucht mit dieſem heiligen Schleier bedeckte. Über den gemeinſchaftlichen Zweck einverſtanden teilte ſich dieſes unwiderſtehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe ſie es wußte, in ſeinen Feſſeln ſich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, ſich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den ſeine Gemahlin, ihre Nichte, unumſchränkt leitete, ſchwerer, die Königin Mutter Katharine für ihre Abſichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte ſie an einem geteilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Überlegenheit ihres Verſtandes über das Gemüt ihres ſchwachen Sohnes; ein verborgner, in Ränken erfinderiſcher Geiſt, mit einer grenzenloſen Begierde zum Herrſchen vereinigt, konnte ſie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunſt zu erſchleichen, wurde deswegen kein Opfer geſpart, keine Erniedrigung geſcheuet. Keine Pflicht war ſo heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu ſchmeicheln, keine Freundſchaft ſo feſtgeknüpft, die nicht zerriſſen wurde, ihrer Rachſucht ein Opfer preiszugeben, keine Feindſchaft ſo tiefgewurzelt, die man nicht gegen ihre Günſtlinge ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was den Konnetabel bei der Königin ſtürzen konnte, und ſo gelang es wirklich der Kabale, die gefährliche Verbindung zwiſchen Katharinen und dieſem Feldherrn zu verhindern.

Unterdeſſen hatte der Konnetabel alles in Bewegung geſetzt, ſich einen furchtbaren Anhang zu verſchaffen, der die lothringiſche Partei überwägen könnte. Kaum war Heinrich tot, ſo wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter dieſen beſonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Poſten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt ſie berechtigte. Aber ehe ſie noch Zeit hatten, zu erſcheinen, waren ihnen die Guiſen ſchon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieſer erklärte den Abgeſandten des Parlaments, die ihn zu ſeinem Regierungsantritt begrüßten, daß man ſich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringiſchen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog ſogleich Beſitz von dem Kommando der Truppen, der Kardinal von Lothringen erwählte ſich den wichtigen Artikel der Finanzen zu ſeinem Anteil. Montmorency erhielt eine froſtige Weiſung, ſich auf ſeinen Gütern zur Ruhe zu begeben.

Die mißvergnügten Prinzen von Geblüte hielten darauf eine Zuſammenkunft zu Vendome, welche der Konnetabel abweſend leitete, um ſich über die Maßregeln gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu bereden. Den Beſchlüſſen derſelben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeſchickt, bei der Königin-Mutter noch einen letzten Verſuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man ſich gewaltſame Mittel erlaubte. Dieſer Auftrag war einer allzu ungeſchickten Hand anvertraut, um ſeinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guiſen in Furcht geſetzt, die ſich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringiſchen Brüder blieben Meiſter vom Schauplatz.

Dieſer leichte Sieg machte ſie keck, und jetzt fingen ſie an, keine Schranken mehr zu ſcheuen. Im Beſitz der öffentlichen Einkünfte hatten ſie bereits unſägliche Summen verſchwendet, um ihre Kreaturen zu belohnen. Ehrenſtellen, Pfründen, Penſionen, wurden mit freigebiger Hand zerſtreut, aber mit dieſer Verſchwendung wuchs nur die Gierigkeit der Empfänger und die Zahl der Kandidaten, und was ſie bei dem kleinern Teil dadurch gewannen, verdarben ſie bei einem weit größeren, welcher leer ausging. Die Habſucht, mit der ſie ſich ſelbſt den beſten Teil an dem Raube des Staats zueigneten, der beleidigende Trotz, mit dem ſie ſich auf Unkoſten der vornehmſten Häuſer in die wichtigſten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüter ſchwierig; nichts aber war für die Franzoſen empörender, als was ſich der hochfahrende Stolz des Kardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An dieſen Luſtort, wo der Hof ſich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Perſonen gezogen, die entweder um rückſtändigen Sold und Gnadengelder zu flehen oder für ihre geleiſteten Dienſte die verdienten Belohnungen einzufodern gekommen waren. Das Ungeſtüm dieſer Leute, unter denen ſich zum Teil die verdienteſten Offiziers der Armee befanden, beläſtigte den Kardinal. Um ſich ihrer auf einmal zu entledigen,

ließ er nahe am königlichen Schlosse einen Galgen aufrichten und zugleich durch den öffentlichen Ausrufer verkündigen, daß jeder, wes Standes er auch sei, den ein Anliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieses Galgens innerhalb vierundzwanzig Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieser Art erträgt der Franzose nicht und darf sie unter allen Völkern von seinem Könige am wenigsten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuts in mehr als tausend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bei den Fortschritten, welche der Kalvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich getan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maßregeln die neuen Minister dagegen ergreifen würden. Aus Überzeugung sowohl als Interesse eifrige Anhänger des Papstes, vielleicht damals schon geneigt, sich beim Drang der Umstände auf spanische Hilfe zu stützen, zugleich von der Notwendigkeit überzeugt, die zahlreichste und mächtigste Hälfte der Nation durch einen wahren oder verstellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten sie sich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. Heinrich der Zweite hatte noch kurz vor seinem Ende den Untergang der Kalvinisten beschlossen, und man brauchte bloß der schon angefangnen Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche der Tod dieses Königs den Protestanten vergönnte. In seiner ganzen Wut erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die lothringischen Prinzen bedachten sich um so weniger, gegen eine Religionspartei zu wüten, die ein großer Teil ihrer Feinde längst im stillen begünstigte.

Der Prozeß des berühmten Parlamentsrats, Anna du Bourg, verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räte, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erfuhren eine gelindere Behandlung. Dieser unzweideutige öffentliche Schritt der

lothringiſchen Prinzen gegen den Kalvinismus verſchaffte den mißvergnügten Großen eine erwünſchte Gelegenheit, die ganze reformierte Partei gegen das Miniſterium in Harniſch zu bringen und die Sache ihrer gekränkten Ehrſucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen proteſtantiſchen Kirche zu machen. Jetzt alſo geſchah die unglücksvolle Verwechſelung politiſcher Beſchwerden mit dem Glaubensintereſſe, und wider die politiſche Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hilfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigung gegen die mißtrauiſchen Kalviniſten war es den Guiſen leicht, den durch ihre Zurückſetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen und ſo einen ſchrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu erſticken. Dadurch, daß ſie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Kalviniſten aufs äußerſte brachten, zwangen ſie beide, einander zu ſuchen, ihre Rachgier und ihre Furcht ſich wechſelſeitig mitzuteilen, ihre verſchiednen Beſchwerden zu vermengen und ihre geteilten Kräfte in einer einzigen drohenden Faktion zu vereinigen. Von jetzt an ſah der Kalviniſte in den Lothringern nur die Unterdrücker ſeines Glaubens und in jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Opfer ihrer Intoleranz, welches Rache foderte. Von jetzt an erblickte der Katholike in eben dieſen Lothringern nur die Beſchützer ſeiner Kirche und in jedem, der gegen ſie aufſtand, nur den Hugenotten, der die rechtgläubige Kirche zu ſtürzen ſuche. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Große eine mehr oder mindre furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangne Nation in den Privatſtreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Kalviniſten ſtellten ſich die Prinzen von Bourbon, Anton von Navarra und Ludwig, Prinz von Condé, nebſt der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Coligny in der Geſchichte verherrlicht. Ungern genug riß ſich der wollüſtige Prinz von Condé aus dem

Schoß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guisen zu werden, aber das Übermaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittner Beleidigungen hatten seinen schlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die dringenden Auffoderungen der Chatillons zwangen ihn, das Lager der Wollust mit dem politischen und kriegerischen Schauplatze zu vertauschen. Das Haus Chatillon stellte in diesen Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteste, Admiral Coligny, der öffentlichen Sache durch seinen Feldherrngeist, seine Weisheit, seinen ausdauernden Mut, der zweite, Franz von Andelot, durch seinen Degen, der dritte, Kardinal von Chatillon, Bischof von Beauvais, durch seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und seine Verschlagenheit diente. Eine seltene Harmonie der Gesinnungen vereinigte diese sich sonst so ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreiblatt, und die Würden, welche sie bekleideten, die Verbindungen, in denen sie standen, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an deren Spitze sie traten.

Auf einem von den Schlössern des Prinzen von Condé, an der Grenze von Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen und sich zugleich dieser letztern tot oder lebendig zu bemächtigen. Soweit war es gekommen, daß man die Person des Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen derer, welche sich ihres Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der Macht werden konnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf eben dieser Versammlung beschlossen, eine militärische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammenziehn sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Unternehmung als

eine Religionsſache abſchildern ließ, ſo hielt man ſich der kräftigſten Mitwirkung der Kalviniſten verſichert, deren Anzahl im Königreich damals ſchon auf zwei Millionen geſchätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigſten Katholiken zog man durch die Vorſtellung, daß es nur gegen die Guiſen abgeſehen ſei, in die Verſchwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für ratſam hielt, vorjetzt noch unſichtbar zu bleiben, deſto beſſer zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten ſichtbaren Anführer in der Perſon eines gewiſſen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den ſein verwegner, in ſchlimmen Händeln und Gefahren bewährter Mut, ſeine unermüdete Tätigkeit, ſeine Verbindungen im Staat und der Zuſammenhang mit den ausgewanderten Kalviniſten zu dieſem Poſten beſonders geſchickt machten. Verbrechen halber hatte derſelbe längſt ſchon die Rolle eines Flüchtlings ſpielen müſſen und die Kunſt der Verborgenheit, welche ſein jetziger Auftrag von ihm foderte, zu ſeiner eignen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entſchloßnes, jedem kühnen Streiche gewachſenes Subjekt, und die enthuſiaſtiſche Zuverſicht, die ihn ſelbſt über jedes Hindernis erhob, konnte ſich von ihm aus allen Mitgliedern der Verſchwörung mitteilen.

Die Vorkehrungen wurden aufs beſte getroffen und alle möglichen Zufälle im voraus in Berechnung gebracht, um dem Ohngefähr ſo wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Inſtruktion, worin nichts vergeſſen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausſchlag zuſichern konnte. Der eigentliche verborgne Führer derſelben, hieß es, würde ſich nennen und öffentlich hervortreten, ſobald es zur Ausführung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament ſeine Sitzungen hielt und eine Reihe von Luſtbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieſer Provinz die zufällige Veranlaſſung gab, die herbeiſtrömende Menge ſchicklich entſchuldigen konnte, verſammelte Renaudie im Jahr 1560 ſeine Edel-

leute. Ähnliche Umstände nutzten wenige Jahre nachher die Geusen in Brüssel, um ihr Komplott gegen den spanischen Minister Granvella zustande zu bringen. In einer Rede voll Beredsamkeit und Feuer, welche uns der Geschichtschreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Absicht ihrer Zusammenberufung und suchte die übrigen zu einer tätigen Teilnahme anzufeuern. Nichts wurde darin gespart, die Guisen in das gehässigste Licht zu setzen, und mit arglistiger Kunst alle Übel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung geschrieben. Ihr schwarzer Entwurf sollte sein, durch Entfernung der Prinzen vom Geblüt, der Verdientesten und Edelsten, von des Königs Person und der Staatsverwaltung den jungen Monarchen, dessen schwächliche Person, wie man sich merken ließ, in solchen Händen nicht am sichersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen, und wenn es auch durch Ausrottung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihrem eigenen Geschlecht den Weg zu dem französischen Throne zu bahnen. Dies einmal vorausgesetzt, war keine Entschließung so kühn, kein Schritt gegen sie so strafbar, den nicht die Ehre selbst und die reinste Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft," so schloß der Redner mit dem heftigsten Übergang, „so schwöre ich, so beteure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu tun; aber ich beteure und schwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer verteidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes."

Eine Erklärung dieser Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionseifer hingerissen, der heftigsten Entschließungen fähig waren. Alle

wiederholten einſtimmig dieſen Eidſchwur, den ſie ſchriftlich aufſetzten und durch Handſchlag und Umarmung beſiegelten. Merkwürdig iſt die Ähnlichkeit, welche ſich zwiſchen dem Betragen dieſer Verſchwornen zu Nantes und dem Verfahren der Konförderierten in Brüſſel entdecken läßt. Dort wie hier iſt es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen ſeines Miniſters zu verteidigen ſcheinen will, während daß man kein Bedenken trägt, eins ſeiner heiligſten Rechte, ſeine Freiheit in der Wahl ſeiner Diener, zu kränken; dort wie hier iſt es der Staat, den man gegen Unterdrückung ſicherzuſtellen ſich das Anſehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schreckniſſen eines Bürgerkriegs überliefert. Nachdem man über die zu nehmenden Maßregeln einig war und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollſtreckung beſtimmt hatte, ſchied man auseinander, jeder Edelmann nach ſeiner Provinz, um die nötige Mannſchaft in Bewegung zu ſetzen. Dies geſchah mit dem beſten Erfolge, und das Geheimnis des Entwurfes litt nichts durch die Menge derer, die zur Vollſtreckung nötig waren. Der Soldat verdingte ſich dem Kapitän, ohne den Feind zu wiſſen, gegen den er zu fechten beſtimmt war. Aus den entlegeneren Provinzen fingen ſchon kleine Haufen an, zu marſchieren, welche immer mehr anſchwellten, je näher ſie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften ſich ſchon im Mittelpunkt des Reichs, während die Guiſen zu Blois, wohin ſie den König gebracht hatten, noch in ſorgloſer Sicherheit ſchlummerten. Ein dunkler Wink, der ſie vor einem ihnen drohenden Anſchlage warnte, zog ſie endlich aus dieſer Ruhe und vermochte ſie, den Hof von Blois nach Amboiſe zu verlegen, welche Stadt, ihrer Zitadelle wegen, gegen einen unvermuteten Überfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieſer Querſtreich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verſchworenen bewirken, aber im Weſentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert ſeinen Gang, und nicht ihrer Wachſamkeit, nicht der Verräterei eines

Mitverschwornen, dem bloßen Zufall dankten die Guisen ihre Errettung. Renaudie selbst beging die Unvorsichtigkeit, einem Advokaten zu Paris, mit Namen Avenelles, seinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anschlag zu offenbaren, und das furchtsame Gewissen dieses Mannes verstattete ihm nicht, ein so gefährliches Geheimnis bei sich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimschreiber des Herzogs von Guise, der ihn in größter Eile nach Amboise schaffen ließ, um dort seine Aussage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorglosigkeit der Minister gewesen, so groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtraun, ihre Verwirrung. Was sie umgab, ward ihnen verdächtig. Bis in die Löcher der Gefängnisse suchte man, um dem Komplott auf den Grund zu kommen. Weil man, nicht mit Unrecht, voraussetzte, daß die Chatillons um den Anschlag wüßten, so berief man sie unter einem schicklichen Vorwand nach Amboise, in der Hoffnung, sie hier besser beobachten zu können. Als man ihnen, in Absicht der gegenwärtigen Umstände, ihr Gutachten abfoderte, bedachte Coligny sich nicht, aufs heftigste gegen die Minister zu reden und die Sache der Reformierten aufs lebhafteste zu verfechten. Seine Vorstellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch so viel auf die Mehrheit des Staatsrats, daß ein Edikt abgefaßt wurde, welches die Reformierten, mit Ausnahme ihrer Prediger und aller, die sich in gewalttätige Anschläge eingelassen, von der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Notmittel kam jetzt zu spät, und die Nachbarschaft von Amboise fing an, sich mit Verschwornen anzufüllen. Condé selbst erschien in starker Begleitung an diesem Ort, um die Aufrührer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben, hatte man ausgemacht, sollte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Toren von Amboise melden, und, wofern sie keinen Widerstand fänden, mit Hilfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen

Schwadronen unterſtützt werden, die auf das erſte Zeichen des Widerſtandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolk ſich der Tore bemächtigen würden. Indem dies von außenher vorginge, würden die in der Stadt ſelbſt verborgenen, meiſtens im Gefolge des Prinzen verſteckten Teilhaber der Verſchwörung zu den Waffen greifen und ſich unverzüglich der lothringiſchen Prinzen, lebendig oder tot, verſichern. Der Prinz von Condé zeigte ſich dann öffentlich als das Haupt der Partei und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieſer ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guiſe verräteriſcher Weiſe mitgeteilt, der ſich dadurch in den Stand geſetzt ſah, beſtimmtere Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ ſchleunig Soldaten werben und ſchickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Gewaffneten, der auf dem Weg nach Amboiſe begriffen ſei, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarſchaft wurde aufgeboten, ſich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mittelſt ſcheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigſten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboiſe ſelbſt beſchäftigt und von Kundſchaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechſelt, die zum Angriff bezeichneten Tore vermauert. Außerhalb der Stadt ſtreiften zahlreiche fliegende Korps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerſtreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu geraten.

Unter dieſen nachteiligen Umſtänden langte Renaudie vor Amboiſe an. Ein Haufe von Verſchwornen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangnen Brüder ſchreckte die Kommenden nicht ab. Der Anführer unterließ nichts, durch ſeine Gegenwart die Fechtenden zu ermuntern, die Zerſtreuten zu ſammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein, und nur von einem einzigen Mann begleitet, ſtreifte er durch das Feld umher und wurde von einem Trupp königlicher Reiter nach dem

tapfersten Widerstand erschossen. Seinen Leichnam schaffte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift: „Haupt der Rebellen" am Galgen aufgeknüpft wurde. Ein Edikt folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitschuldigen, der die Waffen sogleich niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe machten sich viele schon auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache, es zu bereuen. Ein letzter Versuch, den die Zurückgebliebnen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber wie die vorigen vereitelt wurde, erschöpfte die Mäßigung der Guisen und brachte sie so weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzstatthalter erhielten jetzt Befehl, sich auf die Rückkehrenden zu werfen, und in Amboise selbst ergingen die fürchterlichsten Prozeduren gegen jeden, der den Lothringern verdächtig war. Hier, wie im ganzen Königreich, floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um dessentwillen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man sie, Arme und Füße gebunden, in die Loire, weil die Hände der Nachrichter nicht mehr zureichen wollten. Nur wenige von hervorstechenderem Range behielt man der Justiz vor, um durch ihre solenne Verurteilung das vorhergegangene Blutbad zu beschönigen.

Indem die Verschwörung ein so unglückliches Ende nahm und so viele unwissende Werkzeuge derselben der Rache der Guisen aufgeopfert wurden, spielte der Prinz von Condé, der Schuldigste von allen und der unsichtbare Lenker des Ganzen, seine Rolle mit beispielloser Verstellungskunst und wagte es, dem Verdacht Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit seines Geheimnisses sich stützend und überzeugt, daß die Tortur selbst seinen Anhängern nicht entreißen könnte, was sie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige und drang darauf, sich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er tat dieses in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Gesandten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem edeln Unwillen

eines unſchuldig Angeklagten, mit der ganzen Feſtigkeit und Würde, welche ſonſt nur das Bewußtſein einer gerechten Sache einzuflößen pflegt. „Sollte," ſchloß er, „ſollte jemand verwegen genug ſein, mich als den Urheber der Verſchwörung anzuklagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die Franzoſen gegen die geheiligte Perſon ihres Königs aufzuwiegeln, ſo entſage ich hiermit dem Vorrechte meines Ranges und bin bereit, ihm mit dieſem Degen zu beweiſen, daß er lügt." — „Und ich," nahm Franz von Guiſe das Wort, „ich werde es nimmermehr zugeben, daß ein ſo ſchwarzer Verdacht einen ſo großen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir alſo, Ihnen in dieſem Zweikampf zu ſekondieren." Und mit dieſem Poſſenſpiele ward eine der blutigſten Verſchwörungen geendigt, welche die Geſchichte kennt, ebenſo merkwürdig durch ihren Zweck und durch das große Schickſal, welches dabei auf dem Spiele ſtand, als durch ihre Verborgenheit und Liſt, mit der ſie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieſer Verſchwörung geteilt; der Privatvorteil beider Parteien verleitete ſie, den richtigen Geſichtspunkt zu verfälſchen. Wenn die Reformierten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guiſen ſie bewaffnet habe und der Gedanke ferne von ihnen geweſen ſei, durch gewaltſame Mittel die Religionsfreiheit durchzuſetzen, ſo wurde im Gegenteil die Verſchwörung in den königlichen Briefen, als gegen die Perſon des Monarchen ſelbſt und gegen das ganze königliche Haus gerichtet, vorgeſtellt, welche nichts geringeres erzielt haben ſolle, als die Monarchie zugleich mit der katholiſchen Religion umzuſtürzen und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republiken-Bund zu verwandeln. Es ſcheint, daß der beſſere Teil der Nation anders davon geurteilt und nur die Verlegenheit der Guiſen ſich hinter dieſen Vorwand geflüchtet habe, um dem allgemein gegen ſie erwachenden Unwillen eine andre Richtung zu

geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachsucht so grausam dahingeopfert hatte, machte auch sogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derselben zu verringern, und die Protestanten kühn genug, ihren Anteil an dem Komplott laut zu bekennen. Diese ungünstige Stimmung der Gemüter erinnerte die Minister nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit sei, sich zu mäßigen; und so verschaffte selbst der Fehlschlag des Komplotts von Amboise den Kalviniſten im Königreich auf eine Zeitlang wenigstens eine gelindere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu ersticken und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, verfiel man darauf, mit den Vornehmsten des Reichs eine Beratschlagung anzustellen. Zu diesem Ende beriefen die Minister die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistratspersonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten. Diese Versammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation noch die Wünsche der Guisen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Ruf nicht wohl ausschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitbrachten und durch ein zahlreiches gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht so ganz ungegründet halten, welche diese ganze Versammlung nur als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so ging die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken vorüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit nächstem in der Stadt Orleans eröffnet werden sollte.

Jeder Teil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwiſchenzeit, ſich in Verteidigungsſtand zu ſetzen und an dem Untergang ſeiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlſchlag des Komplotts von Amboiſe hatte den Intrignen des Prinzen von Condé kein Ziel ſetzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch ſeine geheimen Unterhändler die Kalviniſten in Bewegung und ließ ſeine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerſeits ließ der Herzog von Guiſe die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen beſetzen, veränderte die Befehlshaber der Feſtungen und ſparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wiſſenſchaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt und in Feſſeln geworfen; verſchiedene wichtige Papiere, welche über die Machinationen des Prinzen Licht gaben, gerieten in ſeine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anſchlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn ſchmiedete und auf dem Reichstag zu Orleans willens war, zur Ausführung zu bringen. Eben dieſer Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabei zu wagen ſchienen, ſie mochten ſich davon ausſchließen oder auf demſelben erſcheinen. Weigerten ſie ſich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, ſo hatten ſie alles für ihre Beſitzungen, überlieferten ſie ſich ihren Feinden, ſo hatten ſie nicht minder für ihre perſönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Beratſchlagungen blieb es endlich bei dem letzten, und beide Bourbons entſchloſſen ſich zu dieſem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte ſich dieſer Reichstag, und ſtatt des wechſelſeitigen Vertrauens, welches ſo nötig war, Haupt und Glieder zu einem Zweck zu vereinigen und durch gegenſeitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Verſöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüter. Anſtatt der erwarteten Geſinnungen des Friedens brachte jeder Teil ein unverſöhnliches Herz und ſchwarze Anſchläge auf die Verſammlung mit, und das Heiligtum der öffentlichen Sicher-

heit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verrats und der Rache erkoren. Furcht vor Nachſtellungen, welche die Guiſen unaufhörlich ihm vorſpiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüte ſeiner Jahre ſichtbar dahinwelkte, von ſeinen nächſten Verwandten den Dolch gegen ſich gezogen und unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends unter ſeinen Füßen das Grab ſich ſchon öffnen ſah. Melancholiſch und Unglück weisſagend war ſein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöſe von Gewaffneten erſtickte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde ſogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Tor, jede Straße beſetzten. So ungewöhnliche Anſtalten verbreiteten überall Unruhe und Angſt und ließen einen finſtern Anſchlag im Hinterhalt befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe ſie Orleans erreicht hatten, und machte ſie eine Zeitlang unſchlüſſig, ob ſie die Reiſe dahin fortſetzen ſollten.

Aber hätten ſie auch ihren Vorſatz geändert, ſo kam die Reue jetzt zu ſpät; denn ein Obſervationskorps des Königs, welches von allen Seiten ſie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeſchnitten. So erſchienen ſie am 30. Oktober 1560 zu Orleans, begleitet von dem Kardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligſten Verſicherungen ſeiner aufrichtigen Abſichten entgegen geſandt hatte.

Der Empfang, den ſie erhielten, widerſprach dieſen Verſicherungen ſehr. Schon von weitem verkündigte ihnen die froſtige Miene der Miniſter und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finſtrer Ernſt malte ſich auf dem Geſichte des Monarchen, als ſie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigſten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man letztern bezichtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu ſeiner Verhaftung iſt ausgeſprochen, ehe er Zeit hat, auf dieſe überraſchende Beſchuldigungen zu antworten.

Ein ſo raſcher Schritt durfte nicht bloß zur Hälfte getan

werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren ſchon in Bereitſchaft und alle Ausſagen geſammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte als die Form des Gerichts. Zu dieſem Ende ſetzte man eine außerordentliche Kommiſſion nieder, welche aus dem Pariſer Parlament gezogen war und den Kanzler von Hopital an ihrer Spitze hatte. Vergebens berief ſich der Angeklagte auf das Vorrecht ſeiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige ſelbſt, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Argliſt, über einen Privataufſatz, der nur für ſeinen Advokaten beſtimmt, aber unglücklicherweiſe von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Verteidigung zu erkennen. Fruchtlos blieben die Verwendungen ſeiner Freunde, ſeiner Familie; vergeblich der Fußfall ſeiner Gemahlin vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber ſeiner Krone, ſeinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte ſich der König von Navarra vor den Guiſen ſelbſt, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwieſen. Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräter an einem dünnen Haare über ſeinem eignen Haupte. In den eignen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rotte von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäß, über ihn herfallen ſollten, ſobald der König durch einen heftigen Zank mit demſelben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeſchädigt aus dem Kabinett des Monarchen, der zwar unedel genug einen Meuchelmord zu beſchließen, doch zu verzagt war, denſelben in ſeinem Beiſein vollſtrecken zu laſſen.

Entſchloßner gingen die Guiſen gegen Condé zu Werke, um ſo mehr, da die hinſinkende Geſundheit des Monarchen ſie eilen hieß. Das Todesurteil war gegen ihn geſprochen, die Sentenz von einem Teile der Richter ſchon unterzeichnet, als man den König auf einmal rettungslos darnieder liegen ſah. Dieſer entſcheidende Umſtand machte die Gegner des Prinzen ſtutzig und erweckte den Mut

ſeiner Freunde; bald erfuhr der Verurteilte ſelbſt die Wirkungen davon in ſeinem Gefängnis. Mit bewundernswürdigem Gleichmut und unbewölkter Heiterkeit des Geiſtes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgeſondert, und von laurenden, feindſelig geſinnten Wächtern umringt, den Ausſchlag ſeines Schickſals, als ihm unerwartet Vorſchläge zu einem Vergleich mit den Guiſen getan wurden. „Kein Vergleich", erwiderte er, „als mit der Degenſpitze". Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen erſparte es ihm, dieſes unglückliche Wort mit ſeinem Kopf zu bezahlen.

Franz der Zweite hatte den Thron in ſo zarter Jugend beſtiegen, unter ſo wenig günſtigen Umſtänden und bei ſo wankender Geſundheit beſeſſen und ſo ſchnell wieder geräumt, daß man Anſtand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die ſeine kurze Regierung ſo ſtürmiſch machten und ſich auf ſeinen Nachfolger vererbten. Ein willenloſes Organ der Königin, ſeiner Mutter, und der Guiſen, ſeiner Oheime, zeigte er ſich auf der politiſchen Bühne nur, um mechaniſch die Rolle herzuſagen, welche man ihn einlernen ließ, und zuviel war es wohl von ſeinen mittelmäßigen Gaben gefodert, das lügneriſche Gewebe zu durchreißen, worin die Argliſt der Guiſen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einzigmal ſchien es, als ob ſein natürlicher Verſtand und ſeine Gutmütigkeit die betrügeriſchen Künſte ſeiner Miniſter zunichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Komplott von Amboiſe ſichtbar wurde, konnte, wie ſehr auch die Guiſen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimnis bleiben. Sein Herz ſagte ihm, daß dieſer Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm ſelbſt gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um jemandes Zorn zu verdienen. „Was hab ich dann gegen mein Volk verbrochen", fragte er ſeine Oheime voll Erſtaunen, „daß es ſo ſehr gegen mich wütet? Ich will ſeine Beſchwerden vernehmen und ihm recht verſchaffen — mir deucht", fuhr er fort, „es liegt am Tage daß ihr dabei gemeint ſeid. Es wäre mir wirklich lieb, ihr

entferntet euch eine Zeitlang aus meiner Gegenwart, damit es ſich aufkläre, wem von uns beiden es eigentlich gilt". — Aber zu einer ſolchen Probe bezeugten die Guiſen keine Luſt, und es blieb bei dieſer flüchtigen Regung.

Franz der Zweite war ohne Nachkommenſchaft geſtorben, und das Szepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehen Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, deſſen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer ſchrecklichen Unſterblichkeit weiht. Unter unglücksvollen Zeichen begann dieſe finſtere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen an der Schwelle des Blutgerüſtes, ein andrer aus den Händen der Meuchelmörder nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegeneinander im Aufruhr begriffen und ein Teil derſelben ſchon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geſchwungen; von ferne ſchon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu ſeiner Zertrümmerung. Verräterei im Innern des Hofes, im Innern der königlichen Familie Zwieſpalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widerſprechende ſchreckliche Miſchung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Myſtik und von Freigeiſterei; von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatiſche Mönchsreligion verfinſtert, dort durch einen noch ſchlimmeren Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnſinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen ſelbſt mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laſter, die bald genug alle Klaſſen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in machiavelliſchen Künſten aufgeſaugt, heranwachſend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Betruge, unbekannt mit dem Gehorſam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das ſchreckliche Recht des Strafens ſeines Herrſcheramtes ſich bewußt, durch Krieg und Henker vertraut gemacht mit dem

Blut seiner Untertanen! — Von den Drangsalen eines offenbaren Krieges stürzt der unglücksvolle Staat in die schreckliche Schlinge einer verborgen laurenden Verschwörung; von der Anarchie einer vormundschaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Meuchelmord seine Dolche schleift. Frankreichs traurigster Zeitraum beginnt mit der Thronbesteigung Karls des Neunten, um über ein Menschenalter lang zu dauern und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Der Tod ihres Erstgeborenen und Karls des Neunten zartes Alter führte die Königinmutter, Katharina von Medicis, auf den politischen Schauplatz, eine neue Staatskunst und neue Szenen des Elends mit ihr. Diese Fürstin, geizig nach Herrschaft, zur Intrige geboren, ausgelernt im Betrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungeduld die Fesseln ertragen, welche der alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, solange sie des Beistandes der Königin wider Montmorency und die Prinzen von Bourbon bedurften, vernachlässigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in ihrer usurpierten Würde befestigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu sein, war ihre herrschende Neigung; ihre Glückseligkeit, jeder Partei notwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung aufopferte, aber alle ihre Tätigkeit war auf das Feld der Intrige eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrige allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentin des Reiches und Mutter von drei Königen mit der mißlichen Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wütende Parteien zu behaupten, hatte sie dem Trotz der Großen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegenzusetzen. In der Mitte zwischen den streitenden

Faktionen der Guiſen und der Prinzen von Bourbon beobachtete ſie lange Zeit eine unſichere Staatskunſt, unfähig, nach einem feſten und unwiderruflichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruß über die Guiſen ihr Gemüt beherrſchte, der reformierten Partei hingegeben, errötete ſie morgen nicht, wenn ihr Vorteil es heiſchte, ſich eben dieſen Guiſen, die ihrer Neigung zu ſchmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann ſtand ſie keinen Augenblick an, alle Geheimniſſe preiszugeben, die ein unvorſichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laſter beherrſchte ſie, aber welches die Mutter iſt von allen: zwiſchen Böſe und Gut keinen Unterſchied zu kennen. Die Zeitumſtände ſpielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand ſie gleich geneigt zur Unmenſchlichkeit und zur Milde, zur Demut und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrſchaft ihres Eigennutzes ſtand jede andere Leidenſchaft, und ſelbſt die Rachſucht, wenn das Intereſſe es foderte, mußte ſchweigen. Ein fürchterlicher Charakter, nicht weniger empörend als jene verrufenen Scheuſale der Geſchichte, welche ein plumper Pinſel ins Ungeheuere malt.

Aber indem ihr alle ſittlichen Tugenden fehlten, vereinigte ſie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältniſſe, alle Vorzüge des Geiſtes, welche ſich mit einem ſolchen Charakter vertragen; aber ſie entweihte alle, indem ſie ſie zu Werkzeugen dieſes Charakters erniedrigte. Majeſtät und königlicher Anſtand ſprach aus ihr; glänzend und geſchmackvoll war alles, was ſie anordnete, hingeriſſen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, alles, was ſich ihr nahte, von der Anmut ihres Umganges, von dem geiſtreichen Inhalt ihres Geſpräches, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Nie war der franzöſiſche Hof ſo glanzvoll geweſen, als ſeitdem Katharina Königin dieſes Hofes war. Alle verfeinerten Sitten Italiens verpflanzte ſie auf franzöſiſchen Boden, und ein fröhlicher Leichtſinn herrſchte an ihrem Hofe, ſelbſt unter den Schreckniſſen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürger-

lichen Krieges. Jede Kunst fand Aufmunterung bei ihr, jedes andere Verdienst als um die gute Sache Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohltaten, die sie ihrem neuen Vaterland brachte, verbargen sich gefährliche Gifte, welche die Sitten der Nation ansteckten und in den Köpfen einen unglücklichen Schwindel erregten. Die Jugend des Hofes, durch sie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ sich bald ohne Rückhalt ihrem Hange zum Vergnügen; mit dem Putze der Ahnen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Betrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die edle Wahrheit der Ritterzeiten, und das kostbarste Palladium des Staates, Treu und Glaube, verlor sich, wie aus dem Innern der Familien, so aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geschmack an astrologischen Träumereien, welchen sie mit sich aus ihrem Vaterlande brachte, führte sie dem Aberglauben eine mächtige Verstärkung zu; diese Torheit des Hofes stieg schnell zu den untersten Klassen herab, um zuletzt ein verderbliches Instrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigste Geschenk, was sie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die sie in ihrem Geiste erzog und mit ihren Grundsätzen auf den Thron setzte.

Die Gesetze der Natur und des Staates riefen die Königin Katharina während der Minderjährigkeit ihres Sohnes zur Regentschaft, aber die Umstände, unter welchen sie davon Besitz nehmen sollte, schlugen ihren Mut sehr darnieder. Die Stände waren in Orleans versammelt, der Geist der Unabhängigkeit erwacht und zwei mächtige Parteien gegeneinander zum Kampfe gerüstet. Nach Herrschaft strebten die Häupter beider Faktionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwischen zu treten und ihren Ehrgeiz zu beschränken; und die Anordnung der vormundschaftlichen Regierung, die jenen Mangel ersetzen sollte, konnte nun das Werk ihrer beiderseitigen Übereinstimmung werden. Der König war noch nicht tot, als sich Katharina von beiden Teilen heftig

angegangen und zu den entgegengeſetzteſten Maßregeln aufgefodert ſah. Die Guiſen und ihr Anhang, pochend auf die Hilfe der Stände, deren größter Teil von ihnen gewonnen war, geſtützt auf den Beiſtand der ganzen katholiſchen Partei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollſtrecken zu laſſen und mit dieſem einzigen Streiche das bourboniſche Haus zu zerſchmettern, deſſen furchtbares Aufſtreben ihr eigenes bedrohte. Auf der anderen Seite beſtürmte ſie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung ſeines Bruders anzuwenden und ſich dadurch der Unterwürfigkeit ſeiner ganzen Partei zu verſichern. Keinem von beiden Teilen fiel es ein, die Anſprüche der Königin auf die Regentſchaft anzufechten. Das nachteilige Verhältnis, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraſchte, mochte ſie abſchrecken, für ſich ſelbſt, wie ſie ſonſt wohl getan hätten, nach dieſem Ziele zu ſtreben; deswegen verhielten ſie ſich lieber ſtumm, um nicht durch die Zweifel, die ſie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guiſen eine Ermunterung zu geben. Auch die Guiſen wollten durch ihren Widerſpruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die näheren Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch ſchweigende Anerkennung der Rechte Katharinens ſchloſſen beide Parteien einander gegenſeitig von der Kompetenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königin ihre ehrgeizigen Abſichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weiſen Ratſchläge des Kanzlers von Hôpital geleitet, erwählte den ſtaatsklugen Ausweg, ſich keiner von beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andere herzugeben und durch ein wohlgewähltes Mittel zwiſchen beiden den Meiſter über ſie zu ſpielen. Indem ſie den Prinzen von Condé der ungeſtümen Rachſucht ſeiner Gegner entriß, machte ſie dieſen wichtigen Dienſt bei dem König von Navarra geltend und verſicherte die lothringiſchen Prinzen ihres mächtigſten Beiſtandes, wenn ſich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche

sie unter der vorigen erlitten, tätlich erinnern sollten. Mit Hilfe dieser Staatskunst sah sie sich unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen ohne jemands Widerspruch und selbst ohne Zutun der in Orleans versammelten Stände, die untätig dieser wichtigen Begebenheit zusahen, im Besitz der Regentschaft, und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbonen das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien wieder herzustellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängnis, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generalleutnant des Königreiches ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten wenigstens ihre künftigen Hoffnungen, indem sie sich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück, aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so schwer verwundeten Gemütern zu begründen. Um dies zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Konnetabel von Montmorency, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll redlichen Eifers für das Beste des Vaterlandes, seinem Könige treu wie seinem Glauben, war Montmorency just der Mann, der zwischen die Regentin und ihren Minister in die Mitte treten, ihre Aussöhnung verbürgen und die Privatzwecke beider dem Besten des Staates unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Kriegs, als der Konnetable davor anlangte und sogleich die Wache an den Toren verabschiedete. „Mein Herr und König," sagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin und her wandeln." — „Fürchten Sie nichts, Sire!" redete er den jungen Monarchen

an, ein Knie vor ihm beugend und ſeine Hand küſſend, auf die er Tränen fallen ließ. „Laſſen Sie ſich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken ſetzen. Mein Leben geb ich hin und alle Ihre guten Untertanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten.“ — Auch hielt er inſofern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen geſetzmäßigen Fuß ſetzte und die Grenzen der Gewalt zwiſchen der Königin-Mutter und dem König von Navarra beſtimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Abſicht zuſammenberufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Falle zu locken, und müßig, ſobald jene Abſicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatraliſchen Gepränge einiger unnützen Beratſchlagungen aufgehoben, um ſich im Mai desſelben Jahres aufs neue zu verſammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze ſeines vorigen Anſehens erſchien der Prinz von Condé wieder am Hofe, um über ſeine Feinde zu triumphieren. Seine Partei erhielt an dem Konnetabel eine mächtige Verſtärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgeſucht, um die alten Miniſter zu kränken, und alles ſchien ſich zu ihrem Untergange vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrſchende Partei die Regentin nicht in die Notwendigkeit geſetzt hätte, zwiſchen Vertreibung der Lothringer und dem Verluſt ihrer Regentſchaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hielt in dieſem Sturme zwar die Guiſen noch aufrecht, weil für ſie ſelbſt, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion alles zu fürchten war, ſobald ſie jene durch die bourboniſche Faktion unterdrücken ließ. Aber eine ſo ſchwache und wandelbare Stütze konnte die Guiſen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher ſie jetzt vorlieb nehmen mußten, ihre Ehrſucht befriedigen. Auch hatten ſie es nicht an Tätigkeit fehlen laſſen, die Protektion der Königin ſich künftig entbehrlich zu machen, und der voreilige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen ſelbſt dazu helfen, ihre Partei zu verſtärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zufrieden, ſie vom

Ruder der Regierung verdrängt zu haben, streckte nun auch die Hand nach ihren Reichtümern aus und foderte Rechenschaft von den Geschenken und Gnadengeldern, welche die lothringischen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpressen gewußt hatten. Durch diese Foderung war außer den Guisen noch die Herzogin von Valentinois, der Marschall von St. André, ein Günstling Heinrichs des Zweiten, und zum Unglück der Konnetabel selbst angegriffen, welcher sich die Freigebigkeit Heinrichs aufs beste zu nutze gemacht hatte und noch außerdem durch seinen Sohn mit dem Hause der Herzogin in Verwandtschaft stand. Religionseifer war die einzige Schwäche und Habsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des Montmorency befleckte und wodurch er den hinterlistigen Intrigen der Guisen eine Blöße gab. Die Guisen, mit dem Marschall und der Herzogin durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, benutzten diesen Umstand, um den Konnetabel zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunsch, indem sie die doppelte Triebfeder des Geizes und des Religionseifers bei ihm in Bewegung setzten. Mit arglistiger Kunst schilderten sie ihm den Angriff der Kalvinisten auf ihre Besitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholischen Glaubens abziele, und der betörte Greis ging um so leichter in diese Schlinge, je mehr ihm die Begünstigungen schon mißfallen hatten, welche die Regentin seit einiger Zeit den Kalvinisten öffentlich angedeihen ließ. Zu diesem Betragen der Königin, welches so wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinstimmte, hatten die Guisen selbst durch ihr verdächtiges Einverständnis mit Philipp dem Zweiten, König von Spanien, die Veranlassung gegeben. Dieser furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unersättliche Herrschsucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüsternem Auge verschlang, indem er seine eigenen Besitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die inneren Angelegenheiten dieses Reiches schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugesehen, die es erschütterten, und

durch die erkauften Werkzeuge seiner Absichten den Haß der Faktionen voll Argliſt unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers despotisierte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hatten, verwarf oder billigte ihre Maßregeln, je nachdem sie mit dem Vorteile seines Herrn übereinstimmten, und spielte öffentlich und ohne Scheu den Minister. Die Prinzen von Lothringen hielten sich aufs engste an denselben angeschlossen, und keine wichtige Entschließung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der spanische Hof nicht teilgenommen hätte. Sobald die Verbindung der Guisen und des Marschalls von St. André mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt ist, zustande gekommen war, so erkannten sie, wie man ihnen schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der sie im Notfall mit einer Armee unterstützen sollte. So erhub sich aus dem Zusammenflusse zweier sonst streitenden Faktionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die, von dem ganzen katholischen Teil der Nation unterstützt, das Gleichgewicht in Gefahr setzte, welches zwischen beiden Religionsparteien hervorzubringen Katharina so bemüht gewesen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüter wenigstens in der Abhängigkeit von ihr selbst zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil diese allein es war, was die Katholiken des Königreiches an die Guisen und die Reformierten an die Bourbons fesselte. Die Überlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen schien, bedrohte den reformierten Teil mit einer neuen Unterdrückung, die Widersetzlichkeit des letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Krieg, und einzelne kleine Gefechte zwischen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptstadt wie in mehreren Provinzen waren schon Vorläufer desselben. Katharina tat alles, um die ausbrechende Flamme zu ersticken, und es gelang endlich

ihren fortgesetzten Bemühungen, ein Edikt zustande zu bringen, welches die Reformierten zwar von der Furcht befreite, ihre Überzeugungen mit dem Tode zu büßen, aber ihnen nichtsdestoweniger jede Ausübung ihres Gottesdienstes und besonders die Versammlungen untersagte, um welche sie so dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformierte Partei nur sehr wenig gewonnen, aber doch fürs erste der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt und zwischen den Häuptern der Parteien am Hofe eine scheinbare Versöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, welches sie doch beständig im Munde führten, den Anführern der Hugenotten wirklich zu Herzen ging. Die meiste Mühe kostete die Ausgleichung, welche zwischen dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Guise unternommen ward, und der König selbst wurde angewiesen, sich ins Mittel zu schlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Gebärden und Handlungen übereingekommen war, wurde diese Komödie in Beisein des Monarchen eröffnet. „Erzählt uns," sagte dieser zum Herzog von Guise, „wie es in Orleans eigentlich zugegangen ist?" Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine solche künstliche Schilderung, welche ihn selbst von jedem Anteil daran reinigte und alle Schuld auf den verstorbenen König wälzte. — „Wer es auch sei, der mir diese Beschimpfung zufügte," antwortete Condé, gegen den Herzog gewendet, „so erkläre ich ihn für einen Frevler und einen Niederträchtigen." — „Ich auch," erwiderte der Herzog; „aber mich trifft das nicht."

Die Regentschaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was diese nicht ausrichteten, sollte der Reichstag zu Pontoise und das Kolloquium zu Poissy zustande bringen, beide in der Absicht gehalten, um sowohl die politischen Beschwerden der Nation beizulegen, als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu versuchen. Der Reichstag zu Pontoise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orleans ohne Wirkung gewesen und auf

den Mai dieses Jahres 1561 ausgesetzt worden war. Auch dieser Reichstag ist bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem freiwilligen Geschenke (don gratuit) entschloß, um nicht zwei Dritteile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poissy, einem kleinen Städtchen ohnweit St. Germain, zwischen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte ebenso vergebliche Erwartungen. In Frankreich sowohl als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Konzilium gefodert, welches sich mit Abstellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbesserung des Klerus und mit Festsetzung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im Jahre 1542 nach Trient zusammenberufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber, ohne die Hoffnung, welche man von ihr geschöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im Jahre 1552 auseinander gescheucht worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie dem allgemeinen Wunsch gemäß zu erneuern, bis endlich das Übermaß des Elendes, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europens häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen und die Wiederherstellung desselben dem Papst Pius dem Vierten durch Drohungen abzunötigen. Die Zögerungen des Papstes hatten indessen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Besprechung zwischen den Lehrern der drei Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüter einander näherzubringen und in Widerlegung der ketzerischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabei war, die große Verschiedenheit bei dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen dem Luthertum und dem Kalvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des letztern den Schutz der deutschen Lutheraner zu entreißen, durch den sie so furchtbar waren. Diesem Beweggrunde vorzüglich

schreibt man es zu, daß sich der Kardinal von Lothringen mit dem größten Nachdruck des Kolloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch seine theologische Wissenschaft und seine Beredsamkeit schimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto glänzender zu machen, sollten die Sitzungen öffentlich vor sich gehen. Die Regentin erschien selbst mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsministern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Kardinäle, vierzig Bischöfe, mehrere Doktoren, unter welchen Claude d'Espence durch seine Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorragte, stellten sich für die römische Kirche; zwölf auserlesene Theologen führten das Wort für die protestantische. Der ausgezeichnetste unter diesen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein ebenso feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geschickteste Kämpfer in diesem Streite.

Aufgefodert, die Lehrsätze seiner Partei zuerst vorzutragen, erhub sich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder und sprach mit aufgehobenen Händen ein Gebet. Auf dieses ließ er sein Glaubensbekenntnis folgen, mit allen Gründen unterstützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und endigte mit einem rührenden Blick auf die strenge Begegnung, welche man seinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl zu reden kam, entstand ein unwilliges Gemurmel in der Versammlung. Nachdem Beza geendigt, fragte man beieinander erst herum, ob man ihn einer Antwort würdigen sollte, und es kostete dem Kardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Bischöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf und widerlegte in einer Rede voll Kunst und Beredsamkeit die wichtigsten Lehrsätze seines Gegners, diejenigen besonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholische Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es schon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben,

wobei die heiligſten Artikel der Kirche mit ſo viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Kardinal ſeinen Vortrag geendigt hatte, ſtanden alle Biſchöfe auf, umringten den König und riefen: „Sire! das iſt der wahre Glaube! das iſt die reine Lehre der Kirche! Dieſe ſind wir bereit, mit unſerem Blute zu verſiegeln.“

In den darauffolgenden Sitzungen, von denen man aber ratſamer gefunden, den König wegzulaſſen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen und die Artikel vom Abendmahl beſonders in Bewegung gebracht, um dem genfiſchen Prediger ſeine eigentliche und poſitive Meinung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über dieſen Punkt ſich von dem der Reformierten bekanntlich noch weiter als von der Lehrmeinung der katholiſchen Kirche entfernt, ſo hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch miteinander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernſthaften Geſpräche, welches Überzeugung zum Zweck haben ſollte, ein ſpitzfindiges Wortgefechte, wobei man ſich mehr der Schlingen und Fechterkünſte als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Ausſchuß von fünf Doktoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Vollendung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ ſie ebenſo unentſchieden, und jeder Teil erklärte ſich, als man auseinander ging, für den Sieger.

So erfüllte alſo auch dieſes Kolloquium in Frankreich die Erwartung nicht beſſer als ein ähnliches in Deutſchland, und man kam wieder zu den alten politiſchen Intrigen zurück, welche ſich bisher immer am wirkſamſten bewieſen. Beſonders zeigte ſich der römiſche Hof durch ſeine Legaten ſehr geſchäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholiſchen Kirche zu beruhen ſchien. Zu dieſem Ende ſuchte man den König von Navarra für dasſelbe zu gewinnen und der reformierten Partei ungetreu zu machen; ein Entwurf, der auf den unſteten Charakter dieſes Prinzen ſehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch ſeinen großen Sohn Heinrich des Vierten als durch eigene Taten, verkündigte durch nichts als durch ſeine Galanterien und

seine kriegerische Tapferkeit den Vater Heinrichs des Vierten. Ungewiß, ohne Selbständigkeit, wie sein kleiner Erbthron zwischen zwei furchtbaren Nachbarn erzitterte, schwankte seine verzagte Politik von einer Partei zur anderen, sein Glaube von einer Kirche zur anderen, sein Charakter zwischen Laster und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenschaften, verfolgte er mit stets betrogener Hoffnung ein lügnerisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpstliche Ränke unterstützt, hatte dem Hause Navarra einen beträchtlichen Teil dieses Königreichs entrissen, und Philipp der Zweite, nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, diesen Raub seiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem so mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegenzusetzen. Bald schmeichelte er sich, der Billigkeit und Großmut seines Gegners durch Geschmeidigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht desselben zu ertrotzen aufgab; bald, wenn diese Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich seine Zuflucht und hoffte mit Hilfe dieser Macht in den Besitz seines Eigentums wieder eingesetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuscht, widmete er sich im Unmut seines Herzens der protestantischen Sache, die er kein Bedenken trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sei. Sklave seiner eigennützigen furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen wie in seinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte sich, mit seinem Blute selbst, den Dank keiner einzigen, weil er es für beide verspritzte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen desfalls ihre Zuflucht

zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos als die vorigen, die Abſicht ihrer Urheber aufs vollkommenſte erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeſchlagen war, den mißtrauiſchen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der verwitweten Königin Maria Stuart und der daran haftenden Ausſicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp der Zweite von Spanien zum Erſatz für das entriſſene Navarra die Inſel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um ſein Verlangen danach zu reizen, die prächtigſten Schilderungen von den Vorzügen dieſes Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht ſehr entfernten Ausſichten auf den franzöſiſchen Thron, wenn der regierende Stamm in den ſchwächlichen Söhnen Heinrichs des Zweiten erlöſchen ſollte; eine Ausſicht, die er ſich durch ſein längeres Beharren auf proteſtantiſcher Seite unausbleiblich verſchließen würde. Endlich reizte man ſeine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung ſo großer Vorteile nicht einmal gewinne, die erſte Rolle bei einer Partei zu ſpielen, die der Geiſt des Prinzen von Condé unumſchränkt leite. So nachdrücklichen Vorſtellungen konnte das ſchwache Gemüt des Königs von Navarra nicht lange widerſtehen. Um bei der reformierten Partei nicht der zweite zu ſein, überließ er ſich unbedingt der katholiſchen, um dort noch viel weniger zu bedeuten; und an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er ſich an dem Herzog von Guiſe einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzenwälder von Sardinien, in deren Schatten er ſich ſchon im voraus ein paradieſiſches Leben träumte, umgaukelten ſeine Einbildungskraft, und blind warf er ſich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina ſelbſt wurde von ihm verlaſſen, um ſich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformierte Partei ſah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offenbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger ſchadete.

Zwiſchen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens

bewirkt, aber nicht ebenso bei den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigsten Hasse zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo sie die mächtigere war, die andere, und die beiderseitigen Oberhäupler sahen, ohne sich selbst einzumischen, diesem Schauspiele zu, zufrieden, wann nur der Eifer nicht verglimmte und der Parteigeist dadurch in der Übung blieb. Obgleich das letztere Edikt der Königin Katharina den Reformierten alle öffentlichen Versammlungen untersagte, so kehrte man sich dennoch nirgends daran, wo man sich stark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris sowohl als in den Provinzstädten wurden, dieses Edikts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Versuche, sie zu stören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte diesen Zustand der Anarchie mit Furcht, indem sie voraussah, daß durch diesen Krieg im kleinen nur die Schwerter zu einem größeren geschliffen würden. Es war daher dem staatsklugen und duldsamen Kanzler von Hôpital, ihrem vornehmsten Ratgebet, nicht schwer, sie zu Aufhebung eines Edikts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Ansehen der gesetzgebenden Macht entkräftete, die reformierte Partei mit Ungehorsam und Widersetzlichkeit vertraut machte und durch die Bestrebungen der katholischen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeist zwischen beiden Teilen unterhielt. Auf Veranlassung dieses weisen Patrioten ließ die Regentin einen Ausschuß von allen Parlamentern sich in St. Germain versammeln, welcher beratschlagen sollte: „was in Absicht der Reformierten und ihrer Versammlungen (den inneren Wert oder Unwert ihrer Religion durchaus beiseite gelegt) zum Besten des Staats zu verfügen sei?" — Die Antwort war in der Frage schon enthalten und ein den Reformierten sehr günstiges Edikt die Folge dieser Beratschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wiewohl außerhalb der Mauern und unbewaffnet, zu gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten sie gehalten

sein, den Katholischen alle denselben entzogene Kirchen und Kirchengeräte zurückzustellen, der katholischen Geistlichkeit, gleich den Katholiken selbst, die Gebühren zu entrichten, übrigens die Fest- und Feiertage und die Verwandtschaftsgrade bei ihren Heiraten nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerspruch des Pariser Parlaments wurde dieses Edikt, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edikt des Jänners genannt, registriert und von den strengen Katholiken und der spanischen Partei mit ebensoviel Unwillen als von den Reformierten mit triumphierender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entwaffnet und fürs erste zu einer gesetzmäßigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt getan. Auch die Regentin schmeichelte sich, durch dieses Edikt zwischen beiden Kirchen eine unüberschreitbare Grenze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilsame Fesseln angelegt und den Zunder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edikt des Friedens, welches durch die Verletzung, die es erlitt, die Reformierten zu den gewaltsamsten Entschließungen brachte und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edikt vom Jänner 1562 also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberin zu erfüllen und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der letzteren nur, desto verdecktere und schlimmere Pläne zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edikt den Reformierten erteilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Condé und die Chatillons, bei der Königin genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrfurcht des alten Montmorency, der beiden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten sich die Anführer wechselsweise untereinander und schienen nur das Moment zu erwarten, das dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenschaft günstig war. Jeder Teil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu

erwidern, vermied sorgfältig, sie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentin verlassen und sich nach den deutschen Grenzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholische Partei an, ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Kredit der Reformierten bei der Königin machte den Wunsch nach ihrer Wiederkunft dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge, welches sich, sowie er fortschritt, vergrößerte. Der Weg führte ihn durch Vassy, an der Grenze von Champagne, wo zufälligerweise die reformierte Gemeine bei einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotzig wie sein Gebieter, geriet mit dieser schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewalttätigkeiten endigte; im unordentlichen Gewühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der herbeigeeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet. Der Anblick seiner blutigen Wange setzte seine Begleiter in Wut, die jetzt gleich rasenden Tieren über die Wehrlosen herstürzen, ohne Ansehen des Geschlechts noch des Alters, was ihnen vorkommt, erwürgen und an den gottesdienstlichen Gerätschaften, die sie finden, die größten Entweihungen begehen. Das ganze reformierte Frankreich geriet über diese Gewalttätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. Katharina tat alles, um den Frieden zu erhalten, und weil sie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, so rief sie den Herzog von Guise dringend an den Hof, der sich damals zu Monceaux aufhielt, wo sie die Sache zwischen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorſam zu ſein und ſeine Reiſe nach Paris fortzuſetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuariſch empfangen, einen triumphierenden Einzug hielt. Umſonſt ſuchte Condé, der ſich kurz zuvor in Paris geworfen, das Volk auf ſeine Seite zu neigen. Die fanatiſchen Pariſer ſahen in ihm nichts als den Hugenotten, den ſie verabſcheuten, und in dem Herzog nur den heldenmütigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte ſich zurückziehen und den Schauplatz dem Überwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Teilen es dem anderen an Geſchwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvortäte. Indes der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zuſammenzog und mit den Chatillons ſich vereinigte, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, waren dieſe ſchon mit einer ſtarken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Beſitznehmung von des jungen Königs Perſon ihre Gegner in die Notwendigkeit zu ſetzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erſcheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten ſich gleich auf die erſte Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in ſeiner ſteigenden Gewalt ſah ſie den Umſturz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Faktionen, wodurch allein ſie bisher geherrſcht hatte, war zerſtört, und nur ihr offenbarer Beitritt konnte die reformierte Partei in den Stand ſetzen, es wieder herzuſtellen. Die Furcht, unter die Tyrannei der Guiſen und ihres Anhangs zu geraten, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Lebens ſiegte über jede Bedenklichkeit. Jetzt unbeſorgt vor dem ſonſt ſo gefürchteten Ehrgeiz der proteſtantiſchen Häupter, ſuchte ſie ſich nur vor dem Ehrgeiz der Guiſen in Sicherheit zu ſetzen. Die Macht der Proteſtanten, welche allein ihr dieſe Sicherheit verſchaffen konnte, bot ſich ihrer erſten Beſtürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rückſicht ſchweigen. Bereitwillig nahm ſie den Beiſtand an, der ihr von dieſer Partei

angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Folgen auch dieser Schritt haben mochte, aufs dringendste aufgefodert, Sohn und Mutter zu verteidigen. Zugleich flüchteten sie sich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melun und von da nach Fontainebleau, welche Vorsicht aber die Schnelligkeit der Triumvirn vereitelte.

Sogleich bemächtigten sich diese des Königs, und der Mutter wird freigestellt, ihn zu begleiten oder sich nach Belieben einen anderen Aufenthalt zu wählen. Ehe sie Zeit hat, einen Entschluß zu fassen, setzt man sich in Marsch, und unwillkürlich wird sie mit fortgerissen. Schreckniſſe zeigen sich ihr, wohin sie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite sie sich neige. Sie erwählt endlich die gewisse, um sich nicht in den größeren Bedrängnissen einer ungewissen zu verstricken, und ist entschlossen, sich an das Glück der Guisen anzuschließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo seine Gegenwart dem fanatischen Eifer der Katholiken die Losung gibt, sich gegen die Reformierten alles zu erlauben. Alle ihre Versammlungsplätze werden von dem wütenden Pöbel gestürmt, die Türen eingesprengt, Kanzeln und Kirchenstühle zerbrochen und in Asche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency, war es, der diese Heldentat vollführte. Aber diese lächerliche Schlacht war das Vorspiel eines desto ernsthafteren Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunsch der Regentin gemäß, sogleich aufgebrochen, sie und ihren Sohn unter seine Obhut zu nehmen; aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen und der große Augenblick verloren sei. Dieser erste Fehlstreich schlug jedoch seinen Mut nicht nieder. „Da wir einmal so weit sind," sagte er zu dem Admiral Coligny, „so müssen wir durchwaten, oder wir sinken unter." Er floh mit seinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obristen von Andelot,

der hier mit großem Nachteil gegen die Katholischen focht, den Sieg zu verschaffen. Aus dieser Stadt beschloß er seinen Waffenplatz zu machen, seine Partei in derselben zu versammeln und seiner Familie, sowie ihm selbst, nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifesten und Gegenmanifesten an, worin alle Bitterkeit des Parteihasses ausgegossen war und nichts als die Aufrichtigkeit vermißt wurde. Der Prinz von Condé foderte in den seinigen alle redlichdenkenden Franzosen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenschaft befreien zu helfen, in welcher sie von den Guisen und deren Anhang gehalten würden. Durch eben diesen Besitz von des Königs Person suchten letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erweisen und alle getreuen Untertanen zu bewegen, sich unter die Fahnen ihres Königs zu versammeln. Er selbst, der minderjährige Monarch, mußte in seinem Staatsrat erklären, daß er frei sei, sowie auch seine Mutter, und das Edikt des Jänners bestätigen. Dieselbe Vorstellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutschen Protestanten einzuschläfern, erklärten die Guisen, daß die Religion nicht im Spiele sei und der Krieg bloß den Aufrührern gelte. Der nämliche Kunstgriff ward auch von dem Prinzen von Condé angewendet, um die auswärtigen katholischen Mächte von dem Interesse seiner Feinde abzuziehen. In diesem Wettstreit des Betruges verleugnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunst nicht, und von den Umständen gezwungen, eine doppelte Person zu spielen, verstand sie es meisterlich, die widersprechendsten Rollen in sich zu vereinigen. Sie leugnete öffentlich die Bewilligungen, welche sie dem Prinzen von Condé erteilt hatte, und empfahl ihm ernstlich den Frieden, während daß sie im stillen, wie man sagt, seine Werbungen begünstigte und ihn zu lebhafter Führung des Krieges ermunterte. Wenn die Ordres des Herzogs von Guise an die Befehlshaber der Provinzen alles, was reformiert sei, zu erwürgen befahlen, so ent-

hielten die Briefe der Regentin ganz entgegengesetzte Befehle zur Schonung.

Bei diesen Maßregeln der Politik verlor man die Hauptsache, den Krieg selbst, nicht aus den Augen, und diese scheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verschafften dem Prinzen von Condé nur desto mehr Zeit, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Alle reformierten Kirchen wurden von ihm aufgefodert, zu einem Kriege, der sie so nahe betraf, die nötigen Kosten herzuschießen, und der Religionseifer dieser Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs fleißigste betrieben, ein tapferer getreuer Adel bewaffnete sich für den Prinzen, und eine solenne ausführliche Akte ward aufgesetzt, die ganze zerstreute Partei in eins zu verbinden und den Zweck dieser Konföderation zu bestimmen. Man erklärte in derselben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Gesetze des Reichs, das Ansehen und selbst die Person des Königs gegen die gewalttätigen Anschläge gewisser ehrsüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung stürzten. Man verpflichtete sich durch ein heiliges Gelübde, allen Gotteslästerungen, allen Entweihungen der Religion, allen abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausschweifungen und dergleichen nach Vermögen sich zu widersetzen, welches ebensoviel war, als der katholischen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und schließlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung und versprach ihm Gut und Blut und den strengsten Gehorsam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Gestalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zusammenhang; jetzt erst wurde die Partei zu einem organischen Körper, den ein denkender Geist beseelte. Zwar hatten sich Katholische und Reformierte schon lange vorher in einzelnen kleinen Kämpfen gegeneinander versucht; einzelne Edelleute hatten in verschiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten geworben, Städte durch Überfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber diese

einzelnen Operationen, ſoviel Drangſale ſie auch auf die Gegenden häuften, die der Schauplatz derſelben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es ſowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man ſich jetzt, hier zum Angriffe und dort zur Gegenwehr; beſonders erklärten ſich die vornehmſten Städte der Normandie, und Rouen zuerſt, zugunſten der Reformierten. Ein ſchrecklicher Geiſt der Zwietracht, der auch die heiligſten Bande der Natur und der politiſchen Geſellſchaft auflöſte, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderiſche Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grauſenvolle Anblick rauchender Städte verkündigte das allgemeine Elend. Brüder trennten ſich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um ſich zu verſchiedenen Führern zu ſchlagen und im blutigen Gemenge der Bürgerſchaft ſich ſchrecklich wiederzufinden. Unterdeſſen zog ſich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Condé in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Konnetabel von Montmorency und der Guiſen zuſammen, beide gleich ungeduldig, das große Schickſal der Religion und des Vaterlandes zu entſcheiden.

Ehe es dazu kam, verſuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausſchlag des Krieges, der ihr, welchen von beiden Teilen er auch begünſtige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittelung. Auf ihre Veranſtaltung unterhandelten die Anführer zu Toury in Perſon, und als dadurch nichts ausgerichtet ward, wurde zu Talſy zwiſchen Châteaudun und Orleans eine neue Konferenz angefangen. Der Prinz von Condé drang auf Entfernung des Herzogs von Guiſe, des Marſchalls von Saint André und des Konnetabel, und die Königin hatte auch wirklich ſo viel von dieſen erhalten, daß ſie ſich während der Konferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf dieſe Art der hauptſächlichſte Grund des Mißtrauens

aus dem Wege geräumt war, wußte diese verschlagene Fürstin, der es eigentlich nur darum zu tun war, sich der Tyrannei sowohl des einen als des anderen Teils zu entledigen, den Prinzen von Condé durch den Bischof von Valence, ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, daß er sich erbot, mit seinem ganzen Anhange das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das nämliche täten. Sie nahm ihn sogleich beim Worte und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphieren, als die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen bestimmte, die Konferenz schleunig abzubrechen und der Königin Betrug mit Betrug zu bezahlen. So mißlang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Beilegung, und der Ausschlag beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschöpflich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Blick in das Menschenherz und in die Geschichte wird hinreichen, uns alle diese Untaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden als die, welche Religionsfanatismus und Parteihaß im Innern eines Staats entzünden. Antriebe, welche in Ertötung alles dessen, was den Menschen sonst das Heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältnis zwischen dem Souverän und dem Untertan und den noch stärkeren Trieb der Natur übermeisterten, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reißt sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Äußersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Teil in dem anderen einen Verbrecher sieht und sich selbst das Strafamt über ihn zueignet. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt und nur der Wille des

Souveräns seine Völker bewaffnet, nur der Antrieb der Ehre sie zur Tapferkeit spornt, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmütige Tapferkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Krieges etwas ganz Verschiedenes von dem Gegenstande seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volkes, und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidiger, weil jeder einzelne aus freier Wahl die Partei ergriff, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier Beleidigter, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammt, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Not dem friedlichen Ackermann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Erbitterung und Wut den Mangel an Kriegskunst, nur Verzweiflung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Herd, Heimat, Familie, Eigentum verließ, wirft man mit schadenfrohem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes und achtet nicht auf fremden Lippen die Stimme der Natur, die zu Hause vergeblich erschallte. Hier endlich, wo die Quellen selbst sich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Ehrwürdige geschändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare aus seinen Fugen gerückt ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steckt das verderbliche Beispiel des Ganzen jeden einzelnen Busen an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der die Grundfesten des Staats erschüttert. Dreimal schrecklicheres Los, wo sich religiöse Schwärmerei mit Parteihaß gattet und die Fackel des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet!

Und dies war der Charakter dieses Kriegs, der jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schoße der reformierten Religion ging der finstere, grausame Geist hervor, der ihm diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Untaten erzeugte. Im Lager dieser Partei

erblickte man nichts Lachendes, nichts Erfreuliches; alle Spiele, alle geselligen Lieder hatte der finstere Eifer verbannt. Psalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion, welche der Sinnlichkeit solche Martern auflegte, konnte die Gemüter nicht zur Menschlichkeit einladen; der Charakter der ganzen Partei mußte mit diesem düsteren und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Papsttums setzte den Schwärmergeist des Kalvinisten in Wut: Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unduldsamen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Not. Der Prinz von Condé selbst gab das Beispiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hilfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Kriegs bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengeräte, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zieraten einschmelzen. Der Reichtum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habsucht der Protestanten und die Entweihung der Heiligtümer für ihre Rachbegierde ein viel zu süßer Genuß, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemeistern konnten, die Klöster besonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Geizes und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweihten sie die Heiligtümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott und befliſſen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Mutwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verstümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber und ließen die Gebeine der Toten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zu der schrecklichsten Wiedervergeltung reizten,

daß alle katholiſche Kanzeln von Verwünſchungen gegen die ruchloſen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bei dem Papiſten keine Barmherzigkeit fand, daß Greueltaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Greueltaten gegen Natur und Menſchheit geahndet wurden!

Von den Anführern ſelbſt ging das Beiſpiel dieſer barbariſchen Taten aus, aber die Ausſchweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingeriſſen ward, ließen ſie bald ihre leidenſchaftliche Übereilung bereuen. Jede Partei wetteiferte, es der anderen an erfinderiſcher Grauſamkeit zuvorzutun. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, ſuchte man noch durch neue Künſte der Tortur dieſe ſchreckliche Luſt zu verlängern. Menſchenleben war zu einem Spiel geworden, und das Hohnlachen des Mörders ſchärfte noch die Stacheln eines ſchmerzhaften Todes. Keine Freiſtätte, kein beſchworner Vertrag, kein Menſchen- und Völkerrecht ſchützte gegen die blinde tieriſche Wut; Treu und Glaube war dahin; und durch Eidſchwüre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß des Pariſer Parlaments, welcher der reformierten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurteil ſprach und alle Anhänger derſelben dem Tode weihte, ein anderer nachdrücklicherer Urteilsſpruch, der aus dem Konſeil des Königs ausging und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn ſelbſt ausgenommen, als Beleidiger der Majeſtät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüter zu beſänftigen, denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewiſſe Abſicht der Beute den Verfolgungseifer der Papiſten an, und den Mut der Hugenotten ſtärkte Verzweifelung.

Umſonſt hatte Katharina von Medicis alle Künſte ihrer Politik aufgeboten, die Wut der Parteien zu beſänftigen, umſonſt hatte ein Schluß des Conſeil alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräter erklärt, umſonſt das Pariſer Parlament die Partei gegen die Kalviniſten ergriffen, der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich ſtand in Flammen. Wie groß aber

auch das Zutrauen der letztern zu ihren Kräften war, so entsprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüstung erweckt hatte. Der reformierte Adel, welcher die Hauptstärke des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit seinen kleinen Vorrat verzehrt, und außerstande, sich, da nichts Entscheidendes geschah und der Krieg in die Länge gespielt wurde, forthin selbst zu verköstigen, gab er den dringenden Auffoderungen der Selbstliebe nach, welche ihn heimrief, seinen eigenen Herd zu verteidigen. Zerronnen war in kurzer Zeit diese, so große Taten versprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu schwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als sich mit dem Überrest seiner Truppen in der Stadt Orleans einzuschließen.

Hier erwartete er nun die Hilfe, zu welcher einige auswärtige protestantische Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutschland und die Schweiz waren für beide kriegführenden Parteien eine Vorratskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gefochten werden sollte, stand dem Meistbietenden zu Gebot. Deutsche sowohl als schweizerische Miettruppen schlugen sich, je nachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vorteil es erheischte, zu entgegengesetzten Fahnen, und das Interesse der Religion wurde wenig dabei in Betrachtung gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutsches Heer für den Prinzen geworben ward, kam zugleich ein sehr wichtiger Vertrag mit der Königin Elisabeth von England zustande. Die nämliche Politik, welche diese Fürstin in der Folge veranlaßte, sich zur Beschützerin der Niederlande gegen ihren Unterdrücker Philipp von Spanien aufzuwerfen, und diesen neu aufblühenden Staat in ihre Obhut zu nehmen legte ihr gegen die französischen Protestanten gleiche Pflichten auf, und das große Interesse der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenossen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzusehen. Diese Antriebe ihres Gewissens wurden nicht wenig durch politische Gründe verstärkt.

Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich sicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieser Seite und eröffnete ihr zugleich eine erwünschte Gelegenheit, auf Kosten dieses Staats ihre eigne Besitzungen zu erweitern. Der Verlust von Calais war eine noch frische Wunde für England; mit diesem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Diesen Schaden zu ersetzen und von einer andern Seite in dem Königreich festen Fuß zu fassen, beschäftigte schon längst die Politik der Elisabeth, und der Bürgerkrieg, der sich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkstelligen. Sechstausend Mann englischer Hilfstruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derselben die Stadt Havre-de-Grace, die andre die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten besetzt halten sollte. So löschte ein wütender Parteigeist auf eine Zeitlang alle patriotischen Gefühle bei den französischen Protestanten aus, und der verjährte Nationalhaß gegen die Briten wich auf Augenblicke dem glühendern Sektenhaß und dem Verfolgungsgeist erbitterter Faktionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die königliche Armee nach dieser Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmsten Bürger hatten sich schon vorher aus dieser Stadt geflüchtet, und die Verteidigung derselben blieb einer fanatischen Menge überlassen, die, von schwärmerischen Prädikanten erhitzt, bloß ihrem blinden Religionseifer und dem Gesetz der Verzweiflung Gehör gab. Aber alles Widerstandes von seiten der Bürgerschaft ungeachtet, wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erstiegen und die Halsstarrigkeit ihrer Verteidiger durch eine barbarische Behandlung geahndet, welche man zu Orleans auf protestantischer Seite nicht lang unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieser Stadt empfangene Wunde erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562

berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Hintritt dieses Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verlust von Rouen und die siegreichen Fortschritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von Condé, der jetzt nur noch wenige große Städte unter seiner Botmäßigkeit sah, den nahen Untergang seiner Partei, als die Erscheinung der deutschen Hilfstruppen, mit denen sich sein Obrister Andelot, nach überstandnen unsäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, aufs neue seine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieser Truppen, welche in Verbindung mit seinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er sich stark genug, nach Paris aufzubrechen und diese Hauptstadt durch seine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu setzen. Ohne die politische Klugheit Katharinens wäre diesmal entweder Paris erobert oder wenigstens ein vorteilhafter Friede von den Protestanten errungen worden. Mit Hilfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte sie den Prinzen mitten im Lauf seiner Unternehmung zu fesseln und durch Vorspiegelung günstiger Traktaten Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie versprach, das Edikt des Jenners, welches den Protestanten die freie Religionsübung zusprach, zu bestätigen, bloß mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die souveränen Gerichtshöfe ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsduldung auch auf diese letztern ausgedehnt wissen wollte, so wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharina erhielt die gewünschte Frist, ihre Maßregeln zu ergreifen. Der Waffenstillstand, den sie während dieser Traktaten geschickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Konföderierten verderblich, und indem die Königlichen innerhalb der Mauren von Paris neue Kräfte schöpften und sich durch spanische Hilfstruppen verstärkten, schmolz die Armee des Prinzen durch Desertion und strenge Kälte dahin, daß er in kurzem zu einem schimpflichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete seinen Marsch nach der Normandie, wo er Geld und

Truppen aus England erwartete, ſah ſich aber ohnweit der Stadt Dreux von der nacheilenden Armee der Königin eingeholt und zu einem entſcheidenden Treffen genötigt. Beſtürzt und unſchlüſſig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefodert, ſtaunten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Loſung des Todes gaben; der Gedanke an das Bürger- und Bruderblut, das jetzt verſpritzt werden ſollte, ſchien jeden einzelnen Kämpfer mit flüchtigem Entſetzen zu durchſchauern. Nicht lange aber dauerte dieſer Gewiſſenskampf; der wilde Ruf der Zwietracht übertäubte bald der Menſchlichkeit leiſe Stimme. Ein deſto wütenderer Sturm folgte auf dieſe bedeutungsvolle Stille. Sieben ſchreckliche Stunden fochten beide Teile mit gleich kühnem Mute, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß ſchwankte der Sieg von einer Seite zur andern, bis die Entſchloſſenheit des Herzogs von Guiſe ihn endlich auf die Seite des Königs neigte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé, unter den Königlichen der Konnetabel von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den letztern blieb noch der Marſchall von Saint André auf dem Platze. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guiſe, welchen dieſer entſcheidende Sieg zugleich von einem furchtbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern ſeiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche ſie durch die Triumvirn verſetzt war, ſo mußte ihr nunmehr die Alleinherrſchaft des Herzogs, deſſen Ehrgeiz keine Grenzen, deſſen gebieteriſcher Stolz keine Mäßigung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt ihre Wünſche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange ſäumte, ſich der erlangten Überlegenheit zu bedienen und die zuverſichtlich ſtolze Sprache des Herrſchers zu führen. Alles ſtand ihm zu Gebot, und die unumſchränkte Macht, die er beſaß, verſchaffte ihm die Mittel, ſich Freunde zu erkaufen und den Hof ſowohl als die Armee mit ſeinen Geſchöpfen anzufüllen.

Katharina, so sehr ihr die Staatsklugheit anriet, die gesunkene Partei der Protestanten wieder aufzurichten und durch Wiederherstellung des Prinzen von Condé die Anmaßungen des Herzogs zu beschränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des letztern zu entgegengesetzten Maßregeln fortgerissen. Der Herzog verfolgte seinen Sieg und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Überwältigung dieses Platzes, welcher die Hauptmacht der Protestanten einschloß, ihrer Partei auf einmal ein Ende zu machen. Der Verlust einer Schlacht und die Gefangenschaft ihres Anführers hatte den Mut derselben zwar erschüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral Coligny stand an ihrer Spitze, dessen erfinderischer, an Hilfsmitteln unerschöpflicher Geist sich in der Widerwärtigkeit immer am glänzendsten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geschlagenen Armee in kurzem wieder unter seinen Fahnen versammelt und ihr, was noch mehr war, in seiner Person einen Feldherrn gegeben. Durch englische Truppen verstärkt und mit englischem Gelde befriedigt, führte er sie in die Normandie, um sich in dieser Provinz durch kleine Wagestücke zu einer größern Unternehmung zu stärken.

Unterdessen fuhr Franz von Guise fort, die Stadt Orleans zu ängstigen, um durch Eroberung derselben seinen Triumphen die Krone aufzusetzen. Andelot hatte sich mit dem Kern der Armee und den versuchtesten Anführern in diese Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Konnetabel in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines so wichtigen Platzes hätte den Krieg auf einmal geendigt, und darum sparte der Herzog keine Mühe, sie in seine Gewalt zu bekommen. Aber anstatt der gehofften Lorbeern fand er an ihren Mauern das Ziel seiner Größe. Ein Meuchelmörder, Johann Poltrot de Méré, verwundete ihn mit vergifteten Kugeln und machte mit dieser blutigen Tat den Anfang des Trauerspiels, welches der Fanatismus nachher in einer Reihe von ähnlichen Greueltaten so schrecklich entwickelte. Unstreitig wurde die kalvinische Partei in ihm eines furchtbaren Gegners, Katharina

eines gefährlichen Teilhabers ihrer Macht entledigt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch ſich auch die Anmaßungen dieſes Fürſten erſtiegen, ſo war er doch gewiß auch der Mann für ſeine Plane; wie viel Stürme auch ſein Ehrgeiz im Staate erregt hatte, ſo fehlte demſelben doch, ſelbſt nach dem Geſtändnis ſeiner Feinde, der Schwung der Geſinnungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenſchaft adelt. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menſchlichkeit ſonſt ſo gerne verſtummen, die Pflicht der Ehre war, beweiſt die Behandlung, welche er dem Prinzen von Condé, ſeinem Gefangenen, nach der Schlacht bei Dreux widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erſtaunen ſah man dieſe zwei erbitterten Gegner, ſo viele Jahre lang geſchäftig, ſich zu vertilgen, durch ſo viele erlittne Beleidigungen zur Rache, ſo viele ausgeübte Feindſeligkeiten zum Mißtrauen gereizt — an einer Tafel vertraulich zuſammen ſpeiſen und, nach der Sitte jener Zeit, in demſelbigen Bette ſchlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte ſchnell die Tätigkeit der katholiſchen Partei und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzuſtellen. Frankreichs immer zunehmendes Elend erregte dringende Wünſche nach Frieden, wozu die Gefangenſchaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide gleich ungeduldig nach Freiheit, von der Königin-Mutter unabläſſig zur Verſöhnung gemahnt, vereinigten ſich endlich in dem Vergleiche von Amboiſe 1563, worin das Edikt des Jenners mit wenigen Ausnahmen beſtätigt, den Reformierten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche ſie zur Zeit in Beſitz hatten, zugeſtanden, auf dem Lande hingegen auf die Ländereien der hohen Gerichtsherren und zu einem Privatgottesdienſt in den Häuſern des Adels eingeſchränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergeſſenheit überliefert ward.

So erheblich die Vorteile schienen, welche der Vergleich von Amboise den Reformierten verschaffte, so hatte Coligny dennoch vollkommen recht, ihn als ein Werk der Übereilung von seiten des Prinzen und von seiten der Königin als ein Werk des Betrugs zu verwünschen. Dahin waren mit diesem unzeitigen Frieden alle glänzende Hoffnungen seiner Partei, die im ganzen Laufe dieses Bürgerkriegs vielleicht noch nie so gegründet gewesen waren. Der Herzog von Guise, die Seele der katholischen Partei, der Marschall von Saint André, der König von Navarra im Grabe, der Konnetabel gefangen, die Armee ohne Anführer und schwürig wegen des ausbleibenden Soldes, die Finanzen erschöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hilfe, Freunde in Deutschland und in dem Religionseifer der französischen Protestanten Hilfsquellen genug, den Krieg fortzusetzen. Die wichtigen Waffenplätze Lyon und Orleans, mit so vielem Blute erworben und verteidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte auseinander, die Deutschen nach Hause gehn. Und für alle diese Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religionen zu tun, nicht einmal die vorigen Rechte zurückerhalten.

Die Auswechselung der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre-de-Grace, welche Montmorency durch die Überreste des abgedankten protestantischen Heeres bewerkstelligte, waren die erste Frucht dieses Friedens, und der gleiche Wetteifer beider Parteien, diese Unternehmung zu beschleunigen, bewies nicht sowohl den wieder auflebenden Gemeingeist der Franzosen als die unvertilgbare Gewalt des Nationalhasses, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das stärkste Interesse der Leidenschaft überwinden konnte. Nicht so bald war der gemeinschaftliche Feind von dem vaterländischen Boden vertrieben, als alle Leidenschaften, welche der Sektengeist entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten und die traurigen Szenen der Zwietracht erneuerten.

So gering der Gewinn auch war, den die Kalviniſten aus dem neuerrichteten Vergleiche ſchöpften, ſo wurde ihnen auch dieſes wenige mißgönnt, und unter dem Vorwand, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man ſich an, ihnen durch eine willkürliche Auslegung die engſten Grenzen zu ſetzen. Montmorencys herrſchbegieriger Geiſt war geſchäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch ſelbſt das Werkzeug geweſen war, denn nur der Krieg konnte ihn der Königin unentbehrlich machen. Der unduldſame Glaubenseifer, welcher ihn ſelbſt beſeelte, teilte ſich mehrern Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Proteſtanten in denjenigen Diſtrikten, wo ſie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umſonſt reklamierten ſie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchſtabe des Vertrages ihnen zugeſtand; der Prinz von Condé, ihr Beſchützer, von dem Netze der Königin umſtrickt und der undankbaren Rolle eines Parteiführers müde, entſchädigte ſich in der wollüſtigen Ruhe des Hoflebens für die langen Entbehrungen, welche der Krieg ſeiner herrſchenden Neigung auferlegt hatte. Er begnügte ſich mit ſchriftlichen Gegenvorſtellungen, welche, von keiner Armee unterſtützt, natürlicherweiſe ohne Folgen blieben, während daß ein Edikt auf das andre erſchien, die geringen Freiheiten ſeiner Partei noch mehr zu beſchränken.

Mittlerweile führte Katharina den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Untertanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungsſucht der Faktionen durch die königliche Gegenwart niederzuſchlagen und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick ſo vieler zerſtörten Klöſter und Kirchen, welche von der fanatiſchen Wut des proteſtantiſchen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte ſchwerlich dazu dienen, dieſem jungen Fürſten einen günſtigen Begriff von der neuen Religion einzuflößen, und es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſich bei dieſer Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Kalvins in ſeine Seele prägte.

Indem ſich unter den mißvergnügten Parteien der Zunder zu

einem neuen Kriegsfeuer sammelte, zeigte sich Katharina am Hofe geschäftig, zwischen den nicht minder erbitterten Anführern ein Gaukelspiel verstellter Versöhnung aufzuführen. Ein schwerer Verdacht befleckte schon seit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guise war durch die Hände des Meuchelmords gefallen und der Untergang eines solchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung seiner Gegner sich hätte enthalten können, ihn eines Anteils daran zu beschuldigen. Die Aussagen des Mörders, der sich, um seine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben diesem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Ehrliebe des Admirals diese Verleumdung widerlegte — es gibt Zeitumstände, wo man an keine Tugend glaubt. Der verwilderte Geist des Jahrhunderts duldete keine Stärke des Gemüts, die sich über ihn hinwegschwingen wollte. Antoinette von Bourbon, die Witwe des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und sein Sohn Heinrich von Guise, in dessen jugendlicher Brust schon die künftige Größe pochte, hatte schon den furchtbaren Vorsatz der Rache gefaßt. Diesen gefährlichen Zunder neuer Feindseligkeiten erstickte Katharinens geschäftige Politik; denn so sehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach Herrschaft begünstigte, so sorgfältig unterdrückte sie jeden offenbaren Ausbruch derselben, der sie in die Notwendigkeit setzte, zwischen den streitenden Faktionen Partei zu ergreifen und ihrer Unabhängigkeit verlustig zu werden. Ihrem unermüdeten Bestreben gelang es, von der Witwe und dem Bruder des Entleibten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche diesen von der angeschuldigten Mordtat reinigte und zwischen beiden Häusern eine verstellte Versöhnung bewürkte.

Aber unter dem Schleier dieser erkünstelten Eintracht entwickelten sich die Keime zu einem neuen und wütendern Bürgerkrieg. Jeder noch so geringe, den Reformierten bewilligte Vorteil dünkte den

eifrigern Katholiken ein nie zu verzeihender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligtums, ein Raub an der Kirche begangen, die auch das kleinste von ihren Rechten sich nicht vergeben dürfe. Kein noch so feierlicher Vertrag, der diese unverletzbaren Rechte kränkte, konnte nach ihrem Systeme Anspruch auf Gültigkeit haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieser fremden fluchwürdigen Religionspartei diese Vorrechte, gleich einem gestohlnen Gut, wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geschäftig war, diese widrigen Gesinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholischen diesen fanatischen Eifer durch das Ansehen ihres Beispiels bewaffneten, versäumte unglücklicherweise die Gegenpartei nichts, den Haß der Papisten durch immer kühnere Foderungen noch mehr gegen sich zu reizen und ihre Ansprüche in eben dem Verhältnis, als sie jenen unerträglicher fielen, weiter auszudehnen. „Vor kurzem", erklärte sich Karl der Neunte gegen Coligny, „begnügtet ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Feld allein zu behaupten."

Bei dieser widrigen Stimmung der Gemüter konnte ein Friede nicht bestehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. Katharina selbst, durch die Drohungen der Kalviniſten aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, dachte ernstlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war bloß, wie die nötige Kriegsmacht in Bewegung zu setzen sei, um einen argwöhnischen und wachsamen Feind nicht zu frühzeitig von seiner Gefahr zu belehren. Der Marsch einer spanischen Armee nach den Niederlanden unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bei ihrem Vorüberzug die französische Grenze berührte, gab den erwünschten Vorwand zu der Kriegsrüstung her, welche man gegen die innern Feinde des Königreichs machte. Es schien der Klugheit gemäß, eine so gefährliche Macht, als der spanische Generaliſſimus kommandierte, nicht unbeobachtet und unbewacht an den Pforten des Reichs

vorüber ziehen zu lassen, und selbst der argwöhnische Geist der protestantischen Anführer begriff die Notwendigkeit, eine Observationsarmee aufzustellen, welche diese gefährlichen Gäste im Zaum halten und die bedrohten Provinzen gegen einen Überfall decken könnte. Um auch ihrerseits von diesem Umstande Vorteil zu ziehen, erboten sie sich voll Arglist, ihre eigne Partei zum Beistand des Königreichs zu bewaffnen; ein Stratagem, wodurch sie, wenn es gelungen wäre, das nämliche gegen den Hof zu erreichen hofften, was dieser gegen sie selbst beabsichtet hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von sechstausend Schweizern bewaffnen, über welche sie, mit Übergehung der Kalvinisten, lauter katholische Befehlshaber setzte. Diese Kriegsmacht blieb, solange sein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anstatt aber nun nach Entfernung der Gefahr auseinander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marsch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmsten Anführer der Hugenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieser verräterische Anschlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die letztern die Nähe des Abgrunds, in welchen man sie stürzen wollte. Ihr Entschluß mußte schnell sein. Man hielt Rat bei Coligny, in wenig Tagen sah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorsprung abzugewinnen und den König auf seinem Landsitz zu Monceaux aufzuheben, wo er sich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von diesen Bewegungen verscheuchte ihn zwar nach Meaux, wohin man die Schweizer aufs eilfertigste beorderte. Diese fanden sich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen und drohte den König in seinem Zufluchtsort zu belagern. Die Entschlossenheit der Schweizer riß den König aus dieser dringenden Gefahr. Sie erboten sich, ihn mitten durch den Feind nach Paris zu führen,

und Katharina bedachte sich nicht, die Person des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Aufbruch geschah gegen Mitternacht; den Monarchen nebst seiner Mutter in ihrer Mitte, den sie in einem gedrängten Viereck umschloß, wandelte diese bewegliche Festung fort und bildete mit vorgestreckten Piken eine stachlichte Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfodernde Mut, mit dem die Schweizer einherschritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majestät, das ihre Mitte beherbergte, schlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Person des Königs, welche die Brust der Franzosen so spät verläßt, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr als einige unbedeutende Scharmützel zu wagen. Und so erreichte der König noch an demselben Abende Paris und glaubte, dem Degen der Schweizer nichts geringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, sondern gegen seine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter diesen war der Kardinal von Lothringen der verhaßteste, und überzeugt, daß er der protestantischen Sache die schlimmsten Dienste zu leisten pflege, hatte man auf den Untergang dieses Mannes ein vorzügliches Absehen gerichtet. Glücklicherweise entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden sollte, indem er seinen Hausrat der Wut des Feindes überließ.

Die Kavallerie des Prinzen stand zwar im Felde, aber durch die Zurüstungen des Königs übereilt, hatte sie nicht Zeit gehabt, sich mit dem erwarteten deutschen Fußvolk zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formieren. So mutig der französische Adel war, der die Reiterei des Prinzen größtenteils ausmachte, so wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bei diesem Kriege vorzüglich ankam. Nichtsdestoweniger unternahm dieser kleine Haufe, Paris zu berennen, drang eilfertig gegen diese Hauptstadt vor und machte Anstalten, sie durch Hunger zu überwältigen. Die

Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarschaft von Paris anrichteten, erschöpfte die Geduld der Bürger, welche den Ruin ihres Eigentums nicht länger müßig ansehen konnten. Einstimmig drangen sie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der sich mit jedem Tag an ihren Toren verstärkte. Man mußte eilen, etwas Entscheidendes zu tun, ehe es ihm gelang, die deutschen Truppen an sich zu ziehen und durch diesen Zuwachs das Übergewicht zu erlangen. So kam es am zehnten November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei Saint Denis, in welchem die Kalviniſten nach einem hartnäckigem Widerstand zwar den kürzern zogen, aber durch den Tod des Konnetabel, der in dieser Schlacht seine merkwürdige Laufbahn beschloß, reichlich entschädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß diesen sterbenden General den Händen des Feindes und verschaffte ihm noch den Trost, in Paris unter den Augen seines Herrn den Geist aufzugeben. Er war es, der seinen Beichtvater mit diesen lakonischen Worten von seinem Sterbebette wegschickte: Laßt es gut sein, Herr Pater, es wäre Schande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelstunde lang zu sterben.

Die Kalviniſten zogen sich nach ihrer Niederlage bei Saint-Denis eilfertig gegen die lothringischen Grenzen des Königreichs, um die deutschen Hilfsvölker an sich zu ziehen, und die königliche Armee setzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Notwendigsten, indem es den Königlichen an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die feindselige Jahreszeit erschwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem sie endlich unter einem unausgesetzten Kampf mit Hunger und rauher Witterung das jenseitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte sich keine Spur eines deutschen Heeres, und man war nach einem so langwierigen beschwerdenvollen Marsche nicht weiter, als man im Angesicht von Paris gewesen war. Die Geduld war erschöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte; kaum vermochte der Ernst des Admirals und die Jovialität des Prinzen von

Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz bestand darauf, daß kein Heil sei, als in der Vereinigung mit den deutschen Völkern, und daß man sie schlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zusammenkunft aufsuchen müsse. „Aber," fragte man ihn nachher, „wenn sie nun auch dort nicht wären zu finden gewesen — was würden die Hugenotten als dann vorgenommen haben?" — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermute ich," erwiderte der Prinz, denn es war eine schneidende Kälte.

Endlich näherte sich der Pfalzgraf Kasimir mit der sehnlich erwarteten deutschen Reiterei; aber nun befand man sich in einer neuen und größern Verlegenheit. Die Deutschen standen in dem Ruf, daß sie nicht eher zu fechten pflegten, als bis sie Geld sähen; und anstatt der hunderttausend Taler, worauf sie sich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige tausend anzubieten. Man lief Gefahr, im Augenblicke der Vereinigung aufs schimpflichste von ihnen verlassen zu werden und alle auf diesen Sukkurs gegründete Hoffnungen auf einmal scheitern zu sehen. Hier in diesem kritischen Moment nahm der Anführer der Franzosen seine Zuflucht zu der Eitelkeit seiner Landsleute und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Er gestand den Offizieren sein Unvermögen, die Foderungen der Deutschen zu befriedigen, und sprach sie um Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Not des Generals und strengten alle ihre Beredsamkeit an, sie zu einer Beisteuer zu ermuntern. Sie wurden dabei aufs nachdrücklichste von den Predigern unterstützt, die mit dreister Stirn zu beweisen suchten, daß es die Sache Gottes sei, die sie durch ihre Mildtätigkeit beförderten. Der Versuch glückte; der geschmeichelte Soldat beraubte sich freiwillig seines Putzes, seiner Ringe und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameraden an Großmut übertroffen zu werden. Man verwandelte alles in Geld und brachte eine

Summe von fast hunderttausend Livres zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beispiel seiner Art in der Geschichte, daß eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigten Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahrs 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich und wuchs noch mehr durch die Verstärkungen an, welche sie aus allen Enden des Königreichs an sich zogen. Sie belagerten Chartres und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angedrohte Erscheinung. Aber Condé zeigte bloß die Stärke seiner Partei, um dem Hof einen desto günstigern Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen und wünschte sehnlich den Frieden, der seinem Hang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung versprach. Er ließ sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Medicis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Ursache auch die Reformierten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieser Fürstin zu setzen, und wie wenig sie durch die bisherigen Verträge gebessert waren, so begaben sie sich doch zum zweitenmal ihres Vorteils und ließen unter fruchtlosen Negoziationen die kostbare Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreichen. Das zu rechter Zeit ausgestreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armee; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geschickt zu nähren wußte, nötigte die Anführer am 10. März 1568 zu einem unreifen Frieden. Der König versprach eine allgemeine Amnestie und bestätigte das Edikt des Jenners 1562, das die Reformierten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die deutschen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückstände zu fodern hatten; aber bald entdeckte sich, daß er mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte, sich dieser fremden Gäste nicht schnell genug entledigen zu können, und doch wollten sie ohne Geld nicht von dannen ziehen. Ja, sie drohten, alles mit Feuer und

Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den ſchuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Teil der verlangten Summe auf Abſchlag bezahlt und den Überreſt noch während ihres Marſches nachzuliefern verſprochen hatte, traten ſie ihren Rückzug an, und der Hof ſchöpfte Mut, je mehr ſie ſich von dem Zentrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden ſie, daß die verſprochenen Zahlungen unterblieben, ſo erwachte ihre Wut aufs neue, und alle Landſtriche, durch welche ſie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewalttätigkeiten, die ſie ſich bei dieſem Durchzug erlaubten, zwangen die Königin, ſich mit ihnen abzufinden, und mit ſchwerer Beute beladen, räumten ſie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformierten zerſtreuten ſich nach abgeſchloßnem Frieden; jeder in ſeine Provinz auf ſeine Schlöſſer und gerade dieſe Trennung, welche man als gefährlich und unklug beurteilte, rettete ſie vom Verderben. Bei allen noch ſo ſchlimmen Anſchlägen, die man gegen ſie gefaßt hatte, durfte man ſich an keinem einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht alle zugleich zugrund richten konnte. Um aber alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Laboureur ſagt, das Netz über ganz Frankreich ausbreiten müſſen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeitlang, aber nicht ſo die Leidenſchaften; es war bloß die bedenkliche Stille vor dem heranziehenden Sturme. Die Königin, von dem Joch eines mürriſchen Montmorency und eines gebieteriſchen Herzogs von Guiſe befreit, regierte mit dem überlegenen Anſehen der Mutter und Staatsverſtändigen beinahe unumſchränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch ſo bedürftigen Sohn, und ſie ſelbſt wurde von den verderblichen Ratſchlägen des Kardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieſes unduldſamen Prieſters unterdrückte bei ihr allen Geiſt der Mäßigung, nach dem ſie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umſtänden hatte ſich auch ihre ganze Staatskunſt verändert. Voll Schonung gegen die Reformierten, ſolange ſie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem

Ehrgeize eines Guise und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ sie sich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abscheu gegen diese aufstrebende Sekte, sobald ihre Herrschaft befestigt war. Sie gab sich keine Mühe, diese Gesinnungen zu verbergen, und die Instruktionen, die sie den Gouverneurs der Provinzen erteilte, atmeten diesen Geist. Sie selbst verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholischen, die für Duldung und Frieden gestimmt und deren Grundsätze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den ihrigen gemacht hatte. Der Kanzler wurde von dem Anteil an der Regierung entfernt und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes bloß weltlichen Rücksichten aufopferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Kanzeln, Beichtstühlen und Altären auf die Sektierer loszustürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholischen Klerisei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen und die verabscheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Ketzern keine Treue noch Glauben schuldig sei. Es konnte nicht fehlen, daß bei solchen Auffoderungen der blutdürstige Geist des Fanatismus bei dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzu schnell Feuer fing und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande; der Meuchelmord schliff seinen Dolch im Innern der Häuser, und auf dem Lande wie in den Städten, in den Provinzen wie in Paris wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Kalvinisten ließen es ihrerseits nicht an den bittersten Repressalien fehlen; doch, an Anzahl zu schwach, hatten sie dem Dolch der Katholischen bloß ihre Federn entgegenzusetzen. Vor allem sahen sie sich nach festen Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegssturm aufs neue ausbrechen sollte. Zu diesem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am westlichen Ozean sehr gelegen; eine

mächtige Seeſtadt, welche ſich ſeit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter franzöſiſche Herrſchaft der wichtigſten Privilegien erfreute und, beſeelt mit republikaniſchem Geiſte, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte verteidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Freiſtaats zu ſein und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hieher verpflanzten ſie die Hauptſtärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieſer Feſtung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange ſtand es an, ſo mußte der Prinz von Condé ſelbſt ſeine Zuflucht in Rochelles Mauern ſuchen. Katharina, um demſelben alle Mittel zum Krieg zu rauben, foderte von ihm die Wiedererſtattung der beträchtlichen Geldſummen, die ſie in ſeinem Namen den deutſchen Hilfsvölkern vorgeſtreckt hatte und für die er mit den übrigen Anführern Bürge geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn aufs Äußerſte bringen wollte, beſtand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, dieſe Schuld zu entrichten, berechtigte ſie zu einem Bruch der Traktaten, und der Marſchall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf ſeinem Schloß Noyers in Burgund aufzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Landſitz des Prinzen verſperrt, alle Wege zur Flucht abgeſchnitten, als Tavannes ſelbſt, der zu dem Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der nahen Gefahr zu belehren und ſeine Flucht zu befördern. Condé entwiſchte durch die offen gelaſſenen Päſſe glücklich mit dem Admiral Coligny und ſeiner ganzen Familie und erreichte Rochelle am 18. September 1568. Auch die verwitwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs des Vierten, welche Montlüc hatte aufheben ſollen, rettete ſich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in dieſe Stadt, welche ſich in kurzer Zeit mit einer kriegeriſchen und zahl-

reichen Mannschaft anfüllte. Der Kardinal von Chatillon entfloh in Matrosenkleidern nach England, wo er seiner Partei durch Unterhandlungen nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben säumten nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen und die Deutschen aufs eilfertigste zurückzuberufen. Beide Teile greifen zum Gewehre, und der Krieg kehrt in seiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Edikt des Jenners wird förmlich widerrufen, die Verfolgungen mit größerer Wut gegen die Reformierten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergessen, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vorteile, welche ihr die Intrige verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer beseelt die ganze reformierte Partei und die Wortbrüchigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Fahnen wehen auf allen Straßen; aus allen Enden des Königreichs sieht man bewaffnete Scharen gegen den Mittelpunkt zusammenströmen. Mit der Menge der erlittnen und erwiesenen Kränkungen ist die Wut der Streiter gestiegen; soviele zerrissene Verträge, soviele getäuschte Erwartungen hatten die Gemüter unversöhnlich gemacht, und längst schon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menschlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vorteil über den Feind erlangte; noch Stand, noch Alter wird geschont und der Marsch der Truppen überall durch verwüstete Felder und eingeäscherte Dörfer bezeichnet. Schrecklich empfindet die katholische Geistlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer kann die finstre Grausamkeit dieser rohen Scharen ersättigen. An

Klöſtern und Kirchen rächen ſie die Unterdrückungen, welche ſie von der herrſchenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige iſt ihrer blinden Wut nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbariſcher Schadenfreude entkleiden ſie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen ſie die heiligen Gefäße, zerſchmettern ſie die Bildſäulen der Apoſtel und Heiligen und ſtürzen die herrlichſten Tempel in Trümmer. Ihre Mordgier öffnet ſich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werden mit dem Blut dieſer Unſchuldigen befleckt. Mit erfinderiſcher Wut ſchärften ſie durch den bitterſten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod ſelbſt ihre tieriſche Luſt nicht ſtillen. Sie verſtümmelten ſelbſt noch die Leichname, und einer unter ihnen hatte den raſenden Geſchmack, ſich aus den Ohren der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein andrer ließ eine Hydra auf ſeine Fahnen malen, deren Köpfe mit Kardinalshüten, Biſchofsmützen und Mönchskapuzen auf das ſeltſamſte ausſtaffiert waren. Er ſelbſt war darneben als ein Herkules abgebildet, der alle dieſe Köpfe mit ſtarken Fäuſten herunterſchlug. Kein Wunder, wenn ſo handgreifliche Symbole die Leidenſchaften eines fanatiſchen rohen Haufens noch heftiger entflammten und dem Geiſt der Grauſamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Ausſchweifungen der Hugenotten wurden von den Papiſten durch ſchreckliche Repreſſalien erwidert und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel. Sein Urteil war einmal für immer geſprochen und eine freiwillige Unterwerfung konnte ſein Verderben höchſtens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war, und die proteſtantiſche unter Condé und Coligny auf und ſtießen bei Loudün ſo nahe aneinander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtordnungen trennte. Vier Tage blieben ſie in dieſer Stellung einander gegenüber ſtehen, ohne

etwas Entscheidendes zu wagen, weil die Kälte zu streng war. Der zunehmende Frost zwang endlich die Königlichen zuerst zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beispiel, und der ganze Feldzug endigte sich ohne Entscheidung.

Unterdessen versäumten die letztern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu sammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet und viele andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen günstigen Augenblick, um sich laut für sie zu erklären. Ansehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Konfiskationen gezogen und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hilfe derselben sahe sich der Prinz von Condé in den Stand gesetzt, seine Armee zu verstärken und in eine blühende Verfassung zu setzen. Fähige Generale kommandierten unter ihm und ein tapfrer Adel hatte sich unter seinen Fahnen versammelt. Zugleich waren seine Agenten in England sowohl als in Deutschland geschäftig, seine dortigen Bundsgenossen zu bewaffnen und seine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geschütz aus England zu ziehen, und aus Deutschland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hilfsvölker zu, so daß er sich mit dem Antritt des Jahrs 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug versprach.

Er hatte sich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutschen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13. März dieses Jahrs ohnweit Jarnac an der Grenze von Limousin unter sehr nachteiligen Umständen zum Treffen nötigte. Abgeschnitten von dem Überrest seiner Armee wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen und sein kleiner Haufe, des tapfersten Widerstands ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er selbst, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerschmetterte, kämpfte mit der heldenmütigsten Tapfer-

keit, und von ſeinem Pferde herabgeriſſen, ſetzte er noch eine Zeitlang auf der Erde kniend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verluſt ſeiner Kräfte zwang ſich zu ergeben. Aber in dieſem Augenblick nähert ſich ihm Montesquiou, ein Kapitän von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten und tötet ihn meuchelmörderiſch mit einer Piſtole.

Und ſo hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schickſal gemein, daß ein gewaltſamer Tod ihn dahinraffte. Franz von Guiſe war durch Meuchelmörders Hände vor Orleans gefallen, Anton von Navarra bei der Belagerung von Rouen, der Marſchall von Saint-André in der Schlacht bei Dreux und der Konnetabel bei Saint-Denys geblieben. Den Admiral erwartete ein ſchrecklicheres Los in der Bartholomäusnacht, und Heinrich von Guiſe ſank wie ſein Vater unter dem Dolch der Verräterei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die proteſtantiſche Partei, aber bald zeigte ſichs, daß die katholiſche zu früh triumphiert hatte. Condé hatte ſeiner Partei große Dienſte geleiſtet, aber ſein Verluſt war nicht unerſetzlich. Noch lebte das heldenreiche Geſchlecht der Chatillons, und der ſtandhafte, unternehmende, an Hilfsquellen unerſchöpfliche Geiſt des Admirals von Coligny riß ſie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name als ein Oberhaupt, was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verloren; aber auch ſchon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Mut der Partei zu beleben und ſich ein Anſehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit ſtrebende Geiſt des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur ſeinesgleichen war, und ſchwer, ja unmöglich ward es einem Privatmann, dieſe ſtolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürſt, den ſeine Geburt ſchon über jede Konkurrenz hinwegrückte und der eine erbliche und unbeſtrittene Gewalt über die Gemüter ausübte. Und auch dieſer fand ſich nun in der Perſon

des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieses Werks, den wir jetzt zum erstenmal auf die politische Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannens von Albret, war im Jahr 1553 zu Pau in der Provinz Bearn geboren. Schon von den frühesten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich sein Körper zu seinen künftigen Kriegestaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten schnell die Keime seines lebhaften Geistes. Sein junges Herz sog schon mit der Muttermilch den Haß gegen das Papsttum und gegen den spanischen Despotismus ein; der Zwang der Umstände machte ihn schon in den Jahren der Unschuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Held und frühes Unglück zum vortrefflichen König. Das Haus Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hat, neigte sich unter den schwächlichen Söhnen Heinrichs des Zweiten zum Untergang, und wenn diese drei Brüder dem Reich keinen Erben gaben, so rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Hause, ob sie gleich nur im einundzwanzigsten Grad statthatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzendsten Thron Europens umschimmerte schon Heinrichs des Vierten Wiege, aber sie war es auch, die ihn schon in der frühesten Jugend den Nachstellungen mächtiger Feinde bloßstellte. Philipp der Zweite, König von Spanien, der unversöhnlichste aller Feinde des protestantischen Glaubens, konnte nicht mit Gelassenheit zusehen, daß die verhaßte Sekte der Neuerer von dem herrlichsten aller christlichen Throne Besitz nahm und durch denselben ein entscheidendes Übergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um so weniger geneigt, die französische Krone dem ketzerischen Geschlecht von Navarra zu gönnen, da ihm selbst nach dieser kostbaren Erwerbung gelüstete. Der junge Heinrich stand seinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und seine Beichtväter überzeugten ihn, daß es verdienstlich sei, einen Ketzer zu berauben, um ein so großes Königreich im Gehor-

ſam gegen den apoſtoliſchen Stuhl zu erhalten. Ein ſchwarzes Komplott ward nun mit Zuziehung des berüchtigten Herzogs von Alba und des Kardinals von Lothringen geſchmiedet, den jungen Heinrich mit ſeiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen und in ſpaniſche Hände zu liefern. Ein ſchreckliches Schickſal erwartete dieſe Unglücklichen in den Händen dieſes blutgierigen Feindes, und ſchon jauchzte die ſpaniſche Inquiſition dieſem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch Philipps eigne Gemahlin Eliſabeth gewarnt und der Anſchlag noch in der Entſtehung vereitelt. Eine ſo ſchwere Gefahr umſchwebte das Haupt des Knaben und weihte ihn ſchon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge beſtehen ſollte.

Jetzt als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Proteſtanten in Beſtürzung und Verlegenheit ſetzte, die ganze Partei ſich ohne Oberhaupt, die Armee ohne Führer ſah, erſchien die heldenmütige Johanna mit dem ſechzehnjährigen Heinrich und dem älteſten Sohn des ermordeten Condé, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armee und die Anführer verſammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend, trat ſie vor die Truppen und machte ſchnell ihrer Unentſchloſſenheit ein Ende: „Die gute Sache," hub ſie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen trefflichen Beſchützer verloren, aber ſie iſt nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über ſeine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfre Streitgefährten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmütige Offiziere zu Nachfolgern, die ſeinen Verluſt uns vergeſſen machen werden. Hier iſt der junge Bearner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an, zum Fürſten. Hier iſt der Sohn des Mannes, deſſen Verluſt ihr betrauert. Euch übergeb ich beide. Möchten ſie ihrer Ahnherrn wert ſein durch ihre künftigen Taten! Möchte der Anblick dieſer heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren und begeiſtern zum Kampf für die Religion."

Ein lautes Geschrei des Beifalls antwortete der königlichen Rednerin, worauf der junge Heinrich mit edlem Anstand das Wort nahm. „Freunde," rief er aus, „ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu streiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verschafft haben, um die es uns allen zu tun ist." Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei und zum Führer der Armee ausgerufen und empfing als solcher die Huldigung. Die Eifersucht der übrigen Anführer verstummte, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der dem jungen Helden seine Erfahrung lieh und unter dem Namen seines Pupillen das Ganze beherrschte.

Die deutschen Protestanten, immer die vornehmste Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwischen den Hugenotten und Katholischen wieder herstellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken brach mit einem dreizehntausend Mann starken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne große Hindernisse, fast den ganzen Strich zwischen dem Rhein und dem Weltmeer und hatte die Armee der Reformierten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahinraffte. Wenige Tage nachher vereinigte sich der Graf von Mansfeld, sein Nachfolger im Kommando, (im Junius 1569) in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der sich nach einer so beträchtlichen Verstärkung wieder imstande sah, den Königlichen die Spitze zu bieten. Aber mißtrauisch gegen das Glück, dessen Unbeständigkeit er so oft erfahren hatte, und seines Unvermögens sich bewußt, bei so geringen Hilfsmitteln einen erschöpfenden Krieg auszuhalten, versuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Weg zu erhalten, was er allzu mißlich fand, mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden; ganz gegen die Sinnesart der Anführer von Parteien, die die Ruhe als das Grab ihrer Macht betrachten und in der allgemeinen Verwirrung

ihre Vorteile finden. Mit Widerwillen übte er die Bedrückungen aus, die ſein Poſten, die Not und die Pflicht der Selbſtverteidigung erheiſchten, und gern hätte er ſich überhoben geſehen, mit dem Degen in der Fauſt eine Sache zu verfechten, die ihm gerecht genug ſchien, um durch Vernunftgründe verteidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendſten Vorſtellungen, ſich des allgemeinen Elendes zu erbarmen und den Reformierten, die nichts als die Beſtätigung der ehmaligen, ihnen günſtigen Edikte verlangten, ein ſo billiges Geſuch zu gewähren. Dieſen Vorſchlägen glaubte er um ſo eher eine günſtige Aufnahme verſprechen zu können, da ſie nicht Werk der Verlegenheit waren, ſondern durch eine anſehnliche Macht unterſtützt wurden. Aber das Selbſtvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke geſtiegen. Man foderte eine unbedingte Unterwerfung, und ſo blieb es denn bei der Entſcheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Beſitzungen der Proteſtanten längs der dortigen Seeküſte vor einem Angriffe ſicherzuſtellen, rückte der Admiral mit ſeiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großen Umfanges wegen keines langen Widerſtandes fähig glaubte. Aber auf die erſte Nachricht der ſie bedrohenden Gefahr hatten ſich die Herzoge von Guiſe und von Mayenne, würdige Söhne des verſtorbenen Franz von Guiſe, nebſt einem zahlreichen Adel in dieſe Stadt geworfen, entſchloſſen, ſie bis aufs äußerſte zu verteidigen. Fanatismus und Erbitterung machten dieſe Belagerung zu einer der blutigſten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerſtand der Beſatzung nichts ausrichten.

Trotz der Überſchwemmungen, die die Außenwerke unter Waſſer ſetzten, trotz des feindlichen Feuers und des ſiedenden Öls, das von den Wällen herab auf ſie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerſtandes, den der ſchroffe Abhang der Werke und die heroiſche Tapferkeit der Beſatzung ihnen entgegenſetzte, wiederholten die

Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen dieſen Anſtrengungen einen einzigen Vorteil erkaufen oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten dieſe durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Mut zu erſchöpfen ſei. Ein reicher Vorrat von Kriegs- und Mundbedürfniſſen, den man Zeit gehabt hatte, in der Stadt aufzuhäufen, ſetzte ſie inſtand, auch der langwürigſten Belagerung zu trotzen, da im Gegenteil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformierten bald große Verwüſtungen anrichteten. Die Ruhr raffte einen großen Teil der deutſchen Kriegsvölker dahin und warf endlich ſelbſt den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meiſten unter ihm ſtehenden Befehlshaber zum Dienſt unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erſchien und Chatellerault, einen feſten Ort in der Nachbarſchaft, wohin man die Kranken geflüchtet hatte, mit einer Belagerung bedrohte, ſo ergriff der Admiral dieſen Vorwand, ſeiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entſagen. Es gelang ihm auch, den Verſuch des Herzogs auf Chatellerault zu vereiteln, aber die immer mehr anwachſende Macht des Feindes nötigte ihn bald, auf ſeinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte ſich, die Standhaftigkeit dieſes großen Mannes zu erſchüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac ſeinen Bruder d'Andelot durch den Tod verloren; den treuſten Teilnehmer ſeiner Unternehmungen und ſeinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariſer Parlament, — dieſer Gerichtshof, der zuweilen ein wohltätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derſelben war — ihm als einem Aufrührer und Beleidiger der Majeſtät das Todesurteil geſprochen und einen Preis von fünfzigtauſend Goldſtücken auf ſeinen Kopf geſetzt habe. Abſchriften dieſes Urteils wurden nicht nur in ganz Frankreich, ſondern auch durch Überſetzungen in ganz Europa zerſtreut, um durch den Schimmer der verſprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken,

wenn sich etwa in dem Königreich selbst zu Vollziehung dieses Bubenstücks keine entschlossene Faust finden sollte. Aber sie fand sich, selbst im Gefolge des Admirals, und sein eigner Kammerdiener war es, der einen Anschlag gegen sein Leben schmiedete. Diese nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt, aber der unsichtbare Dolch der Verräterei verscheuchte von jetzt an seine Ruhe auf immer.

Diese Widerwärtigkeiten, die ihn selbst betrafen, wurden durch die Last seines Heerführer-Amtes und durch die öffentlichen Unfälle seiner Partei noch drückender gemacht. Durch Desertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war seine Armee sehr geschmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Überlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedenklichen Ausschlag eines Treffens durfte ankommen lassen, und doch verlangten dieses die Soldaten, besonders die Deutschen, mit Ungestüm. Sie ließen ihm die Wahl, entweder zu schlagen oder ihnen den rückständigen Sold zu bezahlen; und da ihm das letztere unmöglich war, so mußte er ihnen notgedrungen in dem erstern willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou überraschte ihn (am dritten Oktober des Jahrs 1569) bei Moncontour in einer sehr ungünstigen Stellung und besiegte ihn in einer entscheidenden Schlacht. Alle Entschlossenheit des protestantischen Adels, alle Tapferkeit der Deutschen, alle Geistesgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage seines Heers nicht verhindern. Beinahe die ganze deutsche Infanterie ward niedergehauen, der Admiral selbst verwundet, der Rest der Armee zerstreut, der größte Teil des Gepäckes verloren. Keinen unglücklichern Tag hatten die Hugenotten während dieses ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach Saint Jean-d'Angely, wo sich auch der geschlagene Coligny mit dem kleinen Überrest der Truppen einfand. Von einem fünfundzwanzigtausend Mann starken Heere konnte er kaum sechstausend Mann wieder sammeln;

dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wut des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen, und die Rachbegier der Katholischen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner gesättigt werden. Mit kalter Grausamkeit stieß man den, der die Waffen streckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papisten bewiesen hatten, machte die letztern unversöhnlich.

Die Mutlosigkeit war jetzt allgemein, und man hielt alles für verloren. Viele sprachen schon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich und wollten sich in Holland, in England, in den nordischen Reichen ein neues Vaterland suchen. Ein großer Teil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannschaft, an Ansehen, an allem, nur nicht an Heldenmut fehlte. Sein schönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben diese Zeit von den Königlichen überfallen und mit allem, was darin niedergelegt war, ein Raub des Feuers geworden. Dennoch war er der einzige von allen, der in dieser drangvollen Lage die Hoffnung nicht sinken ließ. Seinem durchdringenden Blicke entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformierten Partei noch immer geöffnet waren, und er wußte sie mit großem Erfolg bei seinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hugenottischer Anführer, Montgommery, hatte in der Provinz Bearn glücklich gefochten und war bereit, ihm sein siegreiches Heer zuzuführen. Deutschland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Beistand erwarten. Dazu kam, daß die Königlichen, anstatt ihren Sieg mit rascher Tätigkeit zu benutzen und den geschlagenen Feind bis zu seinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine kostbare Zeit verloren und dem Admiral die gewünschte Frist zur Erholung vergönnten.

Das schlechte Einverständnis unter den Katholiken selbst trug nicht wenig zu seiner Rettung bei. Nicht alle Provinzstatthalter taten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur

von Languedoc, ein Sohn des berühmten Konnetabel von Montmorency, beſchuldigt, die Flucht des Admirals durch ſein Gouvernement begünſtigt zu haben. Dieſer ſtolze Vaſall der Krone, ſonſt ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte ſich von dem Hofe vernachläſſigt, und ſein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß andre in dieſem Krieg ſich Lorbeern ſammelten und andre den Kommandoſtab führten, den er doch als ein Erbſtück ſeines Hauſes betrachtete. Selbſt in der Bruſt des jungen Königs und der ihn zunächſt umgebenden Großen hatten die glänzenden Sukzeſſe des des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen geſetzt werden konnten, Neid und Eiferſucht angefacht. Der ruhmbegierige Monarch erinnerte ſich mit Verdruß, daß er ſelbſt noch nichts für ſeinen Ruhm getan habe; die Vorliebe der Königin-Mutter für den Herzog von Anjou und das Lob dieſes begünſtigten Lieblings auf den Lippen der Hofleute beleidigte ſeinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, ſo ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze derſelben, um ſich gemeinſchaftlich mit demſelben den Ruhm der Siege zuzueignen, an welchen beide gleich wenig Anſprüche hatten. Die ſchlechte Maßregeln, welche dieſer Geiſt der Eiferſucht und Intrige die katholiſchen Anführer ergreifen ließ, vereitelten alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens beſtand der Marſchall von Tavannes, deſſen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rat war, dem flüchtigen Admiral mit dem größern Teil der Armee ſo lange nachzuſetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt oder genötigt hätte, irgend in einen feſten Ort ſich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müßte. Da dieſe Vorſtellungen keinen Eingang fanden, ſo legte Tavannes ſein Kommando nieder und zog ſich in ſein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt ſäumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erſte Anfang war glücklich, und ſchon

schmeichelte man sich, alle Vormauern von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zertrümmern und alsdann diesen Mittelpunkt der ganzen bourbonischen Macht desto leichter zu überwältigen. Aber der tapfre Widerstand, den Saint-Jean d'Angely leistete, stimmte diese stolzen Erwartungen sehr herunter. Zwei Monate lang hielt sich diese Stadt, von ihrem unerschrockenen Kommandanten de Piles verteidigt; und als endlich die höchste Not sie zwang, sich zu ergeben, war der Winter herbeigerückt und der Feldzug geendigt. Der Besitz einiger Städte war also die ganze Frucht eines Sieges, dessen weise Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdessen hatte Coligny nichts versäumt, die schlechte Politik des Feindes zu seinem Vorteil zu kehren. Sein Fußvolk war im Treffen bei Moncontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitausend Pferde machten seine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachsetzenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieser kleine Haufe verstärkte sich in Languedoc und Dauphiné mit neu geworbenen Völkern und mit dem siegreichen Heer des Montgommery, das er an sich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in diesem Teil Frankreichs zählte, begünstigten sowohl die Rekrutierung als den Unterhalt der Truppen, und die Leutseligkeit der bourbonischen Prinzen, die alle Beschwerden dieses Feldzuges teilten und frühzeitige Proben des Heldenmutes ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie sparsam auch die Geldbeiträge einflossen, so wurde dieser Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle ersetzt. Aus dem Hafen derselben liefen zahlreiche Kaperschiffe aus, die viele glückliche Prisen machten und dem Admiral den Zehenten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hilfe aller dieser Vorkehrungen erholten sich die Hugenotten während des Winters so vollkommen von ihrer Niederlage, daß sie im Frühjahr des 1570sten Jahrs gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervorbrachen und furchtbarer als jemals im Felde erscheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren und übten auch keine aus. Gereizt durch ſo viele erlittne Mißhandlungen und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, ließen ſie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, drückten mit ſchweren Brandſchatzungen alle Diſtrikte, durch die ſie zogen, oder verwüſteten ſie mit Feuer und Schwert. Ihr Marſch war gegen die Hauptſtadt des Reichs gerichtet, wo ſie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu ertrotzen hofften. Eine königliche Armee, die ſich ihnen in dem Herzogtum Burgund unter dem Marſchall von Coßé, dreizehntauſend Mann ſtark, entgegenſtellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Proteſtanten über einen weit überlegeneren Feind verſchiedene Vorteile davontrugen. Längs der Loire verbreitet, bedrohten ſie Orleanois und Isle-de-France mit ihrer nahen Erſcheinung, und die Schnelligkeit ihres Zuges ängſtigte ſchon Paris.

Dieſe Entſchloſſenheit tat Wirkung, und der Hof fing endlich an, vom Frieden zu ſprechen. Man ſcheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzweiflung beſeelten Schar, die nichts mehr zu verlieren hatte und bereit war, ihr Leben um einen teuren Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erſchöpft, die Armee durch den Abzug der italieniſchen, deutſchen und ſpaniſchen Hilfsvölker ſehr vermindert, und in den Provinzen hatte ſich das Glück faſt überall zum Vorteil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholiſchen ankam, dem Trotz der Sektierer nachgeben zu müſſen, wie ungern ſich ſogar viele der letztern dazu verſtanden, die Waffen aus den Händen zu legen und ihren Hoffnungen auf Beute, ihrer geſetzloſen Freiheit zu entſagen, ſo machte doch die überhandnehmende Not jeden Widerſpruch ſchweigen, und die Neigung der Anführer entſchied ſo ernſtlich für den Frieden, daß er endlich im Auguſt dieſes Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformierten wurde von ſeiten des Hofes eine allgemeine Vergeſſenheit des Vergangenen, eine freie Ausübung ihrer Reli-

gion in jedem Teile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller, der Religion wegen, eingezogenen Güter und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugestanden. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die sie mit ihren eigenen Truppen zu besetzen und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt sein sollten. Die Prinzen von Bourbon nebst zwanzig aus dem vornehmsten Adel mußten sich durch einen Eid verbindlich machen, diese vier Plätze (man hatte Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der gesetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab und, weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbesserern Dank zu verdienen, bloß ein erniedrigendes Geständnis seiner Ohnmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in seine Ordnung zurück, und die Reformierten überließen sich mit der vorigen Sorglosigkeit dem Genuß ihrer schwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr sie überzeugt sein mußten, daß sie die eben erhaltenen Vorteile nicht dem guten Willen, sondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eignen Furchtbarkeit verdankten, desto notwendiger war es, sich in diesem Verhältnis der Macht zu erhalten und die Schritte des Hofs zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des letztern war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu fassen konnte, und ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentieren, kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der erste Entwurf zu der Greueltat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in diese Zeit zu setzen ist.

So viele Fehlschläge, so viele überraschende Wendungen des Kriegsglücks, so viele unerwartete Hilfsquellen der Hugenotten hatten endlich den Hof überzeugen müssen, daß es ein vergebliches Unternehmen sei, diese immer frisch auflebende und immer mehr sich verstärkende Partei durch offenbare Gewalt zu besiegen und auf dem bisher betretnen Wege einen entscheidenden Vorteil über

ſie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet, war ſie ſicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr teilweiſe ſchlug, ihrem Leben ſelbſt nie gefährlich werden konnten. An einer Grenze des Königsreichs unterdrückt, erhob ſie ſich nur deſto furchtbarer an der andern, und jeder neuerlittene Verluſt ſchien bloß ihren Mut anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das erſetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine Liſt einzuwiegen, durch keine Gefahr zu erſchüttern waren. Schon der einzige Coligny galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral heute ſterben ſollte, erklärten die Abgeordnete des Hofs, als ſie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlung traten, ſo werden wir euch morgen nicht ein Glas Waſſer anbieten. Glaubet ſicher, daß ſein einziger Name euch mehr Anſehen gibt, als eure ganze Armee, doppelt genommen.“ Solange die Sache der Reformierten in ſolchen Händen war, mußten alle Verſuche zu ihrer Unterdrückung fehlſchlagen. Er allein hielt die zerſtreute Partei in ein Ganzes zuſammen, lehrte ſie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verſchaffte ihr Anſehen und Unterſtützung von außen, richtete ſie von jedem Falle wieder auf und hielt ſie mit feſtem Arm am Rand des Verderbens.

Überzeugt, daß auf dem Untergang dieſes Mannes das Schickſal der ganzen Partei beruhe, hatte man ſchon im vorhergehenden Jahre das Pariſer Parlament jene ſchimpfliche Achtserklärung gegen ihn ausſprechen laſſen, die den Dolch der Meuchelmörder gegen ſein Leben bewaffnen ſollte. Da aber dieſer Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geſchloſſene Friede jenen Parlamentsſpruch wieder vernichtete, ſo mußte man dasſelbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hinderniſſen, die der Freiheitsſinn der Hugenotten der Befeſtigung des königlichen Anſehens ſchon ſo lange entgegengeſetzt hatte, zugleich aufgefodert von dem römiſchen Hof, der keine Rettung für die Kirche ſah, als

in dem gänzlichen Untergang dieser Sekte, von einem finstern und grausamen Fanatismus erhitzt, der alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen machte, beschloß man endlich sich dieser gefährlichen Partei durch einen einzigen entscheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, sie auf einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl schnell und beträchtlich zu vermindern, so hatte man sie — wie man sich schmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgestürzet, von einem gesunden Körper ein brandiges Glied abgesondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erstickt und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch solche betrügliche Gründe fanden sich Religionshaß, Herrschsucht und Rachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit ab und ließen die Religion eine Tat verantworten, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber um diesen entscheidenden Streich zu führen, mußte man sich der Opfer, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und hier zeigte sich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treulosigkeiten hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Ketzer kein Eid bindend, keine Zusage heilig sei". Die Anführer der Hugenotten erwarteten keine andre Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Festigkeit ihrer Schlösser verschaffte. Selbst nach geschlossenem Frieden vermehrten sie die Besatzungen in ihren Städten und zeigten durch schleunige Ausbesserung ihrer Festungswerke, wie wenig sie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, sie aus diesen Verschanzungen hervorzulocken und dem Schlachtmesser entgegenzuführen? Welche Wahrscheinlichkeit, sich aller zugleich zu bemächtigen, gesetzt, daß auch einzelne sich überlisten ließen? Längst schon gebrauchten sie die Vorsicht, sich zu trennen, und wenn auch einer unter ihnen sich der Redlichkeit des Hofs anvertraute, so blieb der andre desto gewisser zurück, um

seinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man gar nichts getan, wenn man nicht alles tun konnte; der Streich mußte schlechterdings tödlich, allgemein und entscheidend sein oder ganz und gar unterlassen werden.

Es kam also darauf an, den Eindruck der vorigen Treulosigkeiten gänzlich auszulöschen und das verlorene Vertrauen der Reformierten, welchen Preis es auch kosten möchte, wieder zu gewinnen. Dieses ins Werk zu richten, änderte der Hof sein ganzes bisheriges System. Anstatt der Parteilichkeit in den Gerichten, über welche die Reformierten auch mitten im Frieden so viel Ursache gehabt hatten, sich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigste Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man sich von katholischer Seite bisher ungestraft gegen sie erlaubte, eingestellt, alle Friedensstörungen auf das strengste geahndet, alle billigen Foderungen derselben ohne Anstand erfüllt. In kurzem schien aller Unterschied des Glaubens vergessen und die ganze Monarchie gleich einer ruhigen Familie, deren sämtliche Glieder Karl der Neunte als gemeinschaftlicher Vater mit gleicher Gerechtigkeit regierte und mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erschütterten, welche Deutschland beunruhigten, die spanische Macht in den Niederlanden umzustürzen drohten, Schottland verheerten und in England den Thron der Königin Elisabeth wankend machten, genoß Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer gänzlichen Revolution in den Gesinnungen und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen schien, da keine Entscheidung der Waffen vorhergegangen war, auf die sie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngste Tochter Heinrichs des Zweiten, war noch unverheiratet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guise vermaß sich, seine Hoffnungen zu dieser Schwester seines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieser Prinzessin hatte schon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Kardinal von Lothringen sie keinem

andern als seinem Neffen gönnte. „Der älteste Prinz meines Hauses," erklärte sich der stolze Prälat gegen den Gesandten Sebastians, „hat die ältere Schwester davon getragen; dem jüngern gebührt die jüngere." Da aber Karl der Neunte, dieser auf seine Hoheit eifersüchtige Monarch, die dreiste Anmaßung seines Vasallen mit Unwillen aufnahm, so eilte der Herzog von Guise, durch eine geschwinde Heirat mit der Prinzessin von Cleves seinen Zorn zu besänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Besitz derjenigen zu sehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war, die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs desto empfindlicher kränken, da er sich schmeicheln konnte, das Herz der Prinzessin zu besitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearn, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; sei es, daß letzterer wirklich die Absicht hatte, durch diese Heirat eine enge Verbindung zwischen dem Hause Valois und Bourbon zu stiften und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu ersticken, oder daß er dem Argwohn der Hugenotten nur dieses Blendwerk vormachte, um sie desto gewisser in die Schlinge zu locken. Genug, man erwähnte dieser Heirat schon bei den Friedenstraktaten, und so groß auch das Mißtrauen der Königin von Navarra sein mochte, so war der Antrag doch viel zu schmeichelhaft, als daß sie ihn ohne Beleidigung hätte zurückweisen können. Da aber dieser ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwidert ward, die man wünschte, und die seiner Wichtigkeit angemessen schien, so zögerte man nicht lang, ihn zu erneuern, und die furchtsamen Bedenklichkeiten der Königin Johanna durch wiederholte Beweise der aufrichtigsten Versöhnung zu zerstreuen.

Um dieselbe Zeit hatte sich Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Hugenotten zum Beistand ihrer niederländischen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu setzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günstigsten Stimmung, diese Auf-

forderung anzunehmen. Neigung sowohl als Staatsgründe vermochten diesen ehrwürdigen Held, die Religion und Freiheit, die er in seinem Vaterland mit so viel Heldenmut verfochten, auch im Ausland nicht sinken zu lassen. Leidenschaftlich hing er an seinen Grundsätzen und an seinem Glauben, und sein großes Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen sie auch stattfinden möchte, einen ewigen Krieg geschworen. Dieser Gesinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, sobald sie Sache des Glaubens und der Freiheit war, als die seinige, und jedes Schlachtopfer des geistlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf seinen Weltbürgersinn und seinen tätigen Eifer zählen. Es ist ein charakteristischer Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, daß sie Geist und Herz weiter macht und im Denken wie im Handeln ihre Sphäre ausbreitet. Gegründet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde, kann sie Rechte, die sie an sich selbst respektiert, an andern nicht gleichgültig zu Boden treten sehen.

Aber dieses leidenschaftliche Interesse des Admirals für die Freiheit der Niederländer und der Entschluß, sich an der Spitze der Hugenotten zum Beistand dieser Republikaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigsten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und fürchtete den leicht zu entzündenden und gesetzlosen Geist seiner Partei, der, wund durch so viele erlittne Beleidigungen, schnell aufgeschreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuarischen Szenen vertraut, der Ordnung schon zu lange entwohnt war, um ohne Rückfälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit strebenden und kriegerischen Adel konnte die Untätigkeit auf seinen Schlössern und der Zwang nicht willkommen sein, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, daß der Feuereifer der kalvinistischen Prediger sich in den engen Schranken der Mäßigung halten würde, welche die Zeitumstände erforderten. Um also den Übeln zuvorzukommen, die ein mißverstandener Religionseifer und das immer noch unter der Asche glimmende Mißtrauen der Parteien früher oder später herbeizu-

führen drohte, mußte man darauf denken, diese müßige Tapferkeit zu beschäftigen und einen Mut, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünschen durfte, so lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland seiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländische Krieg wie gerufen; und selbst das Interesse und die Ehre der französischen Krone schien einen nähern Anteil an demselben notwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der spanischen Intrigen bereits auf das empfindlichste gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man diesen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb seiner eigenen Grenzen beschäftigte. Die Aufmunterung und Unterstützung, die er den mißvergnügten Untertanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen lassen, schien zu Repressalien zu berechtigen, wozu sich jetzt die günstigste Veranlassung darbot. Die Niederländer erwarteten Hilfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne sie in eine Abhängigkeit von England zu setzen, die für das Interesse des französischen Reichs nicht anders als nachteilig ausschlagen konnte. Warum sollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man sich selbst verschaffen konnte, und der noch dazu gar nichts kostete? Denn es waren die Hugenotten, die ihren Arm dazu anboten und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie so gefährliche Kräfte in einem ausländischen Krieg zu verzehren.

Karl der Neunte schien das Gewicht dieser Gründe zu empfinden und bezeugte großes Verlangen, sich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu beratschlagen. Diesem Beweise des königlichen Vertrauens konnte Coligny um so weniger widerstehen, da es eine Sache zum Gegenstand hatte, die ihm nächst seinem Vaterlande am meisten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundschaftet, an der er zu fassen war; der Wunsch, seine Lieblingsangelegenheit bald befördert zu sehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigne, über jeden Verdacht erhabene Denkart, ja seine Klugheit selbst lockte ihn in

die Schlinge. Wenn andre seiner Partei das veränderte Betragen des Hofs einem verdeckten Anschlage zuschrieben, so fand er in den Vorschriften einer weiseren Politik, die sich nach so vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdringen mußten, einen viel natürlichern Schlüssel zur Erklärung desselben. Es gibt Untaten, die der Rechtschaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Colignys Charakter war es zu verzeihen, wenn er seinem Monarchen lieber eine Mäßigung zutraute, von der dieser Prinz bisher noch keine Beweise gegeben hatte, als ihn einer Niederträchtigkeit fähig glaubte, welche die Menschheit überhaupt und noch weit mehr die Würde des Fürsten schändet. So viele zuvorkommende Schritte von seiten des Hofes foderten überdies auch von dem protestantischen Teil eine Probe des Zutrauens; und wie leicht konnte man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die schlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte?

Der Admiral beschloß demnach, am Hofe zu erscheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zusammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerstrebendem Herzen tat Johanna diesen Schritt, dem sie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé. Coligny wollte sich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieser empfing ihn in seinen Armen. „Endlich habe ich Sie," rief der König. „Ich habe Sie, und es soll Ihnen nicht so leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde," setzte er mit triumphierendem Blick hinzu, „das ist der glücklichste Tag in meinem Leben." Dieselbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anwesenden Großen; der Ausdruck der höchsten Freude und Bewunderung war auf allen Gesichtern zu lesen. Man feierte diese glückliche Begebenheit mehrere Tage lang mit den glänzendsten Festen, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die

allgemeine Fröhlichkeit trüben. Man besprach sich über die Vermählung des Prinzen von Bearn mit Margareten von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterschied und das Zeremoniell der Vollziehung derselben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlaßten mehrere lange Konferenzen zwischen dem letzten und Coligny, und mit jeder schien die gute Meinung des Königs von seinem ausgesöhnten Diener zu steigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine kleine Reise auf sein Schloß Chatillon zu machen, und als sich der Admiral auf den ersten Rappell sogleich wieder stellte, ließ er ihn diese Reise noch in demselben Jahr wiederholen. So stellte sich das wechselseitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunstbezeugungen, die er an den Admiral und seine Anhänger verschwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholiken als Mißtrauen und Argwohn bei den Protestanten. Man mag entweder mit einigen protestantischen und italienischen Schriftstellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske gewesen, oder mit de Thou und den Verfassern der Memoires glauben, daß er für seine Person es damals aufrichtig meinte, so blieb seine Stellung zwischen den Reformierten und Katholischen in jedem Fall gleich bedenklich, weil er, um das Geheimnis zu bewahren, diese so gut wie jene betrügen mußte. Und wer bürgte selbst denjenigen, die um das Geheimnis wußten, dafür, daß die persönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürsten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienst zu beurteilen? daß ihm dieser bewährte Staatsmann nicht zuletzt unentbehrlich wurde, daß nicht endlich seine Ratschläge, seine Grundsätze, seine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholischen Eiferer daran Ärgernis nahmen, wenn sich der Papst

in dieſes neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn ſelbſt die Königin Katharina unruhig wurde und die Guiſen anfingen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein deſto engeres Bündnis zwiſchen dieſen letztern und der Königin war die Folge dieſer Befürchtungen, und man beſchloß, dieſe gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wieviel es auch koſten möchte.

Der Widerſpruch der Geſchichtſchreiber und das Geheimnisvolle dieſer ganzen Begebenheit verſchafft uns über die damaligen Geſinnungen des Königs und über die eigentliche Beſchaffenheit des Komplotts, welches nachher ſo fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem Capi-lupi, einem römiſchen Skribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zuſtellen, ſo würde Karln dem Neunten durch den ſchwärzeſten Verdacht nicht zuviel geſchehen; aber obgleich die hiſtoriſche Kritik das Böſe glauben darf, was ein Freund berichtet, ſo kann dieſes doch alsdann nicht der Fall ſein, wenn der Freund (wie hier wirklich geſchehen iſt) ſeinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt und als Schmeichler verleumdet. „Ein päpſtlicher Legat," berichtet uns dieſer Schriftſteller in der Vorrede zu ſeinem Werk,* „kam nach Frankreich mit dem Auftrag, den allerchriſtlichſten König von ſeinen Verbindungen mit den Sektierern abzumahnen. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichſten Vorſtellungen getan und ihn aufs Äußerſte gebracht hatte, rief dieſer mit bedeutender Miene: ‚Daß ich doch Eurer Eminenz alles ſagen dürfte! Bald würden Sie und auch der Heilige Vater mir bekennen müſſen, daß dieſe Verheiratung meiner Schweſter das ausgeſuchteſte Mittel ſei, die wahre Religion in Frankreich aufrechtzuerhalten und ihre Widerſacher zu vertilgen. Aber (fuhr er in großer Bewegung fort, indem er dem Kardinal die Hand drückte und zugleich einen Demant an ſeinem Finger befeſtigte) vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der Heilige Vater ſelbſt ſoll

* Le Stratagême ou la Ruse de Charles IX roi de France contre les Hugenots, rebelles à Dieu et à lui, ecrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

meine Anschläge und meinen Glaubenseifer rühmen.' Der Kardinal verschmähte den Demant und versicherte, daß er sich mit der Zusage des Königs begnüge." — Aber, gesetzt auch, daß kein blinder Schwärmereifer diesem Geschichtschreiber die Feder geführt hätte, so kann er seine Nachricht aus sehr unreinen Quellen geschöpft haben. Die Vermutung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß der Kardinal von Lothringen, der sich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht selbst ausgestreut, doch begünstigt haben könnte, um den Fluch des Pariser Blutbades, den er nicht von sich abwälzen konnte, mit dem König wenigstens zu teilen.*

Das wirkliche Betragen Karls des Neunten bei dem Ausbruch des Blutbades selbst zeugt unstreitig stärker gegen ihn als diese unerwiesenen Gerüchte; aber wenn er sich auch von der Heftigkeit seines Temperaments hinreißen ließ, dem völlig reifen Komplott seinen Beifall zu geben und die Ausführung desselben zu begünstigen, so kann dieses für seine frühere Mitschuldigkeit nichts beweisen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert seine Wahrscheinlichkeit, und die Achtung für die menschliche Natur muß ihm zur Verteidigung dienen. Eine so zusammengesetzte und lange Kette von Betrug, eine so undurchdringliche so gehaltene Verstellung, ein so tiefes Stillschweigen aller Menschengefühle, ein so freches Spiel mit den heiligsten Pfändern des Vertrauens scheint einen vollendeten Bösewicht zu erfodern, der durch eine lange Übung verhärtet und seiner Leidenschaften vollkommen Herr geworden ist. Karl der Neunte war ein Jüngling, den sein brausendes Temperament übermeisterte und dessen Leidenschaften ein früher Besitz der höchsten Gewalt von jedem Zügel der Mäßigung befreite. Ein solcher Charakter verträgt sich mit keiner so künstlichen Rolle und ein so hoher Grad der Verderbnis mit keiner Jünglingsseele — selbst dann nicht, wenn der Jüngling ein König und Katharinens Sohn ist.

* Esprit de la Ligue. Tom. II. p. 13.

Wie aufrichtig oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint sein mochte, so konnten die Häupter der katholischen Partei keine gleichgültigen Zuschauer davon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geräusche den Hof, sobald die Hugenotten festen Fuß an demselben zu fassen schienen, und Karl der Neunte ließ sie unbekümmert ziehen. Die letztern häuften sich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptstadt an, je näher die Vermählungsfeier des Prinzen von Bearn heranrückte. Diese erlitt indessen einen unerwarteten Aufschub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris schnell dahinstarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Kalviniſten erwachte aufs neue bei diesem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermutungen, daß sie vergiftet worden sei. Aber da auch die sorgfältigsten Nachforschungen diesen Verdacht nicht bestätigten und der König sich in seinem Betragen völlig gleich blieb, so legte sich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand sich eben damals auf seinem Schloß zu Chatillon, ganz mit seinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländischen Kriegs beschäftigt. Man sparte keine Winke, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und kein Tag verging, wo er sich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt sah, die ihn abhalten sollten, am Hofe zu erscheinen. Aber dieser gutgemeinte Eifer seiner Freunde ermüdete nur seine Geduld, ohne seine Überzeugungen wankend zu machen. Umsonst sprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou versammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle bestimmt sein sollten; er wußte besser, wozu sie bestimmt waren, und versicherte seinen Freunden, daß diese Rüstung auf seinen eigenen Rat vorgenommen werde. Umsonst suchte man ihn auf die Geldanleihen des Königs aufmerksam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten schienen; er versicherte, daß diese Unternehmung keine andere sei als der Krieg in den Niederlanden, dessen Ausbruch herannahe und worüber er bereits alle Maßregeln mit dem König getroffen habe. Es war wirklich

an dem, daß Karl der Neunte den Vorſtellungen des Admirals nachgegeben, und — war es entweder Wahrheit oder Maske — ſich mit England und den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelaſſen hatte. Alle dergleichen Warnungen verfehlten daher ihren Zweck, und ſo feſt vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er ſeine Anhänger ernſtlich bat, ihn fortan mit allen ſolchen Hinterbringungen zu verſchonen.

Er reiſte alſo zurück an den Hof, wo bald darauf im Auguſt 1572 das Beilager Heinrichs — jetzt Königs von Navarra — mit Margareten von Valois unter einem großen Zufluß von Hugenotten und mit königlichem Pompe gefeiert ward. Sein Eidam Teligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Kalviniſten waren dabei zugegen; alle in gleicher Sicherheit mit Coligny, und ohne alle Ahndung der nahe ſchwebenden Gefahr. Wenige nur errieten den kommenden Sturm und ſuchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, namens Langoiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum denn aber jetzt?“ fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu ſchön tut,“ verſetzte Langoiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Toren, als mit den Verſtändigen umkommen.“

Wenngleich der Ausgang dieſe Vorherſagungen auf das ſchrecklichſte gerechtfertigt hat, ſo bleibt es dennoch unentſchieden, inwieweit ſie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals größer für die Guiſen und für die Königin als für die Reformierten. Coligny, erzählen uns jene, hatte unvermerkt eine ſolche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen ſeine Mutter einzuflößen und ihn ihrer noch immer fortdaurenden Vormundſchaft zu entreißen. Er hatte ihn überredet, dem flandriſchen Krieg in Perſon beizuwohnen und ſelbſt die Viktorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzugern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Bei dem eiferſüchtigen und ehrgeizigen Monarchen

war dieſer Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte ſich bald, daß ihre Herrſchaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die ſchnellſte Entſchloſſenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guiſen und ihren Anhang ſchleunig an den Hof zurückrufen, um im Notfall von ihnen Hilfe zu haben. Sie ſelbſt ergriff den nächſten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd mit ihr allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo ſie ſich in ein Kabinett mit ihm einſchloß, mit aller Gewalt mütterlicher Beredſamkeit über ihn herfiel und ihm über ſeinen Abfall von ihr, ſeinen Undank, ſeine Unbeſonnenheit die bitterſten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erſchütterten ihn; einige drohende Winke, die ſie fallen ließ, taten ihre Wirkung. Sie ſpielte ihre Rolle mit aller Schauſpielerkunſt, worin ſie Meiſterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geſtändnis ſeiner Übereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß ſie ſich von ihm los, ſpielte die Unverſöhnliche, nahm eine abgeſonderte Wohnung und ließ einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht ſo ganz Herr ſeiner ſelbſt geworden, um ſie beim Wort zu nehmen und ſich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreun. Er kannte den großen Anhang der Königin, und ſeine Furcht malte ihm denſelben noch größer ab, als er wirklich ſein mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou und zitterte für Leben und Thron. Von Ratgebern verlaſſen und für ſich ſelbſt zu ſchwach, einen kühnen Entſchluß zu faſſen, eilte er ſeiner Mutter nach, brach in ihre Zimmer und fand ſie von ſeinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgeſagteſten Feinden der Reformierten umgeben. Er will wiſſen, was denn das neue Verbrechen ſei, deſſen man die Hugenotten beſchuldige; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, ſobald man ihn nur überführt haben werde, daß ihren Geſinnungen zu mißtrauen ſei. Man entwirft ihm das ſchwärzeſte Gemälde von ihren Anmaßungen, ihren Gewalttätigkeiten, ihren Anſchlägen, ihren Drohungen. Er wird

überrascht, hingerissen, zum Stillschweigen gebracht und verläßt seine Mutter mit der Versicherung, inskünftige behutsamer zu verfahren.

Aber mit dieser schwankenden Erklärung konnte sich Katharina noch nicht beruhigen. Dieselbe Schwäche, welche ihr jetzt ein so leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte ebenso schnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Fesseln zu befreien. Sie sah ein, daß sie diese gefährlichen Verbindungen auf eine gewaltsame und unheilbare Weise zertrennen müsse, und dazu brauchte es weiter nichts, als den Empörungsgeist der Hugenotten durch irgendeine schwere Beleidigung aufzuwecken. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra geschah aus einem Fenster ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach seinem Haus zurückkehrte. Eine Kugel zerschmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand, und eine andre verwundete ihn am linken Arm. Er wies auf das Haus hin, woraus der Schuß geschehen war, man sprengte die Pforten auf, aber der Mörder war schon entsprungen.

Zur Geschichte des Malteserordens nach Vertot.

Der Tempelorden glänzte und verschwand wie ein Meteor in der Weltgeschichte; der Orden der Johanniter lebt schon sein siebentes Jahrhundert, und obgleich der politischen Schaubühne beinahe verschwunden, steht er für den Philosophen der Menschheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erscheinung da. Zwar droht der Grund einzusinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf seinen Ursprung hin, der für sein Zeitalter so heilig, so feierlich gewesen. Er selbst aber steht noch als eine ehrwürdige Ruine auf seinem nie erstiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem umgestürzten Obelisken oder einem Trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo kein Verdienst wie jenes mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, ebenso überflüssig als unmöglich ist; aber man muß gestehen, daß wir die Überlegenheit unsrer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind, auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verrät weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnötigte. Was wir auch vor jenen finstern

Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vorteilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurteile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen imstande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unseren Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die tatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigentum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsre Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Torheit, wagen?

Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet — jene praktische Stärke des Gemüts nämlich, das Teuerste an das Edelste zu setzen und einem bloß idealischen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen — bin ich sehr bereit zu unterschreiben. Derselbe exzentrische Flug der Einbildungskraft, der den Geschichtschreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigern Richter, ja nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Greueln, welche ein verfinsterter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmackten Verirrungen der Superstition, entzückt ihn das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize siegenden Überzeugung, einer feurig beherzigten Vernunftidee, welche über jedes noch so mächtige Gefühl ihre Herrschaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige

Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüts, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese notwendige Bedingung unsrer sittlichen Kultur, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechteren Stoffe üben und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verstand zu Hilfe kommen konnte. Aber daß es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, söhnt den philosophischen Beurteiler mit allen rohen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer gesetzlosen Sinnlichkeit aus, und um der nahen Beziehung willen, welche der bloße Entschluß, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, verzeiht er ihm gern seine abenteuerlichen Mittel und seinen chimärischen Gegenstand.

Von dieser Art sind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geschichte bekannt macht; ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen sich einer weiseren Nachwelt kühn unter das Angesicht wagen. Unter dem Panier des Kreuzes sehen wir sie der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem Kirchengesetze zu dienen glauben, unwissend die höhern Gebote der Sittlichkeit befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt — warum diesen Helden es verargen, daß sie die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, sowie den Anspruch auf ihre Würde, an ein Ordenskleid heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligtümer zu bluten befiehlt — wer kann der heroischen Treue, womit diesem Wahnglauben von den geist-

lichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschar heimkehrt und, anstatt sich die siegreiche Stirne mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht — wenn diese Löwen im Gefechte hier an den Krankenbetten eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den zagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem ekelhaften Kranken um Gottes willen die Speise reicht und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsre verzärtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren? wer ohne Staunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolomais, in Rhodus und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind verteidigt? Die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Großmeister Isle Adam und la Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüts den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Fort St. Elmo, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Spartaner bei Thermopylä nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Mut ihrer Bekenner erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzheere, durch die glorreichen Taten des Johanniter- und Tempelordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das begeisternde Phantom

der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlands, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von ferne zeigte. — Der Mut jener christlichen Helden entbehrte diese Hilfe und hatte keine andre Nahrung als sein eigenes unerschöpfliches Feuer.

Aber es ist noch eine andre Rücksicht, aus welcher mir eine Darstellung der äußern und innern Schicksale dieses geistlichen Ritterordens Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Dieser Orden nämlich ist zugleich ein politischer Körper, gegründet zu einem eigentümlichen Zweck, durch besondre Gesetze unterstützt, durch eigentümliche Bande zusammengehalten. Er entsteht, er bildet sich, er blüht und verblüht, kurz, er eröffnet und beschließt sein ganzes politisches Leben vor unsern Augen. Der Gesichtspunkt, aus welchem der philosophische Beurteiler jede politische Gesellschaft betrachtet, kann auch auf diesen mönchischritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verschiedenen Formen nämlich, in welchen politische Gesellschaften zusammentreten, erscheinen demselben als ebensoviele von der Menschheit (wenngleich nicht absichtlich) angestellte Versuche, die Wirksamkeit gewisser Bedingungen entweder für einen eigentümlichen Zweck oder für den gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erproben. Was kann aber unserer Aufmerksamkeit würdiger sein, als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, als die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beispiele dargetan zu sehen? So hat das menschliche Geschlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbaren Bedingungen der gesellschaftlichen Glückseligkeit — wenn gleich nicht in dieser Absicht — durch eigene Erfahrung geprüft, es hat sich, um endlich die zweckmäßigste zu erhaschen, in allen Formen der politischen Gemeinschaft versucht. Für alle diese Staatsorganisationen wird die Welthistorie gleichsam zu einer pragmatischen Naturgeschichte, welche mit Genauigkeit aufzählt, wieviel oder wie wenig durch diese verschiedenen Prinzipien der Verbindung für das letzte Ziel

des gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden ist. Aus einem ähnlichen Gesichtspunkt lassen sich nun auch die souveränen geistlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entstehung gegeben hat. Antriebe, welche sich nie zuvor in dieser Verknüpfung und zu diesem Zwecke wirksam gezeigt, werden hier zum erstenmal zur Grundlage eines politischen Körpers genommen, und das Resultat davon ist, was die nachstehende Geschichte dem Leser vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Mönchsdisziplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christentum fordert, mit kühnem Soldatentrotz, um gegen den äußern Feind der Religion, einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden und mit gleichem Heroismus ihrem mächtigen Gegner von innen, dem Stolz und der Üppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören.

Rührende erhabne Einfalt bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine Jugend, aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schicksal der Menschheit. Wohlstand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltsamkeit, führen ihn mit beschleunigten Schritten der Verderbnis entgegen. Nicht ohne Wemuth sieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuscht, zu denen ein so schöner Anfang berechtigte — aber dieses Beispiel bekräftigt ihm nur die unumstößliche Wahrheit, daß nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach dem, was ich hier von Vorzügen dieses Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nötig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Vertotische Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob dasselbe auch der Absicht vollkommen entspricht, welche mir bei Anempfehlung desselben vor Augen schwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch ist es das einzige Werk dieses Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerksamkeit

des Lesers daran fesseln kann. Der Übersetzer hat sich, so viel immer möglich, bestrebt, der Erzählung, welche im Original sehr ins Weitschweifige fällt, einen raschern Gang und ein lebhafteres Interesse zu geben, und auch da, wo man an dem Verfasser die Unbefangenheit des Urteils vermißt, wird man die verbessernde Hand des deutschen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieses Buch nicht für den Gelehrten und ebensowenig für die studierende Jugend, sondern für das lesende Publikum, welches sich nicht an der Quelle selbst unterrichten kann, bestimmt ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden; und bei dem letztern hofft man durch Herausgabe desselben Dank zu verdienen. Die Geschichte selbst wird schon mit dem zweiten Bande beschlossen sein, da der Orden mit dem Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts die Fülle seines Ruhms erreicht hat und von da an mit schnellen Schritten in eine politische Vergessenheit sinkt.

Jena, im April 1792. Schiller.

Zum Pitaval.

Unter derjenigen Klasse von Schriften, welche eigentlich dazu bestimmt ist, durch die Lesegesellschaften ihren Zirkel zu machen, finden sich, wie man allgemein klagt, so gar wenige, bei denen sich entweder der Kopf oder das Herz der Leser gebessert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfnis zu lesen, auch bei denjenigen Volksklassen, zu deren Geistesbildung von seiten des Staats so wenig zu geschehen pflegt, anstatt von guten Schriftstellern zu edleren Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Skribenten und gewinnsüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre schlechte Ware, wär's auch auf Unkosten aller Volkskultur und Sittlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer sind es geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane, dramatisierte Geschichten, sogenannte Schriften für

Damen und dergleichen, welche den beſten Schatz der Leſebibliotheken ausmachen und den kleinen Reſt geſunder Grundſätze, den unſre Theaterdichter noch verſchonten, vollends zugrund richten. Wenn man den Urſachen nachgeht, welche den Geſchmack an dieſen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, ſo findet man ihn in dem allgemeinen Hang der Menſchen zu leidenſchaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenſchaften, woran es oft den ſchlechteſten Produkten am wenigſten fehlt. Aber derſelbe Hang, der das Schädliche in Schutz nimmt, warum ſollte man ihn nicht für einen rühmlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn beſſere Schriftſteller ſich herablaſſen möchten, den ſchlechten die Kunſtgriffe abzuſehen, wodurch ſie ſich Leſer erwerben, und zum Vorteil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Bis dieſes allgemeiner in Ausübung gebracht oder bis unſer Publikum kultiviert genug ſein wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zuſatz für ſich ſelbſt lieb zu gewinnen, iſt es an einem unterhaltenden Buch ſchon Verdienſt genug, wenn es ſeinen Zweck ohne die ſchädlichen Folgen erreicht, womit man bei den mehreſten Schriften dieſer Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die ſie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigſtens, ſo lang es geleſen wird, ein ſchlimmeres, und enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verſtand, ſtreut es den Samen nützlicher Kenntniſſe aus, dient es dazu, das Nachdenken des Leſers auf würdige Zwecke zu richten, ſo kann ihm unter der Gattung, wozu es gehört, der Wert nicht abgeſprochen werden.

Von dieſer Art iſt das gegenwärtige Werk, für deſſen Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin, ein öffentliches Zeugnis abzulegen, und ich glaube keine andern Gründe nötig zu haben, um die Herausgabe desſelben zu rechtfertigen. Man findet in demſelben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche ſich an Intereſſe der Handlung, an künſtlicher Verwicklung und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände

bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der hiſtoriſchen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menſchen in den verwickeltſten Lagen, welche die ganze Erwartung ſpannen und deren Auflöſung der Divinationsgabe des Leſers eine angenehme Beſchäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenſchaft entfaltet ſich hier vor unſern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrige, über die Machinationen des geiſtlichen ſowohl als weltlichen Betrugs wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche ſich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verſtecken, treten bei ſolchen Anläſſen, wo Leben, Freiheit und Eigentum auf dem Spiele ſteht, ſichtbarer hervor, und ſo iſt der Kriminalrichter imſtande, tiefere Blicke in das Menſchenherz zu tun. Dazu kommt, daß der umſtändlichere Rechtsgang die geheimen Bewegurſachen menſchlicher Handlungen weit mehr ins klare zu bringen fähig iſt, als es ſonſt geſchieht, und wenn die vollſtändigſte Geſchichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, ſo enthüllt uns oft ein Kriminalprozeß das Innerſte der Gedanken und bringt das verſteckteſte Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieſer wichtige Gewinn für Menſchenkenntnis und Menſchenbehandlung, für ſich ſelbſt ſchon erheblich genug, um dieſem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein großes noch durch die vielen Rechtskenntniſſe erhöht, die darin ausgeſtreut werden und die durch die Individualität des Falls, auf den man ſie angewendet ſieht, Klarheit und Intereſſe erhalten.

Die Unterhaltung, welche dieſe Rechtsfälle ſchon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfaſſer haben, wo es anging, dafür geſorgt, die Zweifelhaftigkeit der Entſcheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit ſetzte, auch dem Leſer mitzuteilen, indem ſie für beide entgegengeſetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleichgroße Kunſt aufbieten, die letzte Entwicklung zu verſtecken und dadurch die Erwartung aufs Höchſte zu treiben.

Eine treue Übersetzung der Pitavalischen Rechtsfälle ist bereits in derselben Verlagshandlung erschienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieses Werks macht eine veränderte Behandlung notwendig. Da man bei dieser neuen Einkleidung auf das größere Publikum vorzüglich Rücksicht nahm, so würde es zweckwidrig gewesen sein, bei dem juristischen Teil dieselbe Ausführlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverständige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Übersetzers erlitten, gewann die Erzählung schon an Interesse, ohne deswegen an Vollständigkeit etwas einzubüßen.

Eine Auswahl der Pitavalischen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen, alsdann aber ist man gesonnen, auch von andern Schriftstellern und aus andern Nationen (besonders, wo es sein kann, aus unserm Vaterland) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen und dadurch allmählich diese Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen soll, beruht nunmehr auf der Unterstützung des Publikums und der Aufnahme, welche diesem ersten Versuch widerfahren wird. Jena in der Ostermesse 1792.

F. Schiller.

Zu den kleineren prosaischen Schriften.

Um dem Nachdruck zuvorzukommen und zugleich meinen Freunden in der lesenden Welt eine Auswahl desjenigen in die Hände zu geben, was ich unter meinen kleinern prosaischen Versuchen der Vergessenheit zu entziehen wünsche, habe ich diese Sammlung veranstaltet, auf welche, wenn sie anders Leser und Käufer findet, in der Folge ein zweiter und dritter Teil nachgeliefert werden könnten, die verschiedene noch ungedruckte Aufsätze enthalten würden. Bei den meisten der hier abgedruckten Aufsätze möchte, wie ich gar wohl einsehe, eine strengere Feile

nicht überflüssig gewesen sein; und es war auch anfangs meine Absicht, Ton und Inhalt meiner gegenwärtigen Vorstellungsart gemäßer zu machen; aber ein veränderter Geschmack ist nicht immer ein besserer, und vielleicht hätte die zweite Hand ihnen gerade dasjenige genommen, wodurch sie bei ihrer ersten Erscheinung Beifall gefunden haben. Sie tragen also auch noch jetzt das jugendliche Gepräge ihrer ersten, zufälligen Entstehung und bitten dieser Ursache wegen um die Nachsicht des Lesers. Nicht immer ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt: zuweilen gewinnt sie ihn bloß durch charakteristische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart; eine Eigenschaft, die oft gerade die vollendetsten Werke eines Autors verleugnen. Für Leser also, welche diese interessieren kann, die, wenn sie in dem Buche auch nicht mehr finden sollten als den Verfasser selbst, mit diesem kleinen Gewinn sich begnügen, sind diese Rhapsodien bestimmt, und eine flüchtige, für ernsthafte Zwecke nicht ganz verlorene Unterhaltung ist alles, was ich ihnen davon versprechen kann.

Jena, in der Ostermesse 1792.

An Lotte v. Schiller.

Jena, den 11. Januar 1791.

Ich bin glücklich angekommen, Liebstes, und habe nichts Neues hier gefunden. Es ist mir ganz wohl, und ich huste auch nicht mehr. Die ordentlichere Lebensart und Ruhe werden mich in wenig Tagen wieder völlig gesund machen. Paulußens, die mich gleich diesen Nachmittag besuchten, lassen dich herzlich grüßen und sehnen sich nach dir. Vorigen Sonnabend war Ball, den die kleine Maus also versäumte. Jetzt sind nur noch zwei Bälle übrig.

Hier hab ich alles aufs beste ausgeputzt angetroffen, daß meine kleine Maus sich freuen wird. Beiliegendes Paket von der Gleichen hab ich erbrochen, ob vielleicht etwas zu bestellen wäre. Ich schicke dirs mit, wenn dus etwa spielen lernen willst.

Auf den Freitag oder Sonnabend sollt ihr, hoffe ich, hieher kommen. Die Stein könnte den Sonnabend das hiesige Konzert besuchen.

Vergiß nicht, die Kalb, Voigts, Wielands und die Berlepsch zu besuchen. Grüße Becks vielmals von mir und lade sie recht freundlich nach Jena ein.

Ich sehne mich schon herzlich danach, meine kleine Maus wieder zu haben und vermisse sie überall. Erinnere doch die Stein daran, daß sie dich zeichnet, und grüße sie recht freundlich von mir. Adieu, liebes Herz. Ich umarme dich von ganzer Seele. S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 12. Jenner 1791.

Gestern kam ich von einer zwölftägigen Reise wieder hier an. In Erfurt begegnete mir das Unglück, von einem heftigen Katarrhfieber angegriffen zu werden, daß ich einen ganzen Tag das Bette und einige Tage das Zimmer hüten mußte. Ich wartete mir aber ab, daß es bei einem einzigen Anfall blieb, der aber so heftig war, daß ich und mein Arzt für dem Seitenstich und einem hitzigen Fieber bange waren. Jetzt bin ich wieder ganz hergestellt und bedaure nur die Tage, die ich in Erfurt durch meine Krankheit verlor. Meine dortigen Freunde suchten mir diesen Unfall so leidlich als möglich zu machen, und der Koadjutor besuchte mich mehrmals. Ich habe alle Ursache, mit dieser Reise zufrieden zu sein. Sie brachte mich ihm überaus nahe und führte die bestimmtesten und glücklichsten Erklärungen von seiner Seite herbei. Sehr wahrscheinlich werde ich die nächsten Osterferien in Erfurt zubringen, wenn ich, wie ich hoffe, meine Schwiegermutter dazu disponieren kann. Auf den Julius ohnfehlbar erhältst du einen Besuch von uns beiden, von meiner Schwägerin, meiner Schwiegermutter und vielleicht auch der Frau v. Stein. Früher kann es nicht geschehen, weil der Dreißigjährige Krieg mir keine so große Zerstreuung erlaubt. Da ich auf den Sommer nur zweimal die Woche lesen werde, so hat es mit einer Reise von acht Tagen keine Not. Das Jahr 1791 bringt uns also zuverlässig zusammen.

In Weimar habe ich mich auch einen Tag aufgehalten, mich am Hofe präsentiert und bei der Herzogin Amalie die schönen Zeichnungen, die sie aus Italien mitbrachte, in Augenschein genommen. Die Prospekte von Neapel, einige von und um Rom, einige Zeichnung nach Büsten und Antiken sind unbeschreiblich schön. Sehr vieles habe ich aber noch zu sehen. Es freute mich, in Weimar den Schauspieler Beck aus Mannheim anzutreffen, der auf acht Wochen dort gemietet ist und sehr viel Beifall findet.

Man wollte ihm die Direktion des Theaters überlassen, aber sein Engagement in Mannheim ist zu solide und zu vorteilhaft, um es mit einer so prekären Versorgung in Weimar zu vertauschen.

Es ist mir jetzt wieder noch einmal so wohl, denn seit meiner Erfurter Reise bewegt sich wieder der Plan zu einem Trauerspiele in meinem Kopfe, und ich habe einen Gegenstand für abgerissene poetische Momente. Lange habe ich nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre, endlich hat sich eins gefunden, und zwar ein historisches.

Auf Graffen habe ich meines Porträts wegen durch die Gräfin von Görz, die ich in Erfurt fand und die nach Dresden gereist ist, einen neuen Sturm tun lassen, hoffe aber nicht viel davon. Vielleicht siehst du sie, sie ist eine schöne Frau. Man hat mir, auf Veranstaltung des Koadjutors, in Erfurt die Ehre angetan, mich zu einem Mitgliede der kurmainzschen Akademie nützlicher Wissenschaften aufzunehmen. Nützlicher! Du siehst, daß ich es schon weit gebracht habe.

Adieu. Meine Frau grüßt dich und die beiden recht herzlich.

Dein S.

An Georg Göschen.

Jena, den 12. Jenner 1791.

Eine Reise, die ich während der Weihnachtsferien nach Erfurt gemacht habe, und ein Katarrhfieber, das mich dort befiel und einige Tage bettlägerig gemacht hat, ist schuld, liebster Freund, daß Sie meinen und meiner Lotte Dank für Ihr schönes Geschenk erst so spät erhalten. Eine unbeschreibliche Freude haben Sie meiner Frau und mir damit gemacht; meine Lotte ist voll Ungeduld, es Ihnen mündlich zu sagen. Der Termin ist jetzt um, liebster Freund, und Sie können alle Tage kommen. Mich verlangt sehnlich, Sie zu sehen. Vielleicht gehts bei diesem gelinden Wetter an, daß Ihre Jette mitkommt. Eine Zerstreung sind Sie sich schuldig. Schieben Sie es nicht länger hinaus.

Ich schreibe nichts von Geschäften, weil ich darauf zähle, Ihnen mit nächstem alles mündlich sagen zu können. Nur noch das einzige: wenn Sie für diese Ostern ein Heft der Thalia wollen, so geben Sie mir und Mauken Nachricht. Ich kann Manuskript in Druck geben.

Adieu, mein teurer Freund. Ihr ewig ergebener

Schiller.

An Lotte von Schiller.

Samstag, den 15. Januar 1791.

Es wäre mir gar lieb, mein Herz, wenn du gleich nach Empfang dieses Briefs einen Wagen nähmest und hieher führest. Meine Krankheit ist wieder gekommen, weil ich darauf zählte, dich heute zu sehen, so schrieb ich nichts. Aber dich länger zu vermissen, wäre mir schmerzhaft. Gefahr hat es keine mehr. Stark ließ mir eine tüchtige Aderlässe tun, und auf das hat das Fieber sich in etwas gebrochen. Grüße die Stein, lebe recht wohl, und laß mich dich ja heute noch bei mir sehen. S.

An Georg Göschen.

Jena, den 28. Jenner 1791.

Sie waren vorige Ostern so gütig, liebster Freund, mir auf den historischen Kalender Vorschuß zu tun. — Werden Sie dieses Jahr die nämliche Gefälligkeit für mich haben? Im Vertrauen auf Ihre Güte habe ich einen Wechsel von 60 Stück Louisdors auf Sie gezogen, den man Ihnen dieser Tage präsentieren wird. Er ist auf die Ostermesse 1791 zahlbar, seien Sie so gütig, ihn zu akzeptieren und nehmen mir meine Freiheit nicht übel. Die Zahlung geschieht wie bisher an Gabriel Ulmann aus Weimar.

Für heute sonst nichts, liebster Freund. Das sind nach siebzehn Tagen die ersten Zeilen von meiner Hand, denn erst langsam fange

ich an, mich von einer hitzigen Brustkrankheit zu erholen, die mich dem Tode nahegeführt hat. Im nächsten Posttag hoffe ich, Ihnen das Weitere schreiben zu können. Leben Sie recht wohl. Ewig Ihr Schiller.

An Georg Göschen.

Jena, den 11. Februar 1791.

Herzlichen Dank, teurer Freund, für Ihren liebevollen Anteil an meinem Schicksal, und dreifachen Dank der gütigen Vorsicht, daß sie mich die Liebe meiner Freunde noch selbst genießen, mich noch selbst dafür danken läßt. Ich fange an, mich aus dem kranken Zustand herauszuwinden, aber mit ziemlich langsamen Schritten, weil der Anfall zu heftig war, und Krankheit und Kur mich äußerst erschöpften. Dieser Brustzufall entdeckte mir übrigens, wie sehr ich meine Lunge zu schonen habe, und ich fürchte sehr, daß er auf meine hiesige Lage Einfluß haben wird. Das Kollegienlesen ist eine zu gefährliche Bestimmung für mich, meiner Gesundheit wegen, und da Gesundheit doch überall vorgeht, so könnte es leicht kommen, daß ich mir diesen akademischen Beruf untersagen müßte.

Sie waren so gütig, liebster Freund, meine Zudringlichkeit mit dem Wechsel freundlich aufzunehmen, wofür ich Ihnen verbindlich danke. Wenige Wochen noch, und ich kann ernstlich an die Fortsetzung des Dreißigjährigen Kriegs. Ich werde diesmal in der Ausarbeitung um so weniger gestört sein, da ich, meiner Brust wegen, sowohl diesen Rest vom Winter als den ganzen Sommer gar kein Kollegium lese, also ganz Herr meiner Zeit bin.

Da Sie, liebster Freund, mit dem Wechsel so gefällig gegen mich waren, so ermuntert mich das zu einer zweiten Bitte, deren Erfüllung mir meiner Gesundheit wegen wichtig ist. Mein Arzt will durchaus, daß ich diesen Winter nie ohne Pelz ausgehe, und noch besitze ich keinen. In Leipzig, vermute ich, kann ich am

beſten dazu gelangen, und Sie ſind wohl ſo gut, dies zu beſorgen. Am liebſten iſt mir Fuchs, weil ich ihn weder zu gut noch zu ſchlecht haben möchte, doch gebe ich Ihnen Freiheit, wenn Sie einen ſchönen finden, ſich nach Ihrem Geſchmack zu richten, wenn mir der Pelz nur nicht viel über fünf Louisdors zu ſtehen kommt. Aber, lieber Freund, ſehr bald müßte ich ihn haben, weil er hier doch erſt gemacht werden muß. Wollen Sie daher mit Ihrer gewohnten Güte dieſe Bitte mir erfüllen, ſo wünſchte ich, von heut über acht Tagen ihn zu haben.

Ihrer vortrefflichen Jette tauſend Dank von uns beiden für ihre Teilnahme an mir. Machen Sie aber nun ja, daß das Geſchäft abgetan wird, das Sie abhält, nach Jena zu kommen. Mit offnen Armen ſoll Sie empfangen Ihr neu erſtandner Ihnen ewig treuer Freund. Fr. Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 22. Februar 1791.

Endlich, nach einer langen Unterbrechung, kann ich mich wieder mit dir unterhalten. Meine Bruſt, die noch immer nicht ganz hergeſtellt iſt, erlaubt es nicht, daß ich viel ſchreibe; ſonſt hätteſt du ſchon früher einen Brief von mir erhalten. Dieſer noch fortdauernde Schmerz auf einer beſtimmten Stelle auf meiner Bruſt, den ich bei ſtarkem Einatmen, Huſten oder Gähnen empfinde, und der von einem Gefühl der Spannung begleitet iſt, beunruhigt mich in manchen Stunden, da er durchaus nicht weichen will, und läßt mich zweifeln, ob meine Krankheit durch eine vollkommene Kriſe gehoben iſt. Alles andre geht ſonſt gut, Appetit, Schlaf, Kräfte des Körpers und der Seele, obgleich die Kräfte ſehr langſam ſich einſtellten. Es machte meine Krankheit gefährlicher, daß ſie rezidiv war. Schon in Erfurt erlebte ich einen Anfall, der aber durch einen dortigen, nicht ungeſchickten Arzt mit zu weniger Aufmerkſamkeit behandelt und weniger kuriert als zugedeckt wurde.

Gegen acht Tage nach dieſem erſten Anfall befand ich mich wohl; in Weimar, wo ich gegen drei Tage war, fühlte ich gar nichts, aber ſchon den andern Tag nach meiner Heimkunft, wo ich wieder zu leſen angefangen hatte, kam das Fieber und nahm mit großer Heftigkeit zu. Doch war die Krankheit mehr Seitenſtich als Lungenentzündung, welche höchſtens auf der Oberfläche rechterſeits inflammiert war. Am dritten Tage ſpie ich Blut und empfand etwas von Beklemmungen, welche mich aber durch die ganze Krankheit wenig plagten. Auch der Schmerz auf der Seite und der Huſten war bei der Heftigkeit des Fiebers überaus mäßig. Einige ſtarke Aderläſſe, Blutigel, zweimal Veſikatorien auf der Bruſt verſchafften mir Luft. Der blutige Auswurf färbte ſich bald und hatte guten Eiter. Nur die üble Einmiſchung des Unterleibs machte das Fieber kompliziert. Ich mußte purgiert und vomiert werden. Mein geſchwächter Magen brach drei Tage lang alle Medizin weg. In den erſten ſechs Tagen konnt ich keinen Biſſen Nahrung zu mir nehmen, welches mich bei ſo ſtarken Ausleerungen der erſten und zweiten Wege und der Heftigkeit des Fiebers ſo ſehr ſchwächte, daß die kleine Bewegung, wenn man mich von dem Bette nach dem Nachtſtuhl trug, mir Ohnmachten zuzog, und daß mir der Arzt vom ſiebenten bis eilften Tage nach Mitternacht mußte Wein geben laſſen. Nach dem ſiebenten Tage wurden meine Umſtände ſehr bedenklich, daß mir der Mut ganz entfiel; aber am neunten und eilften Tage erfolgten Kriſen. Die Paroxysmen waren immer von ſtarkem Phantaſieren begleitet, aber das Fieber in der Zwiſchenzeit mäßiger und mein Geiſt ruhig. Reichliche Schweiße, Auswurf und Stuhlgang machten die Kriſe aus, von der ich jedoch zweifle, ob ſie vollſtändig war. Erſt acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte ich einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und es ſtand lange an, ehe ich am Stocke herumkriechen konnte. Die Pflege war vortrefflich, und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerkſamkeit und die tätige Teil-

nahme betrachtete, die von vielen meiner Auditoren und hiesigen Freunden mir bewiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige taten dies dreimal in der Woche. Der Anteil, den man sowohl hier als in Weimar an mir nahm, hat mich sehr gerührt. Nach den ersten zehn oder zwölf Tagen kam meine Schwägerin von Rudolstadt und ist noch hier, ein höchstnötiger Beistand für meine liebe Lotte, die mehr gelitten hat als ich. Auch meine Schwiegermutter besuchte mich auf acht Tage, und diesem innigen Leben mit meiner Familie, dieser liebevollen Sorge für mich, den Bemühungen meiner andern Freunde, mich zu zerstreuen, danke ich größtenteils meine frühere Genesung. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halb Dutzend Bouteillen Madeira, die mir neben ungarischem Weine vortrefflich bekommen.

Übrigens war es, ehe dein letzter Brief nach ankam, schon bei mir beschlossen, den akademischen Fleiß meiner Gesundheit nachzusetzen. Außerdem daß die noch fortdauernde schmerzhafte Spannung meiner Brust, mir es zweifelhaft macht, ob meine Lunge nicht noch schlimme Folgen von dieser Krankheit trägt, mußte mir die Heftigkeit des gehabten Anfalls die größte Schonung auflegen. Daß ich diesen Winter nicht mehr lese, versteht sich von selbst, aber auch den Sommer habe ich beschlossen noch auszuruhen. Selbst wenn ich dieses meiner Gesundheit nicht schuldig wäre, würde mir die Anhäufung schriftstellerischer Geschäfte, worunter der Kalender sich befindet, keine andere Wahl erlauben. Ich werde, wie ich hoffe, die Dispensations ohne Anstand von dem Herzog erhalten, bei dem ich sie, der Form wegen, suchen muß, überhaupt aber will ich die günstige Stimmung des weimarischen Hofes für mich dahin zu nutzen suchen, daß mir die völlige Freiheit, zu lesen und nicht zu lesen, auch für die Zukunft gelassen wird. Ich habe vom Herzog hierin alles Gute zu erwarten. Wenn ich alsdann auch wieder lese, so werden es nur privatissima sein, eins in einem ganzen Halbjahr, welches ich auf meiner Studierstube lesen kann,

wo der größere Preis allenfalls ersetzt, was an der Menge der Auditoren abgeht, und wo ich überhaupt die ganze Arbeit mehr als Konversation und Unterhaltung behandeln kann. So werde ich künftigen Winter förmlich Ästhetik studieren und darüber lesen. Die Nebenstunden sind für eben solche Ausarbeitungen bestimmt, die sich zur Thalia qualifizieren, wie die Theorie der Tragödie, und wenn ich mir ein rechtes Fest machen will, so denke ich dem Plan zu meinem Trauerspiele nach, der mich seit einiger Zeit sehr beschäftigt hat. Genug für diesmal. Grüße Minna und Dorchen herzlich von mir und meiner Lotte, und lebe wohl.

Dein Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, 3. März 1791.

Meinen Brief wirst du nun haben, der dich mit meiner ganzen Krankheit bekannt macht. Ich befinde mich, bis auf die Empfindung auf der Brust, immer noch wohl. Dem Herzog habe ich gestern wegen der Vakanz auf dem Sommer geschrieben, um die Formalitäten zu beobachten, denn nötig hätte ich es just nicht, wenn ich nicht mit ihm auf einem guten Fuß zu bleiben wünschte. In Weimar habe ich durch die Bürgerische Rezension viel Redens von mir gemacht; in allen Zirkeln las man sie vor, und es war guter Ton, sie vortrefflich zu finden, nachdem Goethe öffentlich erklärt hatte, er wünschte Verfasser davon zu sein. Das Komische dabei ist, daß von so viel Weisen keiner erriet, von wem sie war.

Ich danke dir, daß du mich auf die Reisen des Herrn Benjowsky aufmerksam gemacht hast. So interessant als der erste Teil derselben ist, habe ich lange nichts gelesen. Unendlich mehr Vergnügen gewährte mir dieser Benjowsky als die so ausposaunten Reisen Thümmels ins südliche Frankreich. Leichten Ton haben sie, aber sind übrigens flach, oft seicht und verraten nicht eben viel Geist. Ich habe etwas Besseres erwartet.

Eine Rezenſion der Klingeriſchen Stücke von Huber in der Allgemeinen Literatur-Zeitung kennſt du vielleicht ſchon. Sie hat viel Gutes und erregte in mir den Wunſch, daß er oft ſolche Schriften beurteilte.

Du errätſt wohl nicht, was ich jetzt leſe und ſtudiere? Nichts Schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urteilskraft, die ich mir ſelbſt angeſchafft habe, reißt mich hin durch ihren lichtvollen geiſtreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in ſeine Philoſophie hineinzuarbeiten. Bei meiner wenigen Bekanntſchaft mit philoſophiſchen Syſtemen, würde mir die Kritik der Vernunft und ſelbſt einige Reinhold-Schriften für jetzt noch zu ſchwer ſein und zuviel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Äſthetik ſchon ſelbſt viel gedacht habe und empiriſch noch mehr darin bewandert bin, ſo komme ich in der Kritik der Urteilskraft weit leichter fort und lerne gelegentlich viel Kantiſche Vorſtellungen kennen, weil er ſich in dieſem Werke darauf bezieht und viele Ideen aus der Kritik der Vernunft in der Kritik der Urteilskraft anwendet. Kurz, ich ahnde, daß Kant für mich kein ſo unüberſteiglicher Berg iſt, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlaſſen. Da ich künftigen Winter Äſthetik vortragen werde, ſo gibt mir dieſes Gelegenheit, einige Zeit auf Philoſophie überhaupt zu verwenden.

Mit meinem Porträt mögt Ihr es halten, wie Ihr wollt, wenn ich nur mit Herrn Dyk nichts zu tun bekomme. Ich wünſchte freilich, daß es keine Fratze würde, und dies, denke ich, könnteſt du verhindern, wenn du es vorher, ehe man es abdruckt, zu Geſichte bekommſt. Aus einem größeren Blatt, das Herr Schulze nach Graffs Gemälde will ſtechen laſſen, dürfte wohl nichts werden. Lips, der gegenwärtig ein großes Blatt von Goethens Bild in Arbeit hat und ſich darauf an Wieland und Herdern ebenſo machen will, möchte auch mein Bild ſtechen, wovon natürlicherweiſe etwas mehr zu erwarten iſt als von einem Bilde, das Schulze ſtechen laſſen will.

Lebe wohl und grüße mir Minna und Dorchen. Meine Lotte und meine Schwägerin empfehlen sich euch bestens. Schreibe mir bald auch wieder.

Dein S.

An Christoph Martin Wieland.

Jena, den 4. März 1791.

Mein verehrtester und teuerster Freund.

Schreiben Sie es der Überhäufung mit Geschäften zu, die einen von so langer Krankheit wieder Erstandenen, wie ich, belagern, daß ich es so lange anstehen ließ, Ihnen für das schöne Denkmal herzlich zu danken, das Ihre Liebe, denn dafür nehme ich es, im zweiten Stück des diesjährigen Merkur mir gestiftet hat. Es war mir eine Blume der Freude, die ich bei meiner Wiederkehr ins Leben fand, und zu keiner glücklicheren Zeit hätte sie mir blühen können. Noch einmal, liebster Freund, nehmen Sie meinen besten Dank dafür an, daß Sie mir Ihren freundschaftlichen Genius in einem so bedürftigen Augenblick haben erscheinen lassen.

Nach einer sehr langsamen Erholung finde ich mich wieder in die Welt um mich herum und in die Arbeit, wiewohl ich nicht leugnen kann, daß einige Überreste der Krankheit in meiner Brust mich beunruhigen. Die Zeit und eine vorsichtige Lebensordnung, hoffe ich, sollen auch diese heben, so daß ich mit heiterm Mut in die Zukunft sehen kann. So gerne, wünschte ich das noch zu erreichen, wozu eine dunkle Ahndung von Kräften mich zuweilen ermuntert, und wovon Ihr freundlicher Sehergeist mir das Ideal vorhält; wenigstens fühle ich, daß ich auf dem Wege dazu bin, und daß, wenn mein böses Schicksal mich jetzt schon abgerufen hätte, der Nachruf der Welt mir sehr unrecht getan haben könnte. Ich gestehe, daß der Gedanke daran mich in den kritischen Augenblicken meiner Krankheit peinigte, und daß es mir künftig eine große Angelegenheit sein wird, den Weg zu jenem Ziele zu beschleunigen.

Ich behellige Sie hier mit meinen kleinen Anliegen; die Erinnerung an Ihre oft bewiesene Teilnahme reißt mich hin, und ich weiß, daß Sie mirs nicht übel deuten. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Ihrer lieben Frau Gemahlin aufs beste. Ich danke Ihnen beiden für die liebevolle Aufnahme, die Sie ihr bei ihrer letzten Anwesenheit in Weimar haben widerfahren lassen, wovon sie mich in meiner Krankheit oft unterhalten hat. Kommen Sie beide recht bald wieder nach Jena, und lassen Sie uns alsdann Ihnen zeigen, wie herzlich teuer Sie uns sind.

Ich lege hier zugleich einige Blätter für den Merkur bei, (wenn Sie etwa Gebrauch davon machen wollen). Sie haben einen jungen Künstler aus Rudolstadt zum Verfasser, der sich Kämmerer nennt. Meine Frau hat Ihnen, denke ich, schon vorläufig davon gesagt. Er würde, wenn Sie diesen Anfang nicht abweisen, noch einige kleine Aufsätze desselben Inhalts nachliefern und mit einem Karolin pro Bogen höchlich zufrieden sein. Ist Ihnen aber seine Schreiberei unbrauchbar, so bitte ich Sie ja, sich um unsertwillen nicht mit ihm zu belästigen.

Von größerm Gehalte hingegen sind einige andere Aufsätze, die ich Ihnen von einem Landsmann anzubieten habe. Sein Name ist Reinhard, und er kann Ihnen von einer Übersetzung des Tibull und einzelnen kleinen Gedichten her schon bekannt sein. Er lebt jetzt in Bourdeaux als Hofmeister und ist beschäftigt, über die französische Revolution seine Betrachtungen zu schreiben, auch die wichtigsten Broschüren als Belege zu sammeln. Ein Aufsatz dieses Inhalts, der mir von seiner Feder zu Gesichte gekommen ist, verrät sehr viel Geist und viel Bekanntschaft mit seinem Gegenstande. Ich erwarte gegenwärtig noch mehrere dergleichen von ihm, die ich Ihnen laut seiner . . . .

An Georg Göschen.

Jena, den 5. März 1791.

Vielen Dank, lieber Freund für die gütige Besorgung des Pelzes; er ist glücklich angelangt und hat meinen ganzen Beifall. Fertig ist er auch schon, und nunmehr kann ich aller Witterung Trotz bieten. Für das Geschenk der Thümmelischen Reisen habe ich Ihnen von meiner Lotte recht viel Verbindliches zu sagen; nur das einzige soll ich Ihnen vorwerfen, daß Sie uns den lieben Freund, der so schöne Sachen schickt und so freundlich an uns denkt, nicht selbst zeigen.

Schreiben Sie mir doch gelegentlich, ob es wirklich an dem ist, daß Sie den Kalender haben müssen neu auflegen lassen, weil der Vorrat nicht für die Bestellungen zugereicht habe. Hier und in einigen anderen Orten, hör ich, sollen es die Buchhändler behauptet haben, aber glauben kann ich es nicht.

Beruhigen Sie doch Crusius, wenn Sie ihn sprechen, darüber, daß er so lang auf die Fortsetzung des Abfalls der Niederlande warten muß. Er ist empfindlich darüber, daß ich ihn Ihnen nachsetze, wie mirs vorkommt, weil ich für Sie arbeite und die niederländische Geschichte liegen lasse. Aber er irrt sich, wenn er glaubt, daß er desto eher Manuskript erhalten würde, wenn der Kalender nicht wäre: auch ohne das würde ich die Fortsetzung der niederländischen Geschichte bisher verschoben haben und noch verschieben. Ganz zuverlässig wird sie vollendet, aber ich übereile mich nicht, und es ist um des Werkes willen und um meiner selbst willen, daß ich die Ausarbeitung verzögere. Leid täte es mir, wenn er sich von mir hintangesetzt glaubte, denn ich wünsche ihm das beste Glück mit meinen Schriften, weil ich ihn kenne und schätze. Haben Sie Gelegenheit, lieber Freund, so sagen Sie ihm das oder lassen es ihm sagen. Leben Sie recht wohl. Ewig der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Rudolstadt, den 10. April 1791.

Ich habe dich lang auf Briefe warten lassen, aber schon seit einigen Wochen bin ich hier und habe soviel möglich den Schreibtisch vermieden, um von einer beschwerlichen Arbeit auszuruhen, die ich vor meiner Abreise aus Jena beendigte. Meine Brust ist mir seitdem um nichts leichter geworden, vielmehr empfinde ich noch immer bei starkem tiefem Atemholen einen spannenden Stich auf der Seite, welche entzündet gewesen ist, öfters Husten und zuweilen Beklemmungen. Ich mag es hier niemand sagen, was ich von diesem Umstand denke, aber mir ist, als ob ich diese Beschwerden behalten müßte. Eine Stunde laut zu lesen, wäre mir ganz und gar unmöglich. Doch habe ich seit meiner Krankheit kein Blut ausgeworfen. Ich ließ mir kürzlich zum zweitenmal Blutigel auf der rechten Brust setzen, die mir sehr viel Blut abnahmen, aber eher verschlimmerten als besserten. Auch reite ich die Woche drei-, viermal spazieren und erwarte nur die frischen Kräuter, um nach der Verordnung meines Arztes abwechselnd Selzerwasser mit Milch und frische Kräutersäfte zu gebrauchen. Der Herzog, der vor drei oder vier Wochen selbst in Jena war, hat mich diesen Sommer vom Lesen dispensiert, wie ich dir wohl schon geschrieben habe. Indessen dispensierte es sich von selbst, denn ich würde nicht gekonnt haben, was mir unmöglich ist. Mein Gemüt ist übrigens heiter, und es soll mir nicht an Mut fehlen, wenn auch das Schlimmste über mich kommen wird.

Es ist nicht gut, daß ich diesen Sommer nicht von Arbeit frei bin, aber da es von mir abhängt, den Dreißigjährigen Krieg mit dieser zweiten Lieferung zu endigen oder noch etwas für eine dritte aufzuheben, da es auch nicht gerade darauf ankommt, wie viel oder wie wenig Bogen er enthalte, so hoffe ich doch, diese Arbeit mit der Sorge für meine Gesundheit noch leidlich vereinigen zu können. Mehr freue ich mich auf die zweite Hälfte des Sommers, wo ich

dich zu ſehen hoffe, und wo auch meine Beſchäftigungen mehr nach meinem Geſchmacke ſein werden. Ich habe in den letzten Zeiten meines Jenaer Aufenthalts einige Bekanntſchaften gemacht, die mir ſeitdem viel Vergnügen verſchafft haben. Darunter gehört ein gewiſſer Erhard aus Nürnberg, Doktor medicinae, der hierher gekommen iſt, um Reinhold und mich kennen zu lernen und ſich über Kantiſche Philoſophie weiter zu belehren. Es iſt der reichſte vielumfaſſendſte Kopf, den ich noch je habe kennen lernen, der nicht nur Kantiſche Philoſophie, nach Reinholds Ausſage, aus dem Grunde kennt, ſondern durch eigenes Denken auch ganz neue Blicke darin getan hat und überhaupt mit einer außerordentlichen Beleſenheit eine ungemeine Kraft des Verſtandes verbindet. Er iſt Mathematiker, denkender Arzt, Philoſoph, voll Wärme für Kunſt, zeichnet ganz vortrefflich und ſpielt ebenſogut Muſik; doch iſt er nicht über 25 Jahr alt. Sein Umgang iſt geiſtvoll, ſein moraliſcher Charakter vortrefflich und größtenteils ſein eignes Werk, denn er hatte lang und hat noch mit einem ſtarken Hang zur Satire zu kämpfen. Die erſte Erſcheinung kündigt ihn nicht gleich ſo vorteilhaft an, als er ſich bei längerm Umgange zeigt, weil er etwas Dezidiertes und Sichres an ſich hat, das man leicht für Prätenſion und Zudringlichkeit auslegt. Er arbeitet jetzt an einer Verteidigung der Reinholdſchen Philoſophie gegen einige Angriffe, die in der Allgemeinen Literatur-Zeitung darauf gemacht wurden, und an einer größeren Schrift, welche den mediziniſchen Wiſſenſchaften, ebenſo wie Kants Kritik der Philoſophie, ihre Grenzen abſtechen ſoll. Geſchrieben hat er noch nichts und hat auch nicht im Sinne, als Schriftſteller zu wirken, weil er es ſeinen Kräften und Neigungen angemeſſen hält, im lebendigen Umgang auf einen kleineren Zirkel zu wirken. Ich ſchreibe dir deswegen ſo viel von ihm, weil du ihn bei ſeiner Rückreiſe von Königsberg, wohin er in einigen Wochen abgeht, zu Dresden kennen lernen wirſt. In eben dieſem Sommer werde ich dir auch einen andern jungen Mann ſchicken, der dich als Künſtler intereſſieren wird. Es iſt ein Livländer,

namens Graß, der sich einige Jahre in Jena aufhielt, um da Theologie zu studieren. Darin hat er es nun nicht weit gebracht, aber desto weiter im Zeichnen und Landschaftmalen, wozu er ganz außerordentlich viel Genie besitzt. Goethe hat ihn kennen lernen, und er versicherte mir, daß er die Anlage zu einem vortrefflichen Maler in ihm finde. Im vorigen Sommer machte er eine Exkursion in die Schweiz, von wo er ganz begeistert zurückkam. Er wird dir einige Schweizerlandschaften zeigen, die er aus der Erinnerung hinwarf, voll Kraft und Leben, obgleich nichts weniger als ausgeführt. Dabei hat er große Talente zur Poesie, wovon du im nächsten Stück der Thalia eine Probe lesen wirst. Er ist ein herzlich attachiertes Wesen, wo es ihm wohl ist, sein Äußerliches verrät in jedem Betracht das Genie.

Eine andere meiner Bekanntschaften ist ein gewisser Baron Herbert aus Klagenfurt, ein Mann an den vierzig, der Weib und Kind hat, eine Fabrik in Klagenfurt besitzt und auf vier Monate nach Jena reiste, Kantische Reinholdische Philosophie zu studieren. Ein guter gesunder Kopf, mit eben so gesundem moralischem Charakter. Er soll seinen Zweck erreicht haben, wie man mir sagt, und einen sehr gereinigten Kopf mit nach Hause zurückbringen.

Bürger hat auf meine Rezension eine Antikritik eingeschickt, die du nebst meiner Antwort im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung lesen wirst. Dieser Tage habe ich mich beschäftigt, ein Stück aus dem zweiten Buch der Äneide in Stanzen zu bringen, eine Idee, wovon ich dir wohl sonst schon geschrieben habe. Der Wunsch, mich in Stanzen zu versuchen und ein Kitzel Poesie zu treiben, hat mich dazu verführt. Du wirst, denke ich, daraus finden, daß sich Virgil, so übersetzt, ganz gut lesen ließ. Es ist aber beinahe Originalarbeit, weil man nicht nur den lateinischen Text neu einteilen muß, um für jede Stanze ein kleines Ganze daraus zu erhalten, sondern weil es auch durchaus nötig ist, dem Dichter im Deutschen von einer andern Seite wiederzugeben, was von der einen unvermeidlich verloren geht. Zu einem lyrischen Gedicht

habe ich einen sehr begeisternden Stoff ausgefunden, den ich mir für meine schönsten Stunden zurücklege.

Meine Frau grüßt dich, Minna und Dorchen herzlich, auch meine Schwägerin will sich freundlich empfohlen haben. Vermutlich zieht ihr jetzt bald auf den Weinberg, wo wir euch etwa im August oder September finden werden. Lebewohl und sei nicht so karg mit deinen Briefen, wenn ich auch zuweilen nicht ganz Termin halte. Das würde mir begegnen, wenn ich auch mit dem Himmel selbst korrespondierte.

Dein S.

Der Brief kam zu spät auf die Post, darum erhältst du ihn einige Tage später.

An Georg Göschen.

Rudolstadt, den 21. Mai 1791.

Ein fataler Zufall, der Ihnen vielleicht schon von Jena aus zu Ohren gekommen, ist Ursache, liebster Freund, daß Sie auf Ihren letzten Brief noch keine Antwort von mir erhalten. Heute vor 14 Tagen überfiel mich ein fürchterlicher krampfhafter Zufall mit Erstickungen so daß ich nicht anders glaubte, als ob es mein letztes wäre. Doch erholte ich mich in einigen Stunden wieder und glaubte mich schon der Besserung nahe, als diese Engbrüstigkeit am folgenden Tage zurückkam, wiewohl mit weniger drohenden Symptomen. Auch diese ging vorüber, und einige Stunden Schlaf, die ich am zweiten Morgen genoß, erweckten mir Hoffnung, aber den darauf folgenden Abend erneuerte sich der Anfall noch weit fürchterlicher als die vorigenmal, so daß ich von allen den Meinigen schon Abschied nahm und jeden Augenblick hinzusinken glaubte. Starke wurde durch einen Eilboten aus Jena gerufen und alle nur mögliche Mittel angewendet. Aber auch von diesem Anfall erholte ich mich, ehe Starke noch ankam, und von dieser Zeit an kamen die Zufälle jeden Tag etwas schwächer, so daß ich nunmehr

wieder außer dem Bette ſein kann. So fürchterlich dieſe Erſtickungen auch für mich und für alle Anweſende waren, ſo geben mir doch meine zwei Ärzte die tröſtlichſten Verſicherungen und ſchließen aus dieſen Krämpfen ſelbſt, daß meine Bruſtbeſchwerden keinen Fehler in der Lunge zur Urſache haben, wie ich ſchon bei Ihrem Hierſein fürchtete. Ich bin alſo wieder unter den Lebendigen, wenn mich etwa Briefe aus Jena totgeſagt haben ſollten, und dieſe letzte Krankheit ſelbſt hat mich über die Beſchaffenheit meiner Lunge beruhigt, denn ungeachtet der gewaltſamſten Anſtrengung, womit ich dem erſtickenden Krampfe entgegenarbeiten mußte, und welche ſo heftig war, daß ich bei jedem Atemholen ein Gefäß in der Lunge zu zerſprengen fürchtete, habe ich nie Blut ausgeworfen, und ſtarke Doſes von Opium haben immer die Zufälle gelindert. Meine Furcht vor Lungenſucht wird alſo ziemlich gehoben, und ich hoffe, durch anhaltenden Gebrauch der Mittel, deren ich mich jetzt bediene, meine Geſundheit allmählich ganz wieder herzuſtellen.

Aber unſerm Kalender ſind ſolche Vorfälle freilich nicht günſtig, denn dieſe 14 Tage mußten natürlicherweiſe alle meine Geſchäfte ruhen. Beſorgen Sie aber weiter nichts, denn das Schlimmſte, was begegnen könnte, wäre dieſes, daß der diesjährige Kalender etwas kleiner in Volumine ausfiele, welchen Umſtand das Publikum meiner Krankheit (die ich in einer kurzen Vorrede berühren werde) gern verzeihen wird. Aber eben deswegen wollte ich Ihnen raten, liebſter Freund, den diesjährigen Kalender nicht ſo eng als den vorjährigen drucken zu laſſen, da ohnehin viele Leſer ſich über den überaus engen Druck beklagen. Überlegen Sie dieſes und womöglich folgen Sie meinem Rat.

Die Erklärungen zu den Porträts ſollen Sie in einigen Wochen zuverläſſig haben, wo auch mit dem Druck des Kalenders hier angefangen werden kann.

Ich habe auch in Überlegung genommen, ob ich den Carlos bei der neuen Ausgabe, die Sie davon machen wollen, nicht gleich in einer neuen verbeſſerten Geſtalt liefern ſoll, und ich glaube, daß

dies gehen wird, wenn Sie ihn nicht früher als etwa auf Neujahr im Manuſkript haben müſſen. Er würde etwa um den fünften, vielleicht gar den vierten Teil kleiner ausfallen, und was Sie dabei erſparen, könnte etwa auf einige Kupfer mehr verwandt werden.

Herrn Profeſſor Heydenreich ſagen Sie recht ſehr viel Verbindliches von mir, und verſichern Sie ihn nochmals, daß mir ſeine Beiträge zur Thalia ſehr willkommen ſein werden. Wird er mit acht Reichstalern für den Bogen wohl zufrieden ſein? Dies iſt, was ich ihm geben kann und mit größtem Vergnügen gebe.

Aus der Rechnung, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe mitſchickten, habe ich neuerdings erſehen, liebſter Freund, wie große Verbindlichkeit ich Ihnen ſchuldig bin und wie ſehr Ihre Güte mir zur Pflicht macht, was mich mein eigenes Herz auch ohne jeden andern Antrieb lehren würde. Rechnen Sie alſo darauf, teureſter Freund, daß ich alles tun werde, was in meinem Vermögen ſteht, mein Glück mit Ihrem Beſten immer zu vereinigen und mir beides als unzertrennlich zu denken.

Sie haben mir bei Ihrem Hierſein erlaubt, daß ich Sie nach dem Zahltag erinnern dürfe, mir 30 Louisdor zu übermachen. Können Sie dies jetzt, ſo verbinden Sie mich ſehr. Ich bleibe etwa noch 12 oder 14 Tage hier, daß Sie mir das Geld oder die Anweiſung alſo direkt nach Rudolſtadt ſchicken können.

Der Erbprinz, der mir aufgetragen, Ihnen recht viel Empfehlungen zu ſagen, hat ſich über den Tod des jungen Grot ſehr betrübt. Mein Schwager und meine Schwägerin empfehlen ſich Ihrem Andenken, und meine Lotte ſagt Ihnen die herzlichſten Grüße. Alles freut ſich, daß es Ihnen in Rudolſtadt nicht mißfallen hat, und Sie können es mit nichts beſſer beweiſen, als wenn Sie Ihre liebe Jette recht bald hieher bringen.

Für heut muß ich aufhören. Leben Sie recht wohl, teurer Freund, und der Himmel helfe Ihnen glücklich durch die Meſſe.

Ewig der Ihrige Schiller.

An Jakob Dominikus.

Rudolstadt, den 21. Mai 1791.

Vermutlich, mein teurer Freund, haben Sie schon den schlimmen Zufall erfahren, der mich abgehalten hat, unserm verehrungswürdigen Koadjutor für sein schönes Geschenk zu danken und Ihren letzten Brief zu beantworten. Weil ich mich jetzt noch nicht genug erholt habe, um ihm selbst zu schreiben, so sagen Sie, mein teurer Freund, ihm in meiner Seele alles, was Ihr Herz Ihnen eingibt. Nächstens hoffe ich es mündlich tun zu können, denn wenn meine Gesundheit fortfährt sich zu befestigen, so gedenke ich in etwa zwölf Tagen in Erfurt zu sein. Wie freue ich mich auf die schönen Monate, die mich im nähern Umgang des Vortrefflichen erwarten! Auf Sie, lieber Freund, hat mein Herz sehr gerechnet, und das längere Beisammensein, weiß ich gewiß, wird unsre Seelen unzertrennlich verbinden.

Da ich zwei bis drei Monate in Erfurt zu verleben hoffe, so wünsche ich auf so lange ein möbliertes Logis von einigen Zimmern und etwa drei Kammern in einem Privathaus zur Miete zu bekommen, weil mich ein solanger Aufenthalt im Gasthofe doch sonst etwas zu teuer zu stehen käme und auch zu viel Unruhe um mich wäre. Wüßten Sie mir vielleicht ein solch Logis ausfindig zu machen, doch dürfte es nicht weit von der Hofstatt entlegen sein? Wenn es Sie nicht beschwert, liebster Freund, so erkundigen Sie sich doch darnach und lassen es mich in acht oder zehn Tagen wissen. Vier bis fünf Louisdor will ich gern für drei Monate geben, doch müßte es monatweise gehen, weil ich die Dauer meines Aufenthalts nicht bestimmt angeben kann; also 7 oder 8 Taler für den Monat. Vier oder fünf Betten müßten auch dabei sein, ein Sopha womöglich und einige verschlossene Kommoden. Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich Sie mit solchen Frivolitäten belästige, aber ich weiß, daß Ihrer Freundschaft nichts unwichtig ist, was dazu beitragen kann, die Wünsche der Ihrigen zu erfüllen — und zu diesen rechnet sich Ihr ewig ergebener Schiller.

Von meiner Frau und Schwägerin die respektvollsten Empfehlungen an Herrn Koadjutor und die freundlichsten Grüße an Sie.

An Gottfried Körner.

Rudolstadt, den 24. Mai 1791.

Endlich bin ich so ziemlich wieder hergestellt. Meine Frau wird dir von der Beschaffenheit meines letzten Anfalls nicht viel haben schreiben können, da die Post pressierte. Es war ein heftiges Asthma, wahrscheinlich von Krämpfen im Zwerchfell erzeugt, auf das sich eine Schärfe geworfen hatte. Unter den wiederholten und periodisch zurückkehrenden Anfällen waren zwei, einer am Sonntag vor achtzehn Tagen, der andre am Dienstag, fürchterlich. Der Atem wurde so schwer, daß ich, über der Anstrengung Luft zu bekommen, bei jedem Atemzuge ein Gefäß in der Lunge zu zersprengen glaubte. Bei dem ersteren stellte sich ein starker Fieberfrost ein, so daß die Extremitäten ganz kalt wurden und der Puls verschwand. Nur durch immer kontinuiertes Anstreichen konnte ich mich vor der Ohnmacht schützen. Im heißen Wasser wurden mir die Hände kalt, und nur die stärksten Friktionen brachten wieder Leben in die Glieder. Man hat alles angewendet, was nur die Medizin in solchen Fällen wirksames hat; besonders aber zeigte sich das Opium, das ich in starken Dosen nahm, Kampfer mit Moschus, Klystiere und Blasenpflaster wirksam. Eine Aderlässe am Fuße machte die dringende Gefahr der Erstickung notwendig. Am Dienstag wurde Starke in der Nacht von Jena abgeholt; er traf mich aber schon besser in einem wohltätigen Schlafe. Starkes Urteil von dieser Krankheit ist, daß Krämpfe im Unterleibe und Zwerchfell zugrunde liegen, die Lunge selbst aber nicht leide; und es ist wahr, daß dieser fürchterliche Zufall selbst der stärkste Beweis davon ist, weil ein örtlicher Fehler in der Lunge sich bei der konvulsivischen Anstrengung der Respirationswerkzeuge notwendig hätte offenbaren müssen, welches nicht geschah. Ich warf während

dieſer ganzen Zeit niemals Blut aus, und nach überſtandenem Paroxysmus, der zuweilen fünf Stunden währte, konnte ich ganz frei reſpirieren. Dies bewies mir hinlänglich, daß kein Geſchwür in der Lunge vorhanden oder gar geborſten ſei, wie ich anfänglich gewiß glaubte. Aber es iſt ſonderbar, daß der ſpannende Schmerz auf der rechten Seite der Bruſt ſich unverändert erhalten hat und daß ich ihn noch ebenſo fühle, wie vor dieſen Anfällen. Was daraus werden ſoll, weiß ich nicht; doch habe ich jetzt weniger Furcht als vor vier Wochen. Überhaupt hat dieſer ſchreckhafte Anfall mir innerlich ſehr gut getan. Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Geſicht geſehen, und mein Mut iſt dadurch geſtärkt worden. Den Dienstag beſonders glaubte ich nicht zu überleben; jeden Augenblick fürchtete ich der ſchrecklichen Mühe des Atemholens zu unterliegen; die Stimme hatte mich ſchon verlaſſen, und zitternd konnte ich bloß ſchreiben, was ich gern noch ſagen wollte. Darunter waren auch einige Worte an dich, die ich jetzt als ein Denkmal dieſes traurigen Augenblickes aufbewahre. Mein Geiſt war heiter, und alles Leiden, was ich in dieſem Momente fühlte, verurſachte der Anblick, der Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überſtanden haben.

Daß ich mich unendlich gefreut hätte, dich in dieſen Tagen zu ſehen, brauch ich dir nicht zu ſagen. Ich fürchte, wir ſehen uns dieſes Jahr noch nicht. Könnte ich irgend die Unkoſten der Reiſe beſtreiten, ſo bin ich dem Verlangen meiner Eltern, die vielleicht eine ſpätere Zuſammenkunft nicht erleben, ſchuldig, die Reiſe nach Schwaben zu machen; aber die Ausgaben, ſowohl der Reiſe zu dir als zu ihnen, ſind mir für dieſen Sommer und Herbſt zu viel, da mich mein Krankſein, ohne die Verſäumnis von faſt fünf Monaten, gegen dreißig Louisdor koſtet. Indeſſen ſoll geſchehen, was möglich iſt.

Lebe wohl und grüße Minna recht herzlich. Meine Frau und Schwägerin grüßen auch aufs beſte.

Dein S.

An Georg Göschen.

Rudolstadt, den 3. Juli 1791.

Ich habe nunmehr reiflich bei mir überlegt, wie es mit dem Kalender für dieses Jahr anzufangen sein möchte, meine Gesundheit ist noch immer so ungewiß, daß ich für zwei ganze Monate mir nichts Bestimmtes von Arbeit vorschreiben und versprechen kann. Gegenwärtig bin ich nicht einmal soweit, ein Buch oder nur einen Brief zu lesen, vielweniger zu schreiben. Vielleicht stellt mich das Karlsbad, wohin ich in sechs Tagen reise, früher wieder her, als ich jetzt hoffen kann; aber auch dann machen es mir meine Ärzte zur Pflicht, mich noch eine Zeitlang der Arbeit völlig zu enthalten. Aber vom September an bis in die Mitte des November werde ich Ihnen unfehlbar 10 oder 12 Bogen von der Fortsetzung des Dreißigjährigen Kriegs liefern können. Von dieser Zeit an bis zum Neujahr sollte ich denken, müßten, sobald Sie mehrere Setzer, Drucker und Buchbinder nehmen, viele Exemplare expediert werden, die übrigen nachgeschickt werden können, wobei Sie nicht soviel zu riskieren haben, da das Buch Fortsetzung ist. Die Pünktlichkeit auf Neujahr fertig zu sein, die Ihnen im vorigen Jahre durch die Umstände vorgeschrieben war, ist nunmehr weniger nötig, und da meine Krankheit den wenigsten Lesern unbekannt sein kann, so darf man auf einige Nachsicht des Publikums sicher zählen. Was Ihnen durch diese Verspätung des Manuskripts und die daraus entstehende Vermehrung der Arbeiter an Unkosten zuwächst, bin ich erbötig zu gleichen Teilen mit Ihnen zu tragen. Ich rate Ihnen als Freund, sich ja in nichts anderes einzulassen, was nicht Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges und weder durch Wieland noch mich gearbeitet ist, es läßt sich schlechterdings von solchen Spekulationen nichts erwarten, sollten einige Autoren Ihre Vorschläge angenommen haben, so sehen Sie wie Sie sich zurückziehen können, weit weniger wagen Sie, wenn der Kalender dieses ganze Jahr suspendiert werden müßte, gesetzt, daß ich mich

vor Michaelis nicht erholt hätte. Sie verlören dann einige hundert Intereſſen, im erſteren Fall würden Sie offenbar tauſende verlieren. Dies, lieber Freund, iſt vorjetzt meine einzige und beſtimmte Erklärung, und ich glaube, daß Sie am beſten dabei fahren werden, wenn Sie ihr folgen. Für die Erklärungen der Porträts ſorge ich und werde ſie einigen Schriftſtellern von meiner Bekanntſchaft übergeben, mit deren Arbeiten Sie zufrieden ſein ſollen. Dieſe ſowohl als die Erklärung der Vignetten dürfen 4 bis 5 Bogen betragen und alſo den Mangel der Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges in etwas erſetzen helfen. Dieſe ſollen Sie einen Monat früher haben, als ich Ihnen Manuſkript ſchicken kann. Ihren Vorſchlag wegen der Thalia nehme ich mit Freuden an und verſpreche mir das Beſte von ihrem künftigen Abgang. Darüber ſowie über das andere mündlich mehr, wenn wir uns in Karlsbad ſprechen. Wir alle empfehlen uns Ihnen und Ihrer lieben Frau aufs beſte, wünſchen Ihnen beiden herzlich den beſten Erfolg vom Bade, und meine Schwägerin ſagt Ihnen den verbindlichſten Dank für das ſchöne Geſchenk der Wielandiſchen Schriften. Ihr ewig treuer Freund

Schiller.

An Gottfried Körner.

[Anfang Auguſt 1791.]

Der Überbringer dieſer Zeilen, Herr von Pape aus Hannover, eine mir ſehr werte hieſige Bekanntſchaft, wird dir von meinem Befinden umſtändliche Nachricht geben können. Leid tut mir's ſehr, daß ich den Wunſch, euch zu umarmen, nicht in Erfüllung bringen kann. Weder der Zeit- noch Geldaufwand ſind es, was mich davon abhält, ſondern die Verhältniſſe meiner Schwägerin in Rudolſtadt, die ihr nicht erlauben, über die geſetzte Zeit wegzubleiben, da die Vermählung des Erbprinzen in Rudolſtadt und die Ankunft ſeiner Gemahlin ihre dortige Gegenwart notwendig macht. Dazu kommt, daß wir alle drei wünſchen, die Freude, euch

zu sehen, mit gesundem Körper und frischer Seele zu genießen. Jetzt aber sind wir alle krank und abgestumpft für jeden Genuß der Seele. Mit nächster Post schreiben wir mehr. Alles grüßt herzlich. Ewig

Dein

S.

Herrn von Papes Bekanntschaft wird dir gewiß auch sehr angenehm sein. Suche ihn aufzurichten; er ist ein vortrefflich denkender Mensch, aber sehr gequält von Hypochondrie.

An Georg Göschen.

Erfurt, den 27. August 1791.

Herzlichen Dank, liebster Freund, für die Nachricht, die Sie uns von Ihrer glücklichen Ankunft geben. Möchten nun die vielen Opfer, die Sie Ihrer Gesundheit gebracht haben, von erwünschter Wirkung sein. Ich trage Ihr Wohlbefinden auf dem Herzen wie meines Bruders, und ich weiß, daß auch das meinige Ihnen nahe geht. Mit meiner Gesundheit bin ich im ganzen wohl zufrieden. Die Beklemmungen, ob sie gleich keinen Tag ganz ausbleiben, sind minder heftig und halten weniger lang an. Der Unterleib hält sich auch gut, und der Geist ist heiter. Aber mit der Arbeit will es jetzt noch nicht recht fort, denn kein Gedanke will mir festhalten. Allgemach suche ich mich indessen wieder mit der Materie zum Dreißigjährigen Krieg vertraut zu machen und hoffe, daß Sie nicht über zehn Tage auf die ersten Blätter warten sollen. Mit der Thalia lassen Sie mir nur so lange Frist, bis die Bogen zum Kalender expediert sind. An Aufsätzen hätte ich zwar für 12 Bogen Vorrat, aber ich möchte gern für das erste Stück eine vorzügliche Auswahl treffen; dazu gehört aber, daß ich einige derselben retuschiere.

An Wieland hat meine Frau bereits geschrieben, und ich selbst werde es auch in fünf oder sechs Tagen tun, wenn ich ihn nicht

mündlich spreche. Treiben Sie einstweilen nur Hubern und Körnern, daß diese sich fördern.

Zum Geisterseher will ich noch einen oder zwei Briefe Fortsetzung geben, wenn Sie ihn neu auflegen. Schicken Sie mir doch ein Exemplar, das ich durchschießen lassen kann, so wie auch von Carlos, aber schlechte Ausgaben, sonst wär's schade.

Schreiben Sie mir, lieber Freund, ob es Ihnen möglich ist, mir nach Michaelis 500 Taler zu schicken oder zu assignieren. Soviel habe ich nach gehaltener Berechnung nötig, mich leidlich zu arrangieren. Ich weiß wohl, daß mir von dem diesjährigen Kalenderhonorar kaum die Hälfte gebührt und daß ich durch diese vielen Vorschüsse sehr tief bei Ihnen in die Kreide komme, aber Sie erlaubten mir, mich ohne Umstände an Sie zu wenden, und Sie werden mir's ebenso aufrichtig sagen, wenn diese Summe Ihnen zu groß ist. Vielleicht helfen mir der neue Carlos, der Geisterseher und die neuen Thalias, doch vor Ostern mit Ihnen quitt zu werden.

Die herzlichsten Grüße von meiner Frau, die sich mit Freuden an die Zeit unseres Beisammenseins erinnert. Ob wir sobald Leipzig und Dresden sehen werden, weiß ich jetzt noch nicht, sowie überhaupt die nächste Zukunft mir noch ganz ein Geheimnis ist. Noch ist's unentschieden, wo ich diesen Winter zubringen werde, aber es kann sein, daß mich die Umstände begünstigen, mein Schicksal nächstens auf einen bestimmten und dauerhaftern Fuß zu setzen. Viele Grüße von uns beiden an Ihre liebe Jette.

Ewig der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Erfurt, den 6. September 1791.

Nur wenige Zeilen, lieber Körner, um euch wieder ein Lebenszeichen zu geben. Mit der Besserung geht es leidlich, aber langsam, und noch immer bleiben die Krampfzufälle nicht ganz aus, auch

der kurze Atem hält immer noch an. Doch verschafft mir der Egerbrunnen, den ich seit 15 Tagen trinke hinlängliche Öffnung, und ich kann jetzt zwei, drei Stunden des Tags etwas lesen, ohne mich anzugreifen. Die Kräfte nehmen zu, und man findet mich auch frischer aussehend. Hier in Erfurt lebe ich recht angenehme Tage. Alle Abende bringen wir beim Koadjutor zu, der recht freundschaftlich um mich bekümmert ist. Wie ich es diesen Winter halten werde, weiß ich in der Tat noch nicht. Vom Kollegienlesen wird wohl schwerlich die Rede sein, aber überhaupt bin ich jetzt wegen meines künftigen Aufenthalts und Schicksals in der Ungewißheit. Es ist mir jetzt durchaus unmöglich, wie bisher mich auf meine schriftstellerischen Einkünfte zu verlassen, denn so beträchtlich diese auch sind, solange ich vollkommen gesund bin, so fehlen sie mir doch ganz in der Krankheit. Ich habe dies auf des Koadjutors Anraten dem Herzog geschrieben und förmlich um eine Besoldung angesucht, die hinreichend ist, mich im äußersten Notfall außer Verlegenheit zu setzen. Kann er mir sie nicht bewilligen, so muß ich sie anderwärts suchen, wie viel Mühe es auch kosten mag. Was er kann, wird er ohne Zweifel tun, denn ich weiß, daß der ganze Hof gut für mich gesinnt ist. Ist es aber nicht, so werde ich in Mainz, Wien, Berlin oder Göttingen mein Glück aufsuchen.

Wenn ich nur Funken jetzt bezahlen könnte, da ers so nötig braucht, aber es ist mir jetzt ganz unmöglich. Mauke hat mir an den zwei Bänden des Sully noch etwas über den vierten Teil zu bezahlen und versichert, daß er es vor der Ostermesse nicht imstande sei. Das schon Bezahlte habe ich für mich verbraucht, weil ich hoffte, Funken mit dem noch zu Bezahlenden und einer anderen sonst einlaufenden Summe befriedigen zu können. Aber meine Krankheit kam dazwischen, und diese muß mich entschuldigen. Wenn er übrigens nur noch einige Monate warten kann, so will ich schon Rat schaffen. Dieses Jahr, du wirst es kaum glauben, kostet mir 1400 Reichstaler außer dem, was die Versäumnis mir kostet.

Glücklicherweise habe ich diesen außerordentlichen Stoß ausgehalten, ohne Schulden zu machen, ja ich habe noch 90 Taler an alten Schulden und 120 als Bürge für einen anderen bezahlt. Mit Göschen bin ich zwar etwas stark in der Kreide, aber doch so, daß wir mit Neujahr quitt sein können. Tröste also Funk, ich werde tun, was möglich ist. Herzlichen Gruß von uns beiden an Minna und Dorchen.

Dein S.

An Georg Göschen.

Erfurt, den 22. September 1791.

Ich habe Sie lange warten lassen, liebster Freund, aber ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie schwer mir eine zusammenhängende Arbeit geworden ist. Gegen diese zehn oder zwölf Blatt und die zehn, die ich Ihnen noch liefere, ist der vorige Kalender ein Kinderspiel gewesen. Auf den Sonntag schicke ich wieder sechs Blatt ab und alsdann mit der nächsten Post den Rest. In allem werden Sie nicht über 20 oder 22 Blatt von mir erhalten können. Schreiben Sie mir doch, wies mit Wieland, Körnern und Huber ist, und ob diese die Setzer in Arbeit gesetzt haben.

Künftige Woche gehe ich nach Jena zurück und werde Ihnen von da aus weiter schreiben. Meine Lotte empfiehlt sich Ihnen und Ihrer lieben Frau aufs beste. Der Ihrige von ganzem Herzen.

Schiller.

In G. F. Creuzers Stammbuch.

Die Natur gab uns Dasein; Leben gibt uns die Kunst, und Vollendung die Weisheit.

Erfurt, den 18. September 1791.

Fr. Schiller.

An Georg Göschen.

Den 29. September 1791.

Liebster Freund.

Hier wieder einige Hefte, daß der Setzer nicht ohne Arbeit ist. Sechs Blatt erhalten Sie Montag früh. Schreiben Sie mir nur in ein paar Worten, ob ich noch einige Posttage so fortmachen darf, oder ob Ihnen daran liegt, daß ich schließe? Leidet es meine Gesundheit, so setze ich diese Arbeit noch acht Tage lang fort, und Sie erhalten zwei bis drei gedruckte Bogen mehr; die Materialien liegen mir längst da, und ich brauche bloß sie in Ordnung zu bringen. Sie hätten dann acht Bogen, und ich könnte die Geschichte bei einem interessanten Vorfall, beim Übergang Gustav Adolfs über den Lech, beschließen. Adieu, liebster Freund. Wann soll ich Ihnen die Vorrede schicken?

Ewig der Ihrige. Schiller.

Ihr nächster Brief findet mich schon in Jena.

An Georg Göschen.

Erfurt, den 1. Oktober 1791.

Liebster Freund! Diesen Augenblick reise ich nach Jena ab und werde Ihnen von da aus übermorgen vier neue Blatt schicken, die nicht schnell genug fertig geworden sind. Bis Mittwoch denke ich das mir gesteckte Ziel erreicht und unsern Gustav an den Lech gebracht zu haben. Alles wird, den heutigen Transport ausgenommen, nicht über neun Blatt betragen, also in allem etwa 47—48 geschriebene, woraus Sie schwerlich mehr als sechs gedruckte Bogen machen können. Schicken Sie mir doch die ersten Bogen, ich bin neugierig, wie Sie es eingerichtet haben.

Leben Sie wohl, lieber Göschen. Ich reise gesünder von hier, als ich hergekommen bin, und hoffe das Beste von der Zukunft.

Ewig der Ihrige. Schiller.

An Christoph Martin Wieland.

Jena, den 3. Oktober 1791.

Mit Ungeduld habe ich erwartet, mein verehrter und teurer Freund, soweit hergestellt zu sein, um Ihnen ein Zeichen des Lebens zu geben und für Ihre liebevolle Teilnahme den herzlichsten Dank zu sagen. In mancher traurigen Periode, die ich dieses Jahr durchlaufen habe, war mir die Erinnerung an Ihre Liebe Erquickung, und gleich einem tröstenden Genius waren Sie mir zur Seite. Möge Ihnen für diese schöne und edle Menschlichkeit alle Glückseligkeit werden, die der Himmel nur immer über einen Sterblichen ausgießen kann, und alle guten Geister Ihr unschätzbares Leben, Ihre der Welt und Ihren Freunden so wohltätige Gesundheit bewahren!

Seit dem Gebrauch des Karlsbades und des Egerbrunnens habe ich mich um vieles gebessert, mein Herz öffnet sich wieder den Empfindungen des Lebens und der Freude, und die Kräfte des Geistes fangen an sich zu erholen. Demungeachtet wollen mich die Krämpfe des Unterleibes nicht verlassen, das Atemholen bleibt mir immer schwer, und manches hat sich eingefunden, was auf ein langwieriges Übel zu deuten scheint. Ich waffne mich mit Geduld und Ergebung und werde mich in jedes Schicksal finden.

Sie wissen ohne Zweifel, daß die weimarische Schauspielergesellschaft in Erfurt Don Carlos aufgeführt hat, und daß dieses Stück auch in Weimar soll gegeben werden. Ich habe aber bei Gelegenheit der Vorstellung dieses Stückes verschiedene Bemerkungen gemacht, welche mich wünschen lassen, es noch einmal der Feile zu unterwerfen, ehe ich es wieder aufs Theater bringe. Stück und Publikum werden bei diesem Aufschub gewinnen. Darf ich Sie ersuchen, mein teuerster Freund, Herrn Geheimen Rat Goethe in meinem Namen dies zu sagen und ihn zu bitten, daß er mir vier bis sechs Wochen Zeit lassen möchte.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und den Ihrigen aufs beste,

und wir beide hoffen, Sie entweder in Weimar oder hier recht bald zu sehen.

Ewig der Ihrige.

Fr. Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 3. Oktober 1791.

Meine herzlichsten Glückwünsche zu dem endlich angelangten Stammhalter des Körnerischen Geschlechts, dem ich meinen besten Segen zurufe. Ich freue mich eurer Freude und bin in diesem Augenblick unter euch, sie mit euch zu teilen. Warum kann ich überhaupt nicht einige Wochen mit euch verleben? Aber meine noch immer so ungewisse Gesundheit machte mir die Ruhe und Ordnung höchst nötig, die ich diesen ganzen Sommer habe entbehren müssen. Auch meine gute Lotte bedarf ihrer; das Leiden dieses Jahres hat ihren schwachen Körper sehr angegriffen, und jetzt ist es dringend nötig, daß sie sich abwarte. Dies war auch Ursache, daß wir Erfurt früher verließen, als wirs anfangs im Sinne hatten. Ich habe an diesem Ort im Umgang mit Dalberg viel Vergnügen genossen, und mehr, als ich bei einer so oft unterbrochenen Gesundheit erwarten konnte. Dessenungeachtet habe ich mich nach Jena gesehnt, weil ich hier doch zu Hause bin, alle Bequemlichkeit genieße, die bei einem kränklichen Zustand so unentbehrlich ist, und weil ich hier im Umgang mit meinesgleichen und der Auswahl talentvoller junger Leute mich selbst mehr genießen kann. In der letzten Woche meines Erfurter Aufenthalts habe ich auch wieder angefangen, zu arbeiten, und weil ich glücklicherweise schon dieses Frühjahr über die nächste Periode des Dreißigjährigen Kriegs viel gedacht und gelesen, so ging mir die Arbeit sehr leicht vonstatten. Ohne mich zu sehr anzustrengen, konnte ich tags vier, auch fünf Stunden diktieren, und so brachte ich in 14 Tagen fünf gedruckte Kalenderbogen zustande. Göschen schreibt mir, daß dein

Oxenſtirn noch nicht fertig ſei, und ich fürchte, der kleine Ankömmling wird ihn nicht ſehr fördern. Haſt du ſoviel daran getan, daß es einen lesbaren Aufſatz gibt, ſo ſchicke ihn Göſchen zu, wie er iſt; biſt du aber noch weiter zurück, ſo inkommodiere dich jetzt nicht damit. Göſchen erhält drei Bogen mehr von mir, als er ſich Rechnung machte, und er kann ſich alſo zur Not ſchon helfen. Laß dir dieſe Arbeit die Freude im Hauſe auch nicht einen Moment verkümmern. Nur um das einzige bitte ich dich: gib Göſchen mit nächſter Poſt entweder Manuſkript oder eine ganz abſchlägige Antwort. Das erſtere wird dir etwas Leichtes ſein, ſobald du den Aufſatz nicht zu gut machen willſt.

Jetzt adieu. Ich muß eilen, dieſen Brief noch auf die Poſt zu bringen. Im nächſten Brief mehr. Funken ſage, daß er mit Anfang November 50 Reichstaler, vielleicht noch etwas mehr, erhalten ſoll, daß ich ihn aber bitte, die Anmerkung zu dem 5. 6. 7. 8. und 9. Buch in einigen Wochen fertig zu machen, ſonſt kann ich nichts von Mauke erpreſſen. Adieu. Tauſend herzliche Grüße an Minna und Dorchen.

Ewig dein

S.

An Siegfried Lebrecht Cruſius.

Jena, den 8. Oktober 1791.

Endlich nach langer Zeit kann ich wieder die Feder zur Hand nehmen und auf Erfüllung meiner Zuſagen denken. Wie ſchwer ich ſeit neun Monaten krank geweſen, wiſſen Sie ohne Zweifel ſchon längſt, und auch, daß ich mehr als einmal dem Tode nahe war. Dies machte einen Stillſtand in allen meinen Geſchäften, auch für den Dreißigjährigen Krieg, der in dem hiſtoriſchen Kalender 1792 enthalten ſein wird, konnte ich nur die wenigen Bogen geben, welche ſchon vor meiner Krankheit größtenteils ausgearbeitet waren. Sie taten mir unrecht, mein werteſter Freund, wenn Sie glaubten, daß ich Sie einem andern nachgeſetzt und durch Über-

nehmung des historischen Kalenders die niederländische Geschichte zurückgesetzt habe. Ein anderes ist eine Arbeit für Damen und die Modewelt, ein anderes ein Werk für die Nachwelt. Das letztere wird langsam reif, wenn das erstere leicht von der Feder fließt. In keinem Falle würde ich mit Fortsetzung der niederländischen Geschichte so geschwind haben hervortreten können, als Sie und vielleicht auch das Publikum wünschten. Sie werden mir gerne glauben, daß die günstige Aufnahme dieses ersten Teils meinen Eifer für dasselbe nicht vermindert haben werde, aber dieses ist gewiß, daß eben diese gute Aufnahme, die zwanzig andre nachlässiger und vorschneller gemacht haben möchte, mich gerade umgekehrt sorgfältiger und strenger gegen mich selbst gemacht hat. Rechnen Sie mir dieses nicht zum Vorwurf an, denn mancher Verleger, glaube ich, befände sich besser, wenn alle Autoren hierin meine Maxime befolgten.

Weil ich jetzt noch nicht in den Umständen bin, um den Ertrag meiner Schriften gar nicht in Rechnung bringen zu dürfen, so werden Sie es nach Ihrer Billigkeit gewiß auch nicht zum Vorwurf machen, daß ich diese Zeit über Arbeiten übernahm, die mir gerade viermal teurer bezahlt wurden und auch bezahlt werden konnten, als mir die niederländische Geschichte bezahlt wird, ohne mich mehr, ja auch nur so viel Zeit und Mühe zu kosten als diese. Dieser Umstand allein würde mich doch nicht vermocht haben, die niederländische Geschichte zu verzögern, wenn zur Ausarbeitung derselben nicht mehr Muße gehörte, als ich bisher gehabt habe.

Um jedoch einen Teil meiner Verbindlichkeiten gegen Sie abzutragen, wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, zwei Bändchen meiner Vermischten Prosaischen Schriften auf die nächste Ostermesse herausgeben. Der Vorrat hat sich unterdessen sehr vermehrt, so daß es, in kleinem Format und nicht zu enge gedruckt, beinahe zwei Alphabete geben wird. Auch das Bändchen Gedichte würde ich Ihnen auf die nämliche Messe versprechen, wenn ich mich auf meine Gesundheit, die noch immer sehr weit zurück ist, einigermaßen verlassen könnte.

Sie erhalten zugleich binnen sechs bis acht Wochen die Geschichte des Malteserordens, welche ich, da der junge Berling vieles zu flüchtig bearbeitet hatte, reiferen Händen übergab und Ihnen in einer weit bessern Gestalt zuschicken werde. Ich ersuche Sie bei dieser Gelegenheit, sich mit gedachtem Berling ja nicht unmittelbar einzulassen, indem er die Erwartungen sehr schlecht erfüllt, die ich sowohl von seinem Fleiß als von seiner Genauigkeit im Worthalten gefaßt habe. Lassen Sie sich besonders nicht darauf ein, ihm Honorar vorzuschießen, da ich ihm bereits über 100 Taler davon selbst avanciert habe und er also für mehr als die Hälfte des Werks mein Schuldner ist. Von mir erhalten Sie jetzt dieses Werk, und ich kann mich für die Güte desselben verbürgen.

Ich habe die Ehre, mit aller Achtung mich zu nennen Ew. Hochedelgeboren ergebenster Diener.

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 24. Oktober 1791.

Es geht jetzt ziemlich erträglich mit mir; obgleich der Atem nie frei ist und noch immer Krämpfe im Unterleib mich beunruhigen, so bin ich doch zu Beschäftigungen aufgelegt und kann, wenn sie mich stark interessieren, stundenlang meine Umstände darüber vergessen. Ein Beweis davon wird dir nächster Tage vor Augen gelegt werden. Ich schrieb dir schon im Frühjahr, daß ich ein Stück aus dem Virgil in Stanzen übersetzt habe. Es waren 32 Stanzen, und binnen neun Tage, denn so lange ists, daß ich wieder an diese Arbeit kam, habe ich 103 Stanzen noch dazu übersetzt, so daß das ganze zweite Buch in nächster Thalia erscheinen kann. So schwer diese Arbeit scheint und vielleicht manchem auch sein würde, so leicht ging sie mir vonstatten, nachdem ich einmal in Feuer gesetzt war. Es gab Tage, wo ich 13, auch 16 Stanzen fertig machte, ohne längere Zeit, als des Vormittags vier Stunden und ebensoviel des Nachmittags daran zu wenden. Die

Arbeit wird dich freuen, denn sie ist mir gelungen. Für die ersten Stanzen, die ich je gemacht, und für eine Übersetzung, bei der ich oft äußerst geniert war, haben sie eine Leichtigkeit, die ich mir nimmer zugetraut hätte. Ich lasse sie jetzt abschreiben und schicke sie dir noch in Manuskript.

Denke übrigens nicht, daß ich mich überarbeite. Im Gegenteil wirkte diese Beschäftigung sehr glücklich auf meine Gesundheit, und ihr danke ich manche frohe Stunde. Auch war es mir eine sehr tröstliche Erfahrung, daß ich diese 135 Stanzen mit ziemlichem Affekt laut ablesen konnte, ohne merklich dadurch beschwert zu werden, und ohne alle üble Folgen. Jetzt bin ich beschäftigt, den Agamemnon des Äschylus zu übersetzen, teils um den ersten Band meines Griechischen Theaters fertig zu bringen, teils der Thalia wegen, für die ich einige Akte bestimme. Überhaupt und vorzüglich aber strebe ich durch diese Übersetzungen der tragischen Dichter nach dem griechischen Stil, was du auch dagegen magst auf dem Herzen haben.

So ist mirs denn hier ganz leidlich. Ich sehe oft Menschen bei mir und werde es so einrichten, daß ich einige Abende regelmäßig Gesellschaft bei mir haben kann. Zwei Tage in der Woche sind schon durch zwei Privatklubs unter guten Freunden besetzt, nun will ich noch zwei dazu bestimmen. Viel Ausgabe machen diese Butterbrotsgesellschaften nicht; wenn ich das halbe Jahr vier Louisdor mehr daran wende, so kann ich alle Woche zweimal drei auch vier Menschen bitten, und zu meinem Wohlsein ist dies so nötig. Nun fehlt mir bloß Equipage, um jeden Tag spazieren zu fahren, dadurch würde mir sehr viel geholfen sein; aber diesem Wunsche muß ich freilich entsagen.

Für meine Lotte wünschte ich wohl einige leidlichere Frauengesellschaften; denn in diesem Stück sieht es hier sehr traurig aus. Es ist ein Glück, daß sie Liebhabereien hat, mit denen sie sich beschäftigt, wenn ich zu tun habe. Meine Krankheit hat dadurch, daß sie mich ganz außer Tätigkeit setzte, uns so aneinander gewöhnt, daß ich sie nicht gern allein lasse. Auch mir macht es,

wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochrondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter. Meinst du nicht, daß ich von dem jungen Oeser einige Landschaften um denselben Preis, wie du sie bekommen hast, erhalten könnte? Ich möchte gern meiner Lotte etwas zum Kopieren verschaffen, denn sie ist jetzt voll Eifer fürs Zeichnen, und viele geschickte Künstler, auch Goethe, munterten sie auf, weil sie wirklich einiges Talent dazu hat. Einige Kupferstiche von Landschaften und einige Stücke von der Angelica Kaufmann habe ich mir schon verschrieben.

Mein Carlos wird nächster Tage in Weimar gegeben. Ich schrieb dir, glaube ich, schon von Erfurt, daß ich ihn von der weimarschen Gesellschaft dort habe spielen lassen, für welchen Dienst ich das Stück der Gesellschaft überlassen mußte. Nun wollen sie auch die Räuber und den Fiesko, weil ich mir hatte verlauten lassen, daß ich nächstens eine neue verbesserte Auflage davon veranstalten würde. Göschen ist wirklich auch mit dem Carlos rein fertig, und auf Ostern erscheint eine neue Auflage, sowie auch vom Geisterseher. Meine verlorenen Stunden kann ich zu diesen Arbeiten gut verbrauchen. Was mir aber jetzt besonders viel Freude macht, ist die Thalia, für welche Göschen nun äußerlich mehr tun will, und welche nun auch in schönster Ordnung herauskommen soll; zwar nur alle zwei Monate fürs nächste Jahr; aber kann ich mich auf meine Mitarbeiter nur erst verlassen, so soll jeden Monat ein Stück erscheinen. Rehberg in Hannover wird auch mit daran arbeiten, dann rechne ich auf dich, auf Hubern, mitunter auch auf Forstern, auf Erhard und noch einige andere. Erhard kommt nicht nach Dresden, du bist also so gut und schickest die Briefe weiter an Herbert in Klagenfurt.

Minna und das Kleine sind wohlauf, wie ich hoffe. Wenn wir aufs Frühjahr nach Dresden kommen, so finden wirs schon weit avanciert, und auch das andere werd ich gar nicht mehr kennen. Jetzt lebe wohl. Für den Oxenstierna danke ich dir herzlich; gelesen habe ich ihn zwar noch nicht, aber es freut mich schon, daß er da ist. Tausend herzliche Grüße von uns beiden an die gute Minna und Dorchen. Was gäb ich dir dafür, wenn du, ehe du selbst mit der Minna kommen kannst, uns Dorchen auf vier Wochen lassen könntest. Meine Frau wüßte sich nicht zu haben vor Freude. Adieu. Dein S.

An Georg Göschen.

Jena, den 3. November 1791.

Soeben, liebster Freund, erhalte ich von unserm Erhard Ihren Brief nebst Büchern und den 300 Talern, wofür ich Ihnen aufs verbindlichste danke. Aber mit diesem Gelde ist entweder von Ihrer oder meiner Seite ein Versehen vorgegangen, welches Sie aus meinem von Erfurt aus geschriebenen Brief, falls Sie ihn noch haben, ersehen werden. Ich bat Sie nämlich, mir 500 Reichstaler zu schicken, weil ich, nach gemachtem Kalkul, gerade so viel nötig hatte, um mich einigermaßen zu rangieren. Sollte ich wirklich, welches mir doch kaum wahrscheinlich ist, mir nur 300 in allem von Ihnen ausgebeten haben, so hätte ich mich gar übel berechnet, und ich müßte Sie sehr bitten, mir die übrigen 200 Taler ja, wenn auch erst auf Weihnachten nachzusenden, da ich darauf so sicher, als auf mein Eigentum, gerechnet habe. Schrieb ich Ihnen aber vielleicht schon damals, daß ich nur 300 Taler für jetzt und 200 auf Neujahr ausbitte, so ist alles in Ordnung und ich kann bis dahin warten. Ich habe gerade jetzt nicht Zeit genug, Ihren eigenen Brief von dem September nachzusehen, worin Sie die Summe wiederholen, um die ich bat und die Sie schicken wollten. Finde ich ihn aber, so wird es sich entscheiden. Jetzt

erſuche ich Sie nur, mir baldmöglichſt wegen dieſes Geldes ein paar Zeilen zu ſchreiben, denn dieſer Artikel beunruhigt mich.

Erſt ſeit einer Stunde habe ich Ihren Brief erhalten, und ſogleich geht die Poſt. Ich kann Ihnen alſo heute das übrige Ihres Briefes nicht beantworten, aber Montags wirds geſchehen. Seien Sie doch ſo gut und ſchicken mir mit erſter Poſt den achten Heft der Thalia und drei Exemplare von dem zwölften. Letzteres braucht beſonders Erhard ſehr nötig. Leben Sie wohl. Ewig der Ihrige

Schiller.

An Chriſtoph Gottlieb v. Murr.

Jena, den 6. November 1791.

Hochwohlgeborner
Hochzuverehrender Herr.

Für die gütige Mitteilung des Katalogen bin ich Ihnen ſehr verbunden. Da ich aber den größten Teil der unter den Wallenſteinianis enthaltenen Schriften ſchon beſitze, und einzelne wenige Pièces ſchwerlich von der Sammlung getrennt und einzeln verkauft werden, ſo kann ich von Ihrem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Für wenige Schriften, die ich unter dieſer Sammlung zu meinem Gebrauch finde, und in den ſächſiſchen Bibliotheken nicht erhalten kann, iſt die Summe von 175 Gulden mir zu groß. Außerdem fehlt der Sammlung noch gar viel zur Vollſtändigkeit, indem unter andern Khevenhüller, als eine der wichtigſten Quellen zu Wallenſteins Geſchichte, und noch viele andere nicht darunter begriffen ſind. Ich habe die Ehre, mit vorzüglicher Hochachtung zu verharren

Ew. Hochwohlgeboren
gehorſamſter Diener
Fr. Schiller.

An Georg Göschen.

Jena, den 7. November 1791.

Hier, mein teurer Freund, die Stanzen nebst noch einem kleinen Aufsatz. Das erste Stück der Thalia enthält nichts, was die Leipziger Zensur zu fürchten hat, aber schon das zweite, und in der Folge dürfte der Fall sehr oft vorkommen. Ich bin also sehr dafür, daß die Kontinuation hier gedruckt wird, da doch soviele andere Zwecke dabei zugleich erreicht werden.

Daß Sie lateinische Schrift nehmen, freut mich recht, und ich denke, es wird sich der Mühe schon verlohnen.

Was werden Sie mit dem Umschlag machen?

Eine geschmackvolle Einfassung auf buntem Papier wäre freilich schön, aber ich fürchte, Sie läuft Ihnen zu sehr ins Geld, da die Menge der Hefte es nötig machen würde, sie oft aufstechen zu lassen. Den Umschlag selbst wollen wir so wenig als möglich überladen, wenigstens die Seite, worauf der Titel steht. Bloß den Titel: Thalia, dann den Jahrgang, meinen Namen und die Zahl des Hefts. Kein Verzeichnis des Inhalts oder wenigstens nur auf die eine Seite. Über die Bogenzahl schreiben wir uns keine strengen Gesetze vor; doch am Anfang müssen die Stücke reichhaltig werden, dies macht zuweilen einige Bogen über die gewöhnliche Zahl nötig.

Ob ich das nächste Jahr durch keinen Überrest der Krankheit werde verhindert werden, den Dreißigjährigen Krieg ganz zu endigen, dies, liebster Freund, kann ich jetzt freilich noch nicht wissen, aber mein völliger Ernst, mein fester Entschluß ists, mit der dritten Lieferung auch den Krieg zu beschließen. Luthern und die Reformation in dem nämlichen Jahr zu liefern, setzt eine vollkommene Gesundheit voraus. Habe ich diese gegen Ende Februars, so will ich Ihnen alsdann gewiß versprechen, daß auf den November 1792 beides fertig ist. Jetzt aber wäre dieses Versprechen zu unsicher; desto gewisser aber engagiere ich mich, auf

das Jahr 1793 die Reformation zu liefern. Dies ist alles, was ich über diesen Punkt vor der Hand bestimmen kann. Adieu, lieber Freund. Die verlangten Stücke der Thalia, das achte und drei Stücke vom zwölften, bitte ich ja nicht zu vergessen.

Ewig Ihr Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 19. November 1791.

Nur ein paar Zeilen kann ich diesen Stanzen mitgeben. Mit meiner Gesundheit ists noch beim alten; im Kopf und übrigen Funktionen gehts gut, nur mit dem Atem und mit dem Unterleib wills noch gar nicht fort. Die Arbeit macht mich vieles vergessen. Heute habe ich das vierte Buch der Äneide auch geendigt und kann dirs die nächste Woche schicken. Möchten euch die Stanzen eine vergnügte Stunde machen. Deinen Oxenstirn habe ich noch nicht, erwart ihn aber täglich. Tausend Grüße von mir und Lottchen an euch alle. Dein S.

An Funk schicke ich auf den
nächsten Montag Exemplar und Geld.

An Gottfried Körner.

Jena, den 28. November 1791.

Es freut mich sehr, zu hören, daß du an den Stanzen Geschmack gefunden hast, und auf deine ausführlichere Kritik freue ich mich noch mehr. Etwa dreißig ausgenommen, sind die meisten im Flug hingeworfen, daher kommt vielleicht die Ungleichheit des Tons, wozu Virgil mich oft verführt haben mag. Aber die Eilfertigkeit selbst, mit der ich sie hinwarf, gibt mir großes Vertrauen zu mir selbst, denn sie beweist, daß Leichtigkeit bei mir jetzt nicht sowohl mehr das Werk der Mühe, sondern Fertigkeit ist. Dein Gedanke nach Durchlesung der Stanzen war ganz auch der mei-

nige: daß ich ein epiſches Gedicht machen ſollte. Und gewiß, erhalte ich meine Geſundheit wieder und kann zu meinem Leben Vertrauen faſſen, ſo unternehme ich es gewiß. Von den Requiſiten, die den epiſchen Dichter machen, glaube ich alle, eine einzige ausgenommen, zu beſitzen: Darſtellung, Schwung, Fülle, philoſophiſchen Geiſt und Anordnung. Nur die Kenntniſſe fehlen mir, die ein homeriſierender Dichter notwendig brauchte, ein lebendiges Ganze ſeiner Zeit zu umfaſſen und darzuſtellen, der allgemeine, über alles ſich verbreitende Blick des Beobachters. Der epiſche Dichter reicht mit der Welt, die er in ſich hat, nicht aus, er muß in keinem gemeinen Grad mit der Welt außer ihm bekannt und bewandert ſein. Dies iſt, was mir fehlt, aber auch alles, wie ich glaube. Freilich würde ein mehr entlegenes Zeitalter mir dieſen Mangel bedecken helfen, aber auch das Intereſſe des gewählten Stoffes notwendig ſchwächen.

Könnt ich es mit dem übrigen vereinigen, ſo würde ein nationeller Gegenſtand doch den Vorzug erhalten. Kein Schriftſteller, ſo ſehr er auch an Geſinnung Weltbürger ſein mag, wird in der Vorſtellungsart ſeinem Vaterland entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn ſtempelt, ſo wäre dieſe allein genug, ihn in eine gewiſſe Form einzuſchränken und ſeinem Produkt eine nationelle Eigentümlichkeit zu geben. Wählte er aber nun einen auswärtigen Gegenſtand, ſo würde der Stoff mit der Darſtellung immer in einem gewiſſen Widerſpruche ſtehen, da im Gegenteil bei einem vaterländiſchen Stoffe Inhalt und Form ſchon in einer natürlichen Verwandtſchaft ſtehen. Das Intereſſe der Nation an einem nationellen Heldengedichte würde dann doch immer auch in Betrachtung kommen und die Leichtigkeit, dem Gegenſtand durch das Lokale mehr Wahrheit und Leben zu geben. Friedrich der Zweite iſt kein Stoff für mich, und zwar aus einem Grunde, den du vielleicht nicht für wichtig genug hältſt. Ich kann dieſen Charakter nicht liebgewinnen, er begeiſtert mich nicht genug, die Rieſenarbeit der Idealiſierung an ihm vorzunehmen.

Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellen und politischen auch am meisten gattet, und wo ich mich meiner Lieblingsideen am leichtesten entledigen kann, steht Gustav Adolf obenan. Gerade das, was du mir vorschlägst, bestimmt mich für diesen Stoff. Ganz gewiß wäre eine solche Menschheitsgeschichte der würdigste Gegenstand für den epischen Dichter, wenn sie irgend ein Stoff für einen Dichter sein könnte. Aber da liegt eben die Schwürigkeit. Ein philosophischer Gegenstand ist schlechterdings für die Poesie verwerflich, vollends für die, welche ihren Zweck durch Handlung erreichen soll. Ich habe jetzt keine Zeit, dir eine weitläufige Deduktion von diesem Satz zu machen, aber ich halte ihn für unwidersprechlich. Hingegen wenn sich ein historischer handlungsreicher Stoff findet, mit dem man diese philosophischen Ideen nicht nur in eine natürliche, sondern notwendige Verbindung bringen kann, so kann daraus etwas Vortreffliches werden. Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem Dreißigjährigen Krieg unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ganz und ungezwungen und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre.

Ich will aber darum noch nicht sagen, daß ich für Gustav Adolph entschieden bin, aber noch weiß ich keinen Stoff, bei welchen sich so viele Erfordernisse zum Heldengedichte vereinigen. Es ist aber möglich, daß mir das vierte Jahrhundert oder das fünfte einen noch interessanteren darbietet. Laß uns übrigens noch öfters von dieser Materie handeln; mein Herz und meine Phantasie bedürfen es jetzt sehr, sich mit Innigkeit und Feuer an einen Stoff anzuschließen, der mir ein geistiges Interesse gibt. Lebewohl. Herzlich grüßen wir dich und die beiden. Mach es doch möglich, daß wir Dorchen noch vor Einbruch des Winters hier sehen. Mich verlangt sehnlich nach einem von euch. Dein S.

An Georg Göschen.

Jena, den 28. November 1791.

Mir deucht, liebster Freund, daß wir aus den ersten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges noch fünf oder sechs Situationen für Kupferstiche nachholen können, da eine noch so reiche Nachlese übriggeblieben ist. Mansfeld gibt noch Stoff zu einem hübschen Stück, so auch Christian von Braunschweig. Jener in der Aktion bei Fleurus gegen die Spanier oder an der ungarischen Grenze, wo er seine Truppen entläßt. Siehe Kalender 242. Christian wie er bei Höchst den Main passiert, siehe 217. Wallensteins Verschwörung verdient noch ein Kupfer, besonders da ich sie erst noch bei der dritten Lieferung zu schildern habe. Der Künstler soll den Moment wählen, wo die Offiziere aufgefodert werden, das rebellische Papier zu unterschreiben. Wallensteins Ermordung, wenn sie edel vorgestellt wird, und einen Moment vorher, ehe man ihm wirklich die Hellebarde in den Leib rennt, verdient ein eigenes Kupfer. In der Kupfererklärung bezieht man sich dann auf das Surporte-Stück in Eger, das wir gesehen haben.

Bethlen Gabor aus Siebenbürgen sollte billig auch sein Kupfer haben. Die Sachsen vor Prag geben gleichfalls ein hübsches Blatt. Ein vortreffliches Blatt gibt Ferdinand der Zweite noch als Erzherzog, wie er in Wien belagert wird, wie die Kugeln in sein Zimmer fliegen und ihn ein Rebell beim Wams faßt „wirst du unterschreiben?" Seite 152. Gustavs Übergang über den Lech, den ich mit Interesse beschreiben werde, muß auch ein Kupfer haben. Sein Aufenthalt in München gäbe gleichfalls eine gute Situation. Vorzüglich aber empfehle ich ihnen diejenige Situation, wo Ferdinand der Dritte in der Egerschen Gegend im Lager von zwei schwedischen Reitern beinahe gefangen wird. Diese zwei Reiter drangen in aller Frühe bis an sein Zelt, stiegen ab, töteten den Leibtrabanten und wollten eben jetzt in des Kaisers Schlafgemach dringen. Er war noch im Schlafrock und kaum aufgestanden. In dem ent-

ſcheidenden Augenblicke aber wird einer von den Schweden erſtochen, der andre gefangen.

Dann, denke ich, ſollten wir auch einmal den Verſammlungsſaal der Geſandten zu Münſter oder Osnabrück vorſtellen und zwar in einem intereſſanten Moment, etwa bei Abſchließung des Friedens, und nähmen es dann zum letzten Blatt. Zu Porträts will ich nächſtens noch einige ausfindig machen, auch eine Idee zum Titelkupfer ausdenken.

Seien Sie ganz unbeſorgt, lieber Freund. Mit Anfang des Jenners nehme ich den Dreißigjährigen Krieg vor und trenne mich nicht mehr davon, bis er fertig iſt. Unterdeſſen habe ich für die Thalia vorausgearbeitet und ſchon gegen ſieben Bogen an neuen Aufſätzen liegen. Mit Ende Mais bin ich, wenn meine Geſundheit nur ſo erträglich bleibt wie jetzt, gewiß mit dem Kalender fertig, und dann iſts ja noch eben recht, um ſich über die Reformation zu entſcheiden.

Von der neuen Thalia habe ich noch keinen Probebogen erblickt und warte begierig darauf. Ein wahrer Troſt iſt mirs, daß ich ſie von der Zenſur frei weiß und die Korrektur zu Geſicht bekomme. Daß ſie ſich dazu verſtehen wollen, Niethammer die acht Louisdors halbjährig zu geben, dafür danke ich Ihnen ſehr. Sie werden den Nutzen gewiß finden, wenn ein Mann von Ordnung und Fleiß ſich der Thalia annimmt.

Für den Karlos wüßte ich kein beſſer Kupfer, als entweder die Verhaftnehmung des Karlos durch den Marquis oder die ganze Gruppe des Königs, der Granden und des Prinzen am Leichnam des Marquis.

Vom Geiſterſeher hat der Erbprinz von Schwarzburg neuerdings ein großes Blatt gezeichnet, welches nach allgemeinem Urteil verdient, geſtochen zu werden. Er erlaubt es, und wenn Sie es wollen, ſo ſchicke ichs Ihnen zu. Er erſpart Ihnen eine Zeichnung.

Meine Frau bittet Sie, den Einſchluß an Mariannen zu beſorgen. Die Sakontala wird uns eine ſehr angenehme Lektüre

ſein, wenn Sie ſie ſchicken wollen. Dann bitte ich Sie, mir mit eheſter Gelegenheit den Idris von Wieland, Homes Kritik, von Schatz neu überſetzt, und Kants praktiſche Vernunft zu überſenden.

Nun adieu, lieber Freund. Laſſen Sie mich bald einen Kalender ſehen. Ewig der Ihrige S.

An Gottfried Körner.

Jena, 13. Dezember 1791.

Ich muß dir unverzüglich ſchreiben, ich muß dir meine Freude mitteilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich ſchon, ſolange ich lebe, aufs feurigſte geſehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längſt gewünſchte Unabhängigkeit des Geiſtes. Heute erhalte ich Briefe aus Kopenhagen vom Prinzen von Auguſtenburg und vom Grafen von Schimmelmann, die mir auf drei Jahre jährlich tauſend Taler zum Geſchenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben, wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Aber die Delikateſſe und Feinheit, mit der der Prinz mir dieſes Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten ſelbſt. Ich werde dir die Briefe in acht oder zehn Tagen ſchicken. Sie wünſchen zwar, daß ich in Kopenhagen leben möchte, und der Prinz ſchreibt, daß, wenn ich dann angeſtellt ſein wollte, man dazu Rat ſchaffen würde, — aber dies geht ſobald nicht, da meine Verbindlichkeit gegen den Herzog von Weimar noch zu neu iſt, und noch vieler anderen Urſachen wegen. Aber hinreiſen werde ich doch, wenn es auch erſt in einem oder zwei Jahren geſchieht.

Wie mir jetzt zumute iſt, kannſt du denken. Ich habe die nahe Ausſicht, mich ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungsſorgen, ganz den Entwürfen meines Geiſtes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu ſammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten. Binnen drei Jahren kann ich dann entweder in Dänemark eine Verſorgung finden,

oder es fällt mit Mainz etwas vor — und dann bin ich auf zeitlebens gedeckt.

Aber was detailliere ich dir dieses alles? Sage dir selbst, wie glücklich mein Schicksal ist. Ich kann dir für heute nichts mehr sagen. — Deinen Brief, den ich heute erhielt, beantworte ich das nächstemal. Tausend Grüße an Minna und Dorchen von mir und meiner Lotte

Ewig Dein S.

An Georg Göschen.

Jena, den 16. Dezember 1791.

Die 200 Taler habe richtig erhalten, lieber Freund, wofür ich Ihnen bestens danke. Auch die Bücher sind angekommen. Nun muß ich Sie noch bitten, mir den Chemnitz vom Dreißigjährigen Krieg, die Memoires von Archenholz und den Soldat Suedois, deutsch, französisch oder latein, in Leipzig aufsuchen zu lassen. Kann ich diese Bücher geliehen erhalten, desto besser, sonst will ich sie auf Rechnung behalten. Gleich in acht Tagen gehe ich mit Leib und Seele an die Fortsetzung und höre nimmer auf, bis ich schreiben kann: Ende. Mit dem Titelkupfer eilen Sie nicht. Goethe erfindet vielleicht eins, wie er es zu dem ersten Band meiner Memoires getan hat. In zehn oder vierzehn Tagen schreibe ich Ihnen mehr darüber. Überhaupt finden sich wohl noch einige interessante Sujets zu Kupfern, und da die Künstler doch nicht alle zwölf auf einmal erfinden können, so haben wir ja doch noch einige Wochen Frist.

Die Thalia habe ich jetzt gesehen, Papier sowohl als Schriftform sind sehr schön, nur mit dem Setzer bin ich nicht zufrieden. Die Zeilen fallen abscheulich krumm ins Auge, und ob ich gleich jede Strophe, die nur etwas krumm ist, unterstreiche und bei jeder Korrektur Vorstellungen mache, so wird in diesem Stück nichts geändert. Mischen Sie sich also selbst darein, wenn Sie der Sache

abgeholfen wünschen. Auch geht es erschrecklich langsam. Zwischen zwei Korrekturen verlaufen immer vier auch fünf Tage, und doch ist so wenig Text auf einer Seite. Sie werden sagen, daß ich ungeduldig bin, und daß man mirs nicht recht machen könne. Aber es ist mir diesmal um das Buch selbst und um das Geld, das es Ihnen kostet.

Adieu für heute, lieber Freund. Von Herzen wünsche ich Ihnen vergnügte Feiertage und ein wenig Luft von Ihren vielen Geschäften.

Ganz der Ihrige Schiller.

An Siegfried Lebrecht Crusius.

Jena, den 16. Dezember 1791.

Sogleich mit Anfang des neuen Jahres sollen Sie mit dem Druck der Vermischten Schriften anfangen können, indessen bitte ich Sie, mir zu schreiben, welches Format und welche Schrift Sie dazu nehmen, oder ob Sie die Wahl mir überlassen wollen? Ein großer Gefalle geschähe mir und wäre auch für das Buch sehr vorteilhaft, wenn Sie es könnten hier bei Göpfert drucken lassen, daß ich die Revision davon bekäme. Schreiben Sie mir bald Ihre Entschließung darüber.

Zugleich frage ich bei Ihnen an, ob Sie die Geschichte der Malteser von Vertot, wozu Sie mir doch keine große Lust zu haben scheinen, lieber ganz abgeben und an einen andern Verleger, der mich darum ersucht, überlassen wollen?

Von Gibbons verdeutschter Geschichte fehlen mir noch die Teile, welche in den zwei letzten Messen erschienen sind, ich bitte Sie daher, mir solche nebst der Kritik der reinen Vernunft von Kant, Garves vermischten Schriften und dem Heynischen Virgil (nach der neuesten Edition) mit nächster fahrender Post zu übersenden. Auch wünschte ich den englischen Ossian und einen italienischen

Taſſo mit derſelben Poſt, womöglich ſchön gebunden, doch wenn das nicht angeht, auch nur roh, zu erhalten.

Der ich mit Hochachtung zu verharren die Ehre habe Ihr ergebener Diener Schiller.

An Jens Baggeſen.

Jena, den 16. Dezember 1791.

Wie werd ich es anfangen, mein teurer und hochgeſchätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beſchreiben, die ſeit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden ſind? So überraſcht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin, erwarten Sie nicht viel Zuſammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieſes wird von einem ſo kranken Kopf, als der meinige noch immer iſt, nur ſchlecht unterſtützt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Anteil, den es an dem Schickſale meines Geiſtes nimmt, nicht ſchöner belohnen, als wenn ich das ſtolze Vergnügen, das Ihnen die edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an ſich ſelbſt ſchon gewähren muß, durch die fröhliche Überzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der ſüßeſten Freude erhöhe.

Ja, mein teurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von H. und des Grafen S. mit dankbarem Herzen an — nicht, weil die ſchöne Art, womit es getan wird, alle Nebenrückſichten bei mir überwindet, ſondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rückſicht erhaben iſt, es mir gebietet. Dasjenige zu leiſten und zu ſein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leiſten und ſein kann, iſt mir die höchſte und unerläßlichſte aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies ſchlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unſichre Zukunft macht mir beßre Hoffnungen. Der großmütige Beiſtand Ihrer erhabenen Freunde ſetzt mich auf einmal in die

Lage, so viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich von freien Stücken entschließt, dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übriggelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich und läßt mich die Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine sittlich schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Wert nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zwecks verfehlte, bleibt sie, was sie war. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das notwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall ist, werd ich und muß ich Ihnen sagen.

Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anders als schriftstellerische Wirksamkeit zu existieren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Notwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen

Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hält, aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahndeten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße teilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit, bloß allein dem Studieren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die notwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehen Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüten des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Wert zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen

den Kampf mit dem Schicksal zu wiederholen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, teurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst; ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmütige Antrag des Prinzen und des Grafen S. auf mich gehabt hat. Ich sehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisieren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichen Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlorene Gesundheit vielleicht wiedergewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt, es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Los mir nicht verstattet, auf ihre Art wohltätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist — und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich in mir zu einer schönen Blüte für die Menschheit entfalten!

Ich komme auf die zweite Hälfte Ihres Wunsches — teurer vortrefflicher Freund, warum kann ich diese nicht ebenso schnell erfüllen als die erste? Unter der Unmöglichkeit, die Reise zu Ihnen, sobald als Sie wünschen, auszuführen, kann gewiß niemand mehr leiden als ich selbst. Urteilen Sie aus dem Bedürfnis meines Herzens nach einer schönen veredelten Humanität, das hier so wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis solcher Menschen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten — wenn es hier nur auf meinen Entschluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch so ganz unentschiedene Gesundheit mich

nicht einmal entfernt den Zeitpunkt bestimmen läßt, wo ich eine so wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrscheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbads werde wiederholen müssen, so stehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an dessen Willen es wenigstens nicht liegt, daß ich nicht einer bessern Muße genieße, in Verhältnissen, die mir auflegen, mich wenigstens noch ein Jahr als ein tätiges Mitglied der Akademie zu bezeugen, so gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches sein kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunsch nicht entgegen sein, die Universität auf einige Zeit zu verlassen. Bin ich erst bei Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das Weitere sorgen.

Bis dahin, teurer Freund, lassen Sie uns einander so nahe sein, als das Schicksal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten und meinen halberstorbenen Geist an Ihrem frischen feurigen Genius zu wärmen, wird stets ein Bedürfnis meines Herzens sein. Nie, solang ich bin, vergesse ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienst, den Sie mir, wiewohl ohne diese Absicht, bei meinem Wiedereintritt ins Leben geleistet haben. Kaum fing ich an, mich wieder in etwas zu erholen, so erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck, und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren frische nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum Erstandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beschreiben, was Sie mir waren — und jenen Vorgang selbst! Er war für den Abgeschiedenen bestimmt, und der Lebende wird sich nie mehr erlauben, ihn zu berühren.

Verzeihen Sie diesen langen Brief, mein vortrefflicher Freund, der leider noch dazu fast nur von mir selbst handelt. Aber zu Eröffnung unserer Korrespondenz mag es hingehen, damit Sie mit einem Mal mit mir bekannt werden und das Ich dann auf immer abgetan sei! Verzeihen Sie auch, daß ich, ganz ohne alle Präliminarien, von allen Rechten der Freundschaft gegen Sie Besitz nehme, die ich erst durch eine Reihe von Proben verdienen lernen

sollte. In einer Welt, wie diejenige ist, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andre Gesetze als die Vorschriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer teuren Sophie sagen Sie von meiner Lotte und mir alles Herzliche, und daß sie sich bereit halten möge, eine Korrespondentin gütig anzuhören, die sich ihr nächstens darstellen wird. Wie zwei glänzende Erscheinungen schwebten Sie beide, schnell doch unvergeßlich an uns vorüber. Die Gestalten sind lang verschwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick.

Ewig der Ihrige Schiller.

An den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg und den Grafen Ernst von Schimmelmann.

Jena, 19. Dezember 1791.

Erlauben Sie, Verehrungswürdigste, daß ich zwei edle Namen in einen, und zwar in denjenigen zusammenfasse, unter welchem Sie sich selbst in Rücksicht meiner vereinigt haben. Der Anlaß, bei welchem ich mir diese Freiheit nehme, ist an sich selbst schon eine so überraschende Ausnahme von allem Gewöhnlichen, daß ich das reine idealische Verhältnis, worein Sie zu mir getreten sind, durch jede Rücksicht auf zufällige Unterschiede herabzuwürdigen fürchten müßte.

Zu einer Zeit, wo die Überreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwei schützende Genien, die Hand aus den Wolken. Das großmütige Anerbieten, das Sie mir tun, erfüllt, ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art, mit der Sie es tun, befreit mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwert zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme. Erröten müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll.

Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können. Ihr Zweck dabei ist, das Gute zu befördern; könnte ich über etwas Beschämung fühlen, so wäre es darüber, daß Sie sich in dem Werkzeug dazu geirrt hätten. Aber der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube, es anzunehmen, rechtfertigt mich vor mir selbst und läßt mich, selbst in den Fesseln der höchsten Verpflichtung, mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erscheinen. Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege. Ich weiß, meine Verehrtesten, daß nur die Überzeugung, von mir verstanden zu sein, Ihre Zufriedenheit vollendet; darum und darum allein erlaubte ich mir, dies zu sagen.

Aber der nahe Anteil, den ein allzuparteiisches Wohlwollen für mich an Ihrer großmütigen Entschließung hat, der Vorzug, den Sie vor so vielen andern mir erteilen, mich als das Werkzeug Ihrer schönen Absicht zu denken, die Güte, mit der Sie zu den kleinen Bedürfnissen eines Ihnen so fremden Weltbürgers herabsteigen, legen mir gegen Sie die persönlichsten Pflichten auf und mischen in meine Ehrfurcht und Bewunderung die Gefühle der innigsten Liebe. Wie stolz machen Sie mich, daß Sie meiner in einem Bunde gedenken, den der edelste aller Zwecke heiligt, den der Enthusiasmus fürs Gute, fürs Große und Schöne geknüpft hat. Aber wie weit ist die Begeisterung, welche in Taten sich äußert, über diejenige erhaben, die sich darauf einschränken muß, zu Taten geweckt zu haben. Wahrheit und Tugend mit der siegenden Kraft auszurüsten, wodurch sie Herzen sich unterwürfig machen, ist alles, was der Philosoph und der darstellende Künstler vermögen — wieviel anders ists, die Ideale von beiden in einem schönen Leben zu realisieren. Ich muß Ihnen hier mit den Worten des Fiesko antworten, womit er den Stolz eines Künstlers abfertigt: „Sie haben getan, was ich nur malen konnte!“ —

Aber, wenn ich es auch vergessen könnte, daß ich selbst der Gegenstand Ihrer Güte bin, daß ich Ihnen die schöne Aussicht

zur Vollendung meiner Entwürfe verdanke, so würde dennoch in mir eine Verbindlichkeit von sehr hoher Art gegen Sie übrig bleiben. Eine Erscheinung, wie Sie mir waren, richtet den Glauben an reine und edle Menschheit wieder auf, den so zahlreiche Beispiele vom Gegenteil in der wirklichen Welt niederschlagen. Unaussprechliche Wollust ist es für den Maler der Menschheit, im wirklichen Leben auf Züge desjenigen Bildes zu treffen, das sich in seinem Innern verklären und seinen Schilderungen zugrunde liegen muß. Aber ich fühle, wieviel ich durch Übernehmung der großen Verbindlichkeit verliere, die Sie mir auferlegen. Ich verliere durch sie die süße Freiheit, meiner Bewunderung Sprache zu geben und eine so uneigennützig schöne Handlungsart mit gleich uneigennützigem Gefühl zu verherrlichen.

Die Möglichkeit, Ihnen denjenigen in Person darzustellen, den Sie sich so tief verpflichtet haben, wird das Werk Ihrer großmütigen Unterstützung sein. Durch diese werde ich mich in den Stand gesetzt sehen, meine Gesundheit allmählich wieder zu gewinnen und die Beschwerden einer Reise, den Wechsel der Lebensart und des Klimas zu ertragen. Gegenwärtig bin ich noch immer den Rückfällen in eine Krankheit ausgesetzt, die mir den Genuß der reinsten Lebensfreuden schmälert und nur sehr langsam, wie sie kam, wird zu heben sein. Unter den vielen Entbehrungen, wozu sie mich verurteilt, ist diese keine der geringsten, daß sie die glückliche Zeit verzögert, wo mich der lebendige Anblick und Umgang mit tausend unzerreißbaren Banden an zwei Herzen fesseln wird, die mich jetzt noch aus unsichtbarer Ferne, wie die Gottheit, beglücken und, wie diese, meinem Dank unerreichbar sind. In dieser schönen Zukunft zu leben und mit seinen Wünschen und Träumen diesem Zeitpunkt voranzueilen, wird bis dahin die liebste Beschäftigung sein

Ihres tief verpflichteten und
ewig dankbaren
Friedrich Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 1. Januar 1792.

Mein herzlicher Wunsch in diesem neuen Jahr für dich und für mich ist der, daß dasjenige sterben möge, was nicht leben soll. So würde uns beiden am besten geholfen sein. Deine Geständnisse über die Juristerei machten diesen Wunsch aufs neu in mir lebendig, wie schön, wenn wir beide, gleich unabhängig, unsre Neigung in Gemeinschaft befriedigen und, in einer frohen bürgerlichen und häuslichen Existenz vereinigt, unsern Idealen leben könnten. Einen großen Schritt hat das Schicksal in Rücksicht meiner dazu getan, und vielleicht bringt dieses oder das nächste Jahr die noch übrigen nach. Ich beginne das neue Jahr mit den besten Hoffnungen. Bin ich auch noch nicht gesund, so hat mein Kopf doch seine ganze Freiheit, und an meiner Tätigkeit werde ich durch meine Krankheit wenig gehindert. Indes werde ich jetzt noch einen entscheidenden Schritt zu meiner Wiederherstellung tun, da meine ökonomischen Umstände es zulassen, und die Rücksicht auf meine Gesundheit vorjetzt die dringendste ist. Wir haben ausgemacht, wenigstens für dieses Jahr eigne Pferde zu halten, daß ich alle Tage in der Regel zwei Stunden ausfahren kann. Da ich ohnehin in diesem Jahr drei Reisen, zu dir, ins Karlsbad, wie es wahrscheinlich ist, und auf den Herbst ins Reich zu meiner Familie vor mir habe, welche mich gegen 30 Louisdors bloß an Fuhrwerk kosten dürften, so habe ich den Vorteil jeden Tag auszufahren und sowohl nach Rudolstadt als Weimar nach Gefallen Exkursionen zu machen fast umsonst.

Futter für zwei Pferde, Lohn des Kutschers und Reparatur kommen mir hier auf 200 Reichstaler zu stehen, welches etwa 50 Taler über die Summe ausmacht, die mich das Fahren in diesem Jahr ohnehin kosten würde, und an diesen 50 Talern wird mir meine Schwiegermutter für sich und meine Schwägerin den größten Teil erstatten, da sie sich meiner Pferde dann auch

bedienen kann. Also ist nichts übrig als die Unkosten des Einkaufs, welche mir freilich Pferd, Geschirr und Wagen zusammengerechnet auf 50 Louisdors können zu stehen kommen. Indes muß ich denken, daß ich für meine und auch meiner Lotte Gesundheit nichts Zweckmäßigeres tun kann, und daß die erste Absicht des Prinzen bei seinem Anerbieten darauf gerichtet war, mir zu meiner Gesundheit zu verhelfen.

An den Herzog von Weimar habe ich vor acht Tagen schon die Nachricht von dieser Schenkung geschrieben, aber vermutlich kam ich damit zu spät, da, wie ich selbst las, schon ein allzeit fertiger Freund sich gefunden hat, die ganze Nachricht in die Frankfurter Zeitung zu setzen. Ich wollte gern 100 Taler verlieren, wenn das nicht geschehen wäre, da Schimmelmann in einem besondern Billett an Baggesen, das dieser mir schickte, gegen Nennung seines Namens auf das ernstlichste protestiert hat. Ich will dir Baggesens und Schimmelmanns Briefe schicken, den Brief vom Prinzen hat dermalen noch der Herzog von Weimar. Hast du vielleicht Hubern davon Nachricht gegeben, und die Zeitung hat es von diesem erfahren? Schreib mir mit nächster Post, ob es an dem ist, denn sonst wende ich alles an, dieser Zeitungsnachricht auf die Spur zu kommen.

Ich treibe jetzt mit großem Eifer Kantische Philosophie und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit dir darüber verplaudern könnte. Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte. Übrigens habe ich mir schon sehr vieles daraus genommen und in mein Eigentum verwandelt. Nur möchte ich zu gleicher Zeit gerne Locke, Hume und Leibniz studieren. Weißt du mir von Locke keine brauchbare Übersetzung? Die von einem gewissen Titel taugt gar nichts. Herrlich wäre es, wenn du dich an solch eine Arbeit machen wolltest. Ich halte sie für ebenso interessant als verdienstlich und würde, wenn ich Englisch genug verstände, sie selbst unternehmen.

An den Dreißigjährigen Krieg gehe ich nächstens wieder. Je früher ich anfange, desto ruhiger kann ich diese Arbeit fortsetzen. Meine häusliche Existenz hat jetzt sehr viel Abwechslung, und diese macht mich frisch zur Arbeit. Ich habe die Einrichtung getroffen, daß ich mittags und abends mit fünf guten Freunden, meist jungen Magistern, zusammen speise, die bei meinen Hausjungfern mit mir in die Kost gehen. So habe ich, ohne mit der Besorgung beschwert zu sein, täglich einen gesellschaftlichen Tisch, und da es zum Teil Kantianer sind, so versiegt die Materie zur Unterhaltung nie. Nach Tische wird zuweilen gespielt, ein Behelf, der mir seit meiner Krankheit fast notwendig worden ist. Habe ich nun vollends Wagen und Pferde, so fehlt mir nichts zu einer angenehmen Existenz, und ich denke, daß eine tägliche zwei Stunden lange Erschütterung meinen Unterleib in zwei Monaten weiter bringen soll, als die Apotheke in zwei Jahren. Sobald ich Pferde und Wagen habe, wird Dorchen abgeholt; ich habe einmal dein und hoffentlich auch ihr Wort. Grüße beide herzlich von mir und meiner Lotte, die sich dir bestens empfiehlt.

Dein Sch.

An Jens Baggesen.

Jena, den 9. Jänner 1792.

Ich rechne darauf, mein teurer Freund, daß Sie meine zwei Briefe nunmehr werden erhalten haben, und bediene mich, wie Sie sehen, schon in vollem Maße der Freiheit, welche ich mir darin erbat, unsern Briefwechsel fortzusetzen. Diesmal aber entschuldigt mich die Notwendigkeit, Ihnen ungesäumt von einem Vorfalle Nachricht zu geben, der mich unangenehm genug überrascht hat. Ich erfuhr nämlich, daß in der Frankfurter Zeitung des Geschenkes erwähnt worden sei, das mir Pr. Fr. Chr. und Graf Sch. angeboten haben, und wahrscheinlich bin ich es allein, der, obgleich unschuldig, dazu beigetragen hat. Es war unmöglich,

einen mir so wichtigen Umstand gewissen Verwandten und Freunden, am wenigsten aber dem Herzog von Weimar geheim zu halten, dem ich in jeder Rücksicht die Entdeckung schuldig war. Einem von diesen muß ein Wort in Gesellschaft darüber entfallen sein, und nichts geht über die Neuigkeitsbegierde und Indiskretion der Zeitungsschreiber und ihrer Korrespondenten. Der lebhafte Anteil meiner Freunde an meinem Glücke, und die so natürliche Bewunderung, welche Handlungen dieser Art jedem fühlenden Herzen abnötigen müssen, ließ sie nicht vorsichtig genug mit diesem Geheimnis umgehen, und so, vermute ich, kam es vor ungeweihte Ohren. Es aber auch meinen ersten und nächsten Freunden zu verbergen — nein, das war unmöglich, das wäre eine zu harte Bedingung gewesen. So viel aber getraue ich mir zu verbürgen, daß keiner, dem ich selbst es vertraute, fähig war, es auf eine so gemeine Art zu profanieren. Also ist bloß der Zufall und der Fürwitz irgend eines Horchers deswegen anzuklagen.

Zum Glücke wird in der Zeitungsnachricht bloß allein des angebotenen Geschenkes erwähnt, und dies beruhigt mich doch in etwas, daß gerade dasjenige, was gerade am wenigsten gesagt werden dürfte, ignoriert wird. Nun bitte ich Sie aber und beschwöre Sie, teurer Freund, machen Sie mir Graf Sch. wieder gut; sagen Sie zu meiner Entschuldigung, was Ihr Herz Ihnen vielleicht selbst schon gesagt hat. Bieten Sie alle Ihre Beredsamkeit auf; die Unmöglichkeit, die Entdeckung ganz zu verhüten, gibt mir einigen Anspruch auf Nachsicht und Verzeihung. So sehr die Bescheidenheit des Prinzen Fr. Chr. und des Grafen Sch. dadurch beleidigt werden muß, wie ich sehr gut fühle, so hoffe ich doch, daß diese zufällige Bekanntwerdung ihrer still handelnden Großmut beiden im Grunde ebenso gleichgültig sein kann, als eine ewige Verborgenheit derselben. So wenig auch die Werke des Herzens für die öffentliche Ausstellung gemacht sind, so wenig brauchen sie sich davor zu fürchten, wenn das Ohngefähr sie ans Licht reißt. Doch was suche ich das Geschehene zu mildern? Ihnen

übertrage ichs, teurer Freund, und bitte Sie angelegentlich und dringend, mich baldmöglichst, wenn auch nur in zwei Worten, über den Eindruck zu beruhigen, den dieser fatale Vorfall auf meine großmütigen Freunde gemacht hat. Bis dahin bin ich bekümmert und sehe mit ängstlicher Ungeduld Ihrem Briefe entgegen.

Der Herzog von Weimar hat an meinem Glück einen Anteil genommen, der seinem Herzen Ehre macht. Er erlaubt mir, sobald meine Gesundheit und die Jahreszeit es gestatten, auf eine Zeitlang von hier abwesend zu sein und die Reise nach Dänemark anzutreten. So kann ich also getrost meiner Neigung folgen, ohne irgend eine Pflicht dabei zu verletzen, und dies, ich gestehe es Ihnen, macht die Freude vollkommen, die mir der Blick in die Zukunft gewährt.

Meine Gesundheit hat sich seitdem nicht verschlimmert, und dies ist in dieser Jahreszeit und bei dieser Witterung schon ein sehr glücklicher Umstand. Mein Gemüt ist heiter, und der Kopf kann Beschäftigung ertragen. Kants und Reinholds Philosophie gibt mir diese in vollem Maß. — Und in glücklichen Momenten besucht mich auch eine dichterische Begeisterung. Ich lege Ihnen hier die eben erst aus der Presse kommenden Bogen der Thalia bei, um mich Ihnen und Ihren Freunden auf einige Stunden dadurch zu vergegenwärtigen. Die Stanzen und der dritte Aufsatz sind von meiner Hand; finden Sie eins von beiden wert, unsern Prinzen und Graf Sch. zu beschäftigen, so lassen Sie es zu einem Sühnopfer dienen.

Sie lesen in meiner Seele, was ich Ihnen jetzt noch aufzutragen wünsche — eh ich der Verzeihung versichert bin, habe ich den Mut nicht, mein Herz gegen unsere edlen Freunde reden zu lassen.

Ihrer liebenswürdigen Sophie dieses Blatt von meiner Frau und meine herzlichsten Empfehlungen. Ganz der Ihrige.

S.

An Georg Göschen.

Jena, den 15. Januar 1792.

Zu dem heiligen Christ, den Ihre Jette Ihnen beschert hat, wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück, wünsche aber auch dabei, daß Sie von diesen lebendigen Verlagsartikeln noch recht viele neue Editionen erleben möchten, ohne daß sich die alten vergreifen. Das, wozu Sie mir Glück wünschen, ist kein Zeitungsmärchen, wiewohl ich wünschte, daß die Zeitung nie etwas davon erfahren hätte. Es verhält sich in der Tat so, und ich bin dem Prinzen von Holstein und Grafen Schimmelmann eine entscheidende Verbesserung meiner Umstände schuldig.

Mündlich (denn ich hoffe, Sie bald zu sehn) das Weitere. Jetzt bitte ich Sie, mich wissen zu lassen, ob ich das zweite Heft der Thalia gleich jetzt soll fortdrucken lassen. Manuskript ist parat. Um die baldige Übersendung des ersten Stücks bitte ich Sie sehr. Ich habe es so vielen Leuten zu schicken und bald zu schicken, daß ich es vor jedem andern Leser zu haben wünsche. Gelegentlich senden Sie mir dann noch einen Kalender für mich.

Den Geisterseher schicke ich Ihnen bald nach der neuen Revision. Der Änderungen sind wenige und betreffen meistens nur den Ausdruck. Den Carlos aber zu verbessern, fordert beinahe zwei Monate, die mir der Kalender wegnimmt, doch wünschte ich, Sie druckten ihn für jetzt, wie er ist, in einer kleinen Auflage. Ist Ihnen aber viel daran gelegen, daß er sich wenigstens in etwas von der vorigen Ausgabe unterscheidet, so will ich tun, was ich kann, und wenigstens einige Seiten Vorrede dazu schreiben.

Inliegendes Blatt ist der Titel zu einem Buch, welches ich durch jemand von hier übersetzen lassen will, und ich bitte Sie, mir es, sobald Sie können, zu verschaffen. Es zu verlegen, will ich Ihnen nicht zumuten, wollen Sie es aber, so haben Sies, den Bogen à vier Taler.

Grüßen Sie Hardenberg beſtens von mir. Es hat mich recht ſehr gefreut, Ihn wieder zu ſehen, und mein herzlicher Wunſch wäre, daß es recht oft geſchehen möchte.

Ihrer lieben Frau meine beſten Empfehlungen.

Ganz der Ihrige.

Schiller.

An Georg Göſchen.

Jena, den 10. Februar 1792.

Ich fange an, mich von einem harten Fieberanfall, der meinem im vorigen Winter gehabtem Bruſtfieber ziemlich ähnlich war, wieder zu erholen und allmählich meine Geſchäfte wieder vorzunehmen. Es ſcheint, meine Natur wird noch eine Zeitlang gegen ihren innerlichen Feind zu kämpfen haben, ehe ſie ihn völlig beſiegt oder unterliegt, und ich mache mich in den nächſten Jahren noch auf mehrere Stürme gefaßt. Noch halten meine Kräfte ſich ritterlich, und ich habe die beſte Hoffnung. Mein Kopf bleibt bei allen dieſen Angriffen ziemlich verſchont. Für unſern Kalender fürchten Sie nichts. Ich hoffe, wenigſtens ſo lange Ruhe zu haben, bis dieſe Arbeit getan iſt. Sobald ich wieder auszugehen wagen darf, werde ich regelmäßig reiten, wozu ich mir ein eigenes Pferd halte, und alsdann wird auch der Egerbrunnen getrunken. Beides verbunden ſoll, wie ich hoffe, meinen Nerven Stille gebieten. Vielleicht, daß ich Sie in 4—5 Wochen ſehe, denn ich bin ſtark willens, den Anbruch des Frühlings in Dresden zu erwarten, und bei der Durchreiſe kann ich dann meinen alten Wunſch, Sie in Ihrem häuslichen Kreiſe zu ſehen, erfüllen.

In drei, höchſtens vier Wochen, ſollen Sie das zweite Stück unſrer Thalia gedruckt erhalten. Nächſtens ſchicke ich das korrigierte Exemplar des Geiſterſehers nebſt der Zeichnung des Prinzen von Rudolſtadt.

Der Umſchlag über die Thalia hat mir recht viel Freude gemacht. Er iſt ſehr glücklich erfunden und ausgeführt. Für das

Äußere haben Sie alles getan, und ich will dafür sorgen, daß das Innre ihm wenigstens nie ganz widersprechen soll.

Ich muß Sie bitten, sich gegen inliegende Quittung von Herrn E. G. Meißner (an den ich von dem Prinzen Fr. Chr. von Augustenburg angewiesen bin), 200 Louisdors in meinem Namen auszahlen zu lassen und mir dann dieses Geld zu übermachen. Ist es in Gold zu erhalten, desto besser. Sie sind so gut, dafür zu sorgen, daß es in vollwichtigem Geld geschieht.

Die herzlichsten Empfehlungen von meiner Lotte, die sich nicht weniger darauf freut als ich, Sie und Ihre liebe Jette bald heimzusuchen. Grüßen Sie Hardenberg recht freundlich von mir. Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

An Georg Göschen.

Jena, den 17. Februar 1792.

Mein teurster Freund.

Nur mit zwei Worten, weil eben die Post geht, melde ich Ihnen, daß es mir ganz recht ist, 1035 Reichstaler sächsisch in Spezies zu erhalten, und bitte Sie, solches Herrn Meißner wissen zu lassen.

Die Antwort auf Ihren Brief folgt übermorgen.

Ganz der Ihrige Schiller.

An Siegfried Lebrecht Crusius.

Jena, den 21. Februar 1792.

Daß der Druck des ersten Teils meiner vermischten Schriften mit nächstem angefangen und zu gehöriger Zeit gewiß beendigt sein wird, wird Herr Göpfert Ihnen geschrieben haben. Weil ich diese ganze Sache für völlig ausgemacht und entschieden hielt, glaubte ich, Ihnen nicht erst darüber schreiben zu müssen. — Es ist mir ganz recht, wenn Herr Huber die Herausgabe der Geschichte

merkwürdiger Rebellionen pp. übernehmen will. Nur behalte ich mir dabei zweierlei vor. 1. daß ich brauchbare Aufsätze dieses Inhalts, wozu mir erst kürzlich von einigen meiner Mitarbeiter Hoffnung gemacht worden, darin einrücken kann. 2. daß mein Name auf dem Titel ganz wegbleibt. Wegen Papier und Stärke der Auflage für den ersten Teil meiner vermischten Schriften werden Sie so gütig sein, Herrn Göpfert zu schreiben. Zugleich bitte ich mir aus, daß sechs Exemplare für mich auf Postpapier und zwei auf Schreibpapier abgedruckt werden. — Verzierungen von Kupferstichen braucht das Werk gar nicht.

Ihr ergebener Diener

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, 21. Februar 1792.

Von meinem neulich gehabten Anfalle bin ich ziemlich wiederhergestellt; aber ungeachtet mich das alte Übel am Ende dieser Krankheit völlig verlassen zu haben schien, so ist es jetzt nach meiner Genesung völlig wieder da, wie vor dieser Krankheit. Es scheint sich so bald nicht geben zu wollen, bis fortgesetzte Bewegung und eine wiederholte Kur die Eingeweide wieder stärken. Sobald die Luft milder und die Vorboten des Frühjahrs da sind, komme ich mit meiner Frau zu euch, um, wenn ihr uns behalten wollt, einen Monat mit euch zu verleben. Ich müßte aber bei euch logieren können, weil ich bei rauher Luft, besonders wenn Krämpfe kommen, nicht aus dem Hause darf, am wenigsten des Abends, und also zu oft in Gefahr wäre, zu Hause sitzen und eures Umgangs entbehren zu müssen. Geht solches nicht an, so ist es besser, ich schiebe meine Reise zu euch noch so lange auf, bis die Jahreszeit sich gleicher bleibt und die Luft wärmer ist.

Sei doch so gut und erkundige dich, wie viel ich an Beit zu bezahlen habe. Ich möchte jetzt gern diesen Posten tilgen.

Meine Frau ist wohl und gegenwärtig auf etliche Tage nach Weimar gegangen. Mich hielt das schlechte Wetter und die jetzige Kälte ab, in die Luft zu gehen und meine Bewegungskur anzufangen. Doch kann ich mich jetzt wieder beschäftigen und teile meine Zeit sehr angenehm zwischen Arbeit und Gesellschaft.

Dein S.

An Georg Göschen.

Jena, den 27. Februar 1792.

Das Fäßchen mit dem Geld habe ich richtig erhalten und danke Ihnen aufs verbindlichste, liebster Freund, für Ihre gütige Besorgung. Den Kalender gedenke ich Ihnen selbst zu überbringen; denn wenn mir der Himmel Gesundheit verleiht, so bin ich mit dem ersten Wehen des Frühlings bei Ihnen.

Jetzt geht es ganz erträglich mit mir, und ich kann, ohne mich anzustrengen, vier auch sechs Stunden des Tags mit dem Kopf arbeiten.

Was sagt man denn in Leipzig zum ersten Stück der Thalia? Von öffentlichen Urteilen ist mir noch nichts zu Gesicht gekommen.

Das Gedicht von Heydenreich ist mir ein angenehmer Beitrag zum zweiten Stücke, und ich bitte Sie, mich ihm bestens zu empfehlen. Es ist bereits in der Druckerei. Den andern Beitrag von dramatischen Inhalt muß ich Ihnen mit Protest zurücksenden.

Es ist mir hier viel Rühmens von einer neuen Dramaturgie gemacht worden, die in Hamburg herauskommt. Sie soll sehr vortreffliche Beurteilungen dramatischer Stücke enthalten, unter andern auch über den Karlos, welche zu lesen ich sehr neugierig bin. Sie machen mir viel Freude, wenn Sie mir diese Schrift verschaffen wollen und bald.

Auf den Freitag allerspätestens geht die erste Hälfte des durchgesehenen Geisterſehers an Sie ab. Verlassen Sie sich darauf.

Die Zeichnung des Prinzen kann ich am beſten ſelbſt mitbringen, wenn es in etwa drei oder vier Wochen nicht zu ſpät iſt.

Adieu, liebſter Freund. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer guten Jette beſtens wie auch ich

Ganz der Ihrige

Schiller.

Den Einſchluß bitte an Herrn Meißner zu beſorgen.

An Gottfried Körner.

Jena, 27. Februar 1792.

Wir können alſo bei dir logieren, ohne dich zu genieren. Das iſt mir ſehr angenehm; denn eine Wohnung außer deinem Hauſe, ſelbſt wenn es nebenan wäre, hätte uns die Abende verdorben, weil ich mich der Krämpfe wegen nie in die Abendluft wagen darf. Zwei Leute werde ich freilich mitbringen müſſen, weil meine Frau der Jungfer nicht gut entraten kann. Aber da du auch zwei beſondere Geſindekammern haſt, ſo werden dieſe beiden ſchon unterzubringen ſein. Um aber meine Frau zu beruhigen, mußt du erlauben, daß unſere Leute ſelbſt für ihre Koſt ſorgen. — Ich denke, es ſoll eine herrliche Periode für uns werden. Wir haben uns ſo tauſend Dinge mitzuteilen, deren wir uns jetzt ſelbſt nicht bewußt ſind. Unſere Vorſtellungsart mag ſich zwar in manchen Stücken verändert haben, darauf rechne ich; aber im ganzen, denke ich, ſind wir nicht auseinandergekommen. Bei dir erkenne ich noch immer das alte Bedürfnis, den alten Kampf mit dir ſelbſt, und bei mir haben Lektüre, Umgang und Beſchäftigung bloß den Stoff, aber die Art, ihn zu formen, nicht verändert. Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch ſterben.

Hier lege ich drei Briefe von dir bei, des Beitſchen Wechſels wegen. Suche die meinigen dazu auf, ſo werden wir die Sache vollſtändig erfahren. Die achtundachtzig Laubtaler, die ich anno

1789 bezahlt, hatte ich rein vergessen und entdecke mit Vergnügen, daß ich um so viel reicher bin. Von den hundert Talern aus Riga erinnere ich mich, gar nichts erhalten zu haben; du hast sie auch, wie du schreibst, ganz an Beit bezahlt. Es blieben also noch außer den Interessen für Beit fünfundsechzig Laubtaler übrig, welche du bezahlt hast; denn dreihundert beträgt die ganze Schuld. Untersuche es aber doch zur Vorsicht noch einmal, damit du nicht zu kurz kommst. Auch schreibe mir, was du für die dreihundert Taler an Interessen bezahlt hast. Das Geld liegt parat, und ich kann dirs schicken, sobald wir die Summe wissen.

Alle meine Schuldposten, diejenigen ausgenommen, die ich gegen dich habe, denke ich dieses Jahr völlig abtragen zu können, wenn keine Krankheit dazwischen kommt. Dann bin ich keines Menschen Schuldner mehr als deiner, und ich kann, ohne mich im geringsten zu berauben, deine Kasse wieder füllen. Wie glücklich hat sich diese mir so schwere Bürde doch gelöst, und nichts fehlt mir jetzt als Gesundheit, um der glücklichste Mensch zu sein.

Von meiner lieben Lotte die herzlichsten Grüße an euch alle. Sie freut sich auf Dresden nicht weniger als ich, und ich hoffe, sie soll euch lieb werden.

Dein S.

An Karl Georg Curtius.

[Anfang 1792.]

Meine noch fortdauernde Unpäßlichkeit, die mir beinahe alles, was einem Geschäfte gleich sieht, und selbst eigne, sehr dringende Arbeiten verbietet, hielt mich bisher ab, Ihr Zutrauen zu mir zu rechtfertigen und Ihren Wunsch zu erfüllen. Da aber nach Ihrer Äußerung der Druck dieses Manuskripts nicht länger kann aufgeschoben werden und ich ohnehin vor dem vierten Heft der diesjährigen Thalia (da die vorhergehenden schon besetzt sind) keinen

Gebrauch davon machen könnte, so sende ich Ihnen das Stück Ihrem Verlangen gemäß zurück.

Der ich mit besonderer Achtung verharre

Ihr ergebenster Diener

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, 15. März 1792.

Ich warte mit Ungeduld nur auf den Eintritt der milderen Jahreszeit, um dir etwas Bestimmtes von unserer Ankunft zu schreiben. Die enorme Kälte, welche seit etlichen Tagen einriß, beschwert mich sehr und weckte die Krämpfe im Unterleib wieder auf. Meine Motionskur habe ich deswegen auch noch nicht anfangen können, ob ich gleich seit acht Tagen ein eigenes Pferd habe. Ich werde es mitbringen, um meine tägliche Bewegung auch in Dresden fortzusetzen; und ich wünschte, daß du dich auch entschließen könntest, diese Spazierritte mitzumachen. So würden wir manche Stunde fürs Gespräch gewinnen, und deine Gesundheit würde sich wohl dabei befinden. Auch der Dreißigjährige Krieg wird mich zu dir begleiten; denn, wenn ich zu rechter Zeit fertig werden soll, so darf ich jetzt keinen Tag daran verlieren. Doch hoffe ich, dieser Arbeit nicht über fünf Stunden des Tages widmen zu dürfen. Ganz besitzt sie mich nicht, und meine besten Stunden werden auf etwas Gescheiteres verwendet, was du mündlich erfahren sollst.

Ich bringe wahrscheinlich einen jungen Dänen mit, der sich ein Jahr lang in Jena aufgehalten, um mit der Kantschen Philosophie aufs reine zu kommen. Diesen Sommer reist er nach Kopenhagen zurück, um dort als Professor angestellt zu werden und das neue Evangelium zu predigen. Du wirst einen sehr denkenden Kopf und einen gründlichen Kantianer in ihm finden. Halte also immer deine Philosophie parat. Er bleibt vielleicht acht Tage in

Dresden, wo er die Merkwürdigkeiten gern in unserer Gesellschaft sehen möchte, und ich bin gewiß, daß du ihm gern einige Stunden gönnen wirst.

Mit dem Haaseschen Produkte weiß ich in der Tat nichts anzufangen. Als Poesie ist es mittelmäßig, und der Wert, den es etwa für den Musiker haben kann, gibt ihm in der Thalia kein Verdienst. Wem soll ich zumuten, es zu lesen? Sieh also zu, wie du es mir wieder vom Halse schaffen kannst.

Das Ungewitter, das sich in Berlin gegen die Allgemeine Literaturzeitung zusammenzog, hat sich noch glücklich zerstreut, und hoffentlich werdet ihr in Dresden ein Beispiel daran nehmen. Der Kurfürst wird doch seiner Stadt Leipzig nicht so feind sein, um einen Schritt gegen die Bücherfreiheit zu tun, der dem Leipziger Buchhandel so gewiß schaden würde, als es gewiß ist, daß er seinen Zweck verfehlt. Jetzt wird der Tod des Kaisers große Bewegungen bei euch machen; und in der Tat ist es für unser deutsches Reich keine unwichtige, sowie für uns Schriftsteller und alle Freunde der Denkfreiheit eine sehr ersprießliche Begebenheit.

Lebe wohl. Meine Lotte grüßt euch alle aufs freundlichste.

Dein S.

An Georg Göschen.

Jena, den 26. März 1792.

Hier, liebster Göschen, wieder vier Bogen vom Geisterseher. Ich fand noch ein mankes Exemplar aus stärkerem Papier, worauf sich besser schreiben läßt als auf den Nachdruck. Im ganzen dürfte diese Ausgabe etwa um einen ganzen Bogen kleiner ausfallen, weil ich nicht über acht Seiten Neues hinzusetze und gegen zwanzig bis fünfundzwanzig Seiten, besonders aus dem philosophischen Gespräch, weggestrichen werden.

Das zweite Heft der Thalia ist fertig und das dritte schon unter der Presse. Von heut über acht Tage ist, wenn das Wetter es zuläßt, meine Abreise nach Dresden festgesetzt, ich sehe Sie

alſo auf den Montag oder Dienstag und quartiere mich, wenn Sie uns aufnehmen wollen, auf einen oder zwei Tage bei Ihnen ein. Herzlich freun wir uns beide darauf, Sie und Ihre liebe Jette zu ſehen. Alles übrige verſpare ich bis auf dieſe Zeit. Leben Sie wohl Ganz der Ihrige Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, den 30. März 1792.

Kommenden Dienstag, als den 3. April, oder Mittwoch werden wir unſere Reiſe, wenn der Himmel will, antreten, und nach einem zweitägigen Aufenthalte in Leipzig, ohngefähr am 8. bei euch eintreffen. Nur ſchlimmes Wetter kann einen Aufſchub verurſachen, welches ich aber nicht hoffe. Da wir am erſten Tage der Reiſe von Leipzig aus ſchwerlich weiter als bis Hubertusburg kommen, ſo dürften wir wohl ziemlich ſpät in der Nacht in Dresden ankommen oder vielleicht gar in Meißen liegen bleiben. Da ich noch keinen eigenen Wagen habe, ſo muß ich mich der Mietkutſcher bedienen, mit denen man immer langſamer fortkommt. Wenn du einſtweilen Gottlieben auftragen wollteſt, einen Pferdeſtall in der Neuſtadt um einen billigen Mietzins auf vier Wochen für mich zu mieten, ſo wäre mirs lieb.

Deine Reiterei ſoll, hoffe ich, ſchon wieder in Gang kommen. Mir ſcheint ſie gut zu tun.

Lebe wohl, und tauſend Grüße von uns beiden an deine Frau und Dorchen. Iſt noch etwas zwiſchen uns zu verhandeln, ehe ich ankomme, ſo ſchreibe ich noch von Leipzig aus. Das Beitiſche Geld bringe ich mit. Lebe wohl. Dein S.

An Gottfried Körner.

Jena, 7. April 1792.

Nur zwei Worte, lieber Körner. Meine Abreiſe von hier iſt durch das ſchlimme Wetter und durch einen ſtarken Katarrh, der

alle meine Krämpfe wieder rege zu machen drohte, bis jetzt noch verhindert worden. Starke mißriet mirs sehr, mich der fatalen Witterung auszusetzen. Erwarte mich also auf keinen bestimmten Tag. Ich mache mich auf den Weg, sobald beständiges Wetter sich einfindet. Dein S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 25. Mai 1792.

Der Dreißigjährige Krieg ist seit einigen Tagen wieder angefangen, und es scheint, daß sich diese Arbeit leicht fördern wird, ohne mir zuviel Anspannung zu kosten. Ich bestimme höchstens vier Stunden zum Schreiben und etwa zwei zum Nachlesen, und auch diese sechs Stunden folgen nicht unmittelbar aufeinander. Auf diesem Weg bringe ich, beinahe ohne daß ich es gewahr werde, jeden Tag einen Viertelsbogen zustande und kann zu Ende Augusts mit der Arbeit fertig sein.

An die ästhetischen Briefe habe ich, wie du leicht begreifen wirst, jetzt noch nicht kommen können, aber ich lese in dieser Absicht Kants Urteilskraft wieder und wünschte deswegen, daß du dich vorläufig auch recht damit vertraut machen möchtest. Wir werden einander dann um so leichter begegnen und mehr auf den nämlichen Zweck arbeiten; auch eine mehr gleichförmige Sprache führen. Baumgarten will ich auch noch vorher lesen. Du mußt wissen, ob etwas mit Sulzer zu tun ist. —

Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen, besonders juckt mir die Feder nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen. Da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophiere ich gern über die Theorie; die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der Tat, denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, eh mir noch eine Regel bekannt war, vermisse

ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst soweit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück und setzt sich keine andern als freiwillige Schranken. —

Oft widerfährt es mir, daß ich mich der Entstehungsart meiner Produkte, auch der gelungensten, schäme.

Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige, und nicht immer eine wichtige, Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So wars beim Karlos selbst. Mit Wallenstein scheint es etwas besser zu gehen; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke. Wie ist es aber nun möglich, daß bei einem so unpoetischen Verfahren doch etwas Vortreffliches entsteht? Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung seines Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfnis nach Stoff, ein unbestimmter Drang, nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze es zu machen, als der klare Begriff von Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin. Ich bin durch meine Hymne an das Licht, die mich jetzt manchen Augenblick beschäftigt, auf diese Bemerkung geführt worden. Ich habe von diesem Gedicht noch keine Idee, aber eine Ahndung, und doch will ich im voraus versprechen, daß es gelingen wird.

Dieser Tage hörte ich, daß Reinhold einen hiesigen Magister legens aufgefordert habe, Homes Essay ins Deutsche zu übersetzen. Er sieht also auch die Zweckmäßigkeit einer solchen Arbeit ein; vor einer Konkurrenz brauchst du dich nicht zu fürchten. Die

Sache wird in Stocken geraten, sobald du dich erklärst, daß du die Übersetzung unternehmen willst. Laß diese Arbeit aber doch nicht gar zu lange liegen, denn die Idee dazu ist so natürlich und dem Zeitbedürfnisse so angemessen, daß leicht noch mehrere darauf verfallen könnten, die schneller sind als du.

Unsre Zusammenkünfte in Leipzig geben mir einen recht fröhlichen Prospekt in die Zukunft. So große Intervallen, wie bisher, dürfen nicht mehr vorfallen, bis wir einander wieder sehen. Deine Gesundheit freut mich herzlich, aber ruhig bin ich über diesen Punkt nicht eher, als bis ich höre, das du mit deiner Art zu leben einige Veränderungen vorgenommen hast. — Zu der französischen Lektüre wünsche ich viel Glück, sobald sie dir die Dienste tut, die du davon erwartest.

Lebe wohl und grüße Minna und Dorchen herzlich von mir.

Dein S.

An Georg Göschen.

Erfurt, den 4. Juni 1792.

Eine Exkursion, die ich nach Erfurt machte, ist schuld, lieber Freund, daß Sie die Bücher, nicht mit erster Post, und zwar von hier aus, erhalten. Ich hoffe, das Theatrum Europaeum ist vollständig, denn da ich schon eins hatte, als Sie dieses mitbrachten, so hab ich es gar nie gebraucht und, weil kurz darauf meine Krankheit einfiel, völlig vergessen. Könnten Sie mir, ohne daß es Ihnen Umstände macht, den Puffendorf auf einem andern Weg verschaffen, so würde mir das sehr lieb sein. Der Dreißigjährige Krieg geht jetzt schon frisch seinen Gang, und ich werde in der Mitte dieses Monats, meinem Versprechen und Ihrem Wunsche gemäß, pünktlich die erste Manuskriptlieferung einschicken.

Meine Frau grüßt schönstens. Ganz der Ihrige

Sch.

An Gottfried Körner.

Jena, 10. Juni 1792.

Dieſer Tage habe ich unſere zwei Huſaren hiergehabt. Funk begegnete ich vorige Woche ſchon in Erfurt beim Koadjutor, ohne daß der eine vom andern wußte. Er beſuchte uns alsdann auch hier, und wir verlebten ein paar ſehr angenehme Tage miteinander. Wäre Funk nicht etwas uneins mit ſich ſelbſt und in Geſellſchaft nicht zu angeſpannt, es ließe ſich ſehr gut mit ihm leben; aber er iſt nicht ohne Prätenſionen und zu wachſam auf ſich und andere. Auf einen kordialen Ton glaube ich nicht mit ihm kommen zu können.

Thielmann gefällt mir überaus wohl; doch kann ich dir von ihm mein Urteil noch nicht ſagen. Sein Aufenthalt war zu kurz, und ich hatte unglücklicherweiſe gerade einen ſchlimmen Tag, wo ich weder genießen konnte, noch genießbar war. Er wird bald wiederkommen und ſeine Frau mitbringen. Reinhold habe ich, ſeit Thielmann hier war, nicht geſprochen.

Auch Wagner haben wir hier, und ich denke, daß er mit unſerem Betragen gegen ihn zufrieden iſt. Da er im Schützſchen Hauſe wohnt, ſo beläſtigt er uns ſelten. Er ſowohl als Funk ſprechen mir ſehr viel von deiner politiſchen Wichtigkeit in Dresden und wieviel Gutes durch dich geſtiftet würde und noch zu ſtiften ſei. Vielleicht weißt du ſelbſt nicht, daß dein Verdienſt auch gekannt und gefühlt wird, und ich denke, dieſe Entdeckung müßte dich freuen.

Wenn dir die Überſetzungsarbeit kein Vergnügen macht, ſo wärſt du ja nicht klug, dir dieſe Laſt aufzubürden. Aber mir ſcheint nur, daß auch die Kunſt dir nicht immer ein ungemiſchtes Vergnügen gebe, daß ſie dich oft mit dir ſelbſt entzweie und einen Drang ſelbſt zu arbeiten in dir erwecke, den du nicht entſchloſſen genug unterdrückſt, und doch auch nicht Hand anlegſt zu befriedigen. Die ſogenannten unteren Seelenkräfte ſind wie ſchlafende

Löwen, die man oft beſſer tut, nicht zu wecken, weil man ſie nicht ſogleich zum Schweigen bringen kann; und dein Fall iſt noch gar nicht, daß die bloße müßige Betrachtung dich befriedigte. Dann bilde ich mir zuweilen ein, daß eine reinere Wirkſamkeit der Vernunft das beſte Mittel ſei, den Streit in deinem Kopfe beizulegen und dir Genüſſe zu verſchaffen, die du nicht erſt mit unzufriedenen Momenten erkaufen darfſt.

Man ſagt mir hier viel Gutes von Allwills Papieren, die neu herausgekommen ſind, und von einer Rehbergſchen Schrift über die Erziehung. Sieh doch nach, ob etwas daran iſt.

Leuchſenring aus Berlin, den du vielleicht par renommée auch kennſt, iſt auf gut deſpotiſch aus dem Preußiſchen verwieſen und (man weiß nicht warum) ſeine Papiere ihm weggenommen worden. Vor ſeiner Abreiſe warf ſich ihm noch eine Liebſchaft, ein Fräulein von Bielefeld, die bei der Prinzeſſin Auguſte Hofmeiſterin war, an den Hals und erklärte, daß ſie ihn ſelbſt im Tode nicht verlaſſen werde. Er hat ſie mitgenommen als ſeine Frau, und nun iſt er nach der Schweiz ohne irgend eine Ausſicht. In Erfurt habe ich das ſeltſame Paar geſprochen. Sie iſt ein leeres unbedeutendes Geſchöpf aus der Klaſſe der ganz gemeinen empfindſamen Weiber, und wie es ſcheint, hat dieſe Konſortin ſchon auf ihn gewirkt. Ich bin neugierig, ob die Extremität aus Leuchſenring etwas machen wird. Er hat ſchon ſeit 20 Jahren bloß Materialien geſammelt und wenig oder nichts geſchrieben. Jetzt iſt Schriftſtellerei ſeine vornehmſte, wo nicht einzige Hilfsquelle, und nun wollen wir ſehen, was er hervorbringt.

Mich beſchäftigt jetzt der Dreißigjährige Krieg ziemlich regulär; doch habe ich höchſtens vier kleine Kalenderbogen fertig. Dafür bemerke ich aber auch kaum, daß ich arbeite. Sonſt geht es mit meiner Geſundheit, wie du mich in Dresden gefunden haſt. Es iſt alles noch beim alten. Den Egerbrunnen fange ich in wenigen Wochen an. Zu magnetiſchen Verſuchen hat ſich bis jetzt weder ein Subjekt noch ein Objekt finden wollen.

Haſt du von Huber ſeitdem Briefe gehabt, und iſt in der bewußten Sache noch kein Schritt geſchehen?

Ich möchte gar zu gern für das vierte Stück der Thalia etwas Gedachtes und Intereſſantes, da ich dieſem Stücke von eigener Arbeit gar nichts beiſteuern kann. Sollteſt du etwas dafür fertig machen können? Du täteſt mir einen großen Gefallen.

Meine Frau grüßt euch alle herzlich, wie auch ich. Dorchens Brief hat ihr viele Freude gemacht. Lebe wohl.

Dein S.

An Gottfried Körner.

Jena, 30. Juli 1792.

Die Laſt des Dreißigjährigen Krieges liegt noch ſchwer auf mir, und weil mich die Krämpfe auch redlich fortplagen, ſo weiß ich oft kaum wo aus noch ein. Ich ſehne mich herzlich, mich wieder einmal recht mit dir zu expektorieren, und das ſoll, hoffe ich, bald möglich werden, wenn nur erſt einige Arbeit für den Setzer abgetan iſt. Diesmal bloß meinen herzlichen Gruß. Ich bin ſonſt leidlich wohl und auch meine Frau. Minna und Dorchen viele Grüße von uns beiden.

Dein S.

An Karl Georg Curtius.

Jena, den 20. Auguſt 1792.

Die Ehre, welche Sie mir durch Zueignung dieſes Erſtlings Ihrer ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit erzeigen, iſt mir ein ſchätzbarer Beweis Ihres freundſchaftlichen Vertrauens, den ich mit gebührendem Dank erkenne. Ich wünſche Ihnen von ganzem Herzen zur Eröffnung Ihrer ſchriftſtelleriſchen Laufbahn Glück und hoffe, daß Ihnen Ihre künftige Beſtimmung keine Trennung von den Muſen, deren Sie ſich durch dieſes Produkt ſo viel Ehre machten, auflegen ſoll — vielmehr wird die Rückkehr zu den Göttinnen des

Schönen, nach vollendetem Umgang mit den Göttinnen der Wahrheit, inniger und bleibender sein und die vollkommensten Früchte tragen.

Ihr ganz ergebener Schiller.

An Christoph Martin Wieland.

Jena, 1. September 1792.

Erweisen Sie, mein verehrtester Freund, beiliegendem Buch die Ehre, es in Ihrer Bibliothek aufzustellen, und sich dabei Ihres Sie ewig schätzenden Freundes zu erinnern. In dieser unfruchtbaren Epoche meines von Krankheit gefesselten Geistes ist eine neue Bekleidung des Alten alles, was ich Ihnen anbieten kann, aber ich hoffe, die Zeiten der Muse kommen wieder, wo ich Ihnen etwas Bessres werde vorlegen können.

Der Überbringer dieses, Herr Ludwig aus Dresden, ist ein junger Künstler, der das Glück zu haben wünscht, Sie von Angesicht zu sehen und einige seiner Arbeiten Ihrem Urteil zu unterwerfen. Haben Sie eine Viertelstunde für ihn übrig, so werden Sie ihn sehr damit beseligen.

Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

An Siegfried Lebrecht Crusius.

Jena, den 3. September 1792.

Ihr letztes Schreiben nebst eingeschlossenen 16 Karolin ist mir richtig überliefert worden, und ich sage Ihnen den verbindlichsten Dank dafür, daß Sie mich meine Schuld nach und nach wollen abtragen lassen. Doch auch so hoffe ich, daß es nicht zu lange dauern soll, bis meine Rechnung gänzlich getilgt ist. Künftigen Ostern sollen Sie zuverlässig einen Band meiner Gedichte auf die Messe bringen, und der zweite Band der prosaischen Schriften wird bloß darum verzögert, weil 1. einige darin vorkommende

Aufsätze noch zu kurz in der Thalia erschienen sind, und weil ich ihm z. gern einen größern Wert durch ganz neue noch ungedruckte Abhandlungen zu geben wünschte.

Dieses Jahr bin ich auch des historischen Kalenders entledigt, und dann können wir auch von der niederländischen Geschichte reden. Alles hängt nur von meiner Gesundheit ab, die freilich jetzt noch zu wankend ist, um darauf rechnen zu können.

Da ich bei der Sammlung meiner Gedichte alle mögliche äußere Eleganz beobachtet wünschte, so wäre es mir sehr lieb, wenn Sie sich mit einer guten Partie Schweizerpapier dazu versehen wollten und Herrn Göpfert dazu vermöchten, neue und feine Schrift dazu gießen zu lassen. Mit dem Druck könnte etwa nach der Messe der Anfang gemacht werden.

Auch zu Vignette und Kupfer werde ich Ihnen noch vor der Messe einige Ideen mitteilen.

Indessen empfehle ich mich Ihrem geneigten Andenken und bin mit wahrer Wertschätzung Ihr ganz ergebener

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, 3. September 1792.

Tausend Glückwünsche zu der schönen Veränderung. Ein Teil deiner Pläne kann doch nunmehr in Erfüllung gehen, und der Anfang ist gemacht. Ich bin voll Erwartung, was du mir Näheres davon schreiben wirst — und dann, was der nächste Einfluß auf deine Existenz sein wird.

Über den zweiten Artikel deines Briefes bin ich nicht weniger vergnügt. Ich bin gewiß, daß du dich so wirst genommen haben, daß weder auf dich noch Dorchen ein Schatten fallen kann. Voll Verlangen sehe ich Hubers Antwort entgegen.

Auch ich habe die sehr willkommene Nachricht von Hause erhalten, daß meine gute Mutter mit einer meiner Schwestern mich diesen Monat hier besuchen wird. Ihre Ankunft fällt gerade in

die Zeit, wo ich meiner läſtigen Arbeit endlich los ſein werde. Siebzehn Bogen ſind jetzt fertig, und zu fünf oder ſechs habe ich ungefähr noch Zeit. Ich ſehne mich, dir wieder einmal ſchreiben zu können. Haſt du die Kritik der Offenbarung etwa geleſen, die vorige Meſſe erſchienen iſt? Sie iſt nicht von Kant, aber in ſeinem Geiſte geſchrieben.

Wenn ich dir von den hieſigen Unruhen nichts ſchreibe, ſo rührt es daher, daß ſie gar zu erbärmlich ſind und von beiden Seiten die höchſte Mittelmäßigkeit ſich dabei kundgetan hat. Übrigens iſt ſehr zu fürchten, daß ſie der Aufnahme der Akademie merklich ſchaden werden.

Lebe wohl! In vierzehn Tagen hoffe ich frank und frei zu ſein von der Arbeit, und dann gehts an lauter fröhliche Geſchäfte. — Hier was in deine Bibliothek oder vielmehr in ihre, deiner Minna. Grüße beide herzlich von uns. Dein S.

Das erwähnte Buch hat der Buchbinder nicht geliefert. Es folgt über acht Tage nach.

An Gottfried Körner.

Jena, 21. September 1792.

Wünſche mir Glück! Eben ſchicke ich den letzten Bogen Manuſkript fort. Jetzt bin ich frei, und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt oder die einen anderen Urſprung hat als Liebhaberei und Neigung. Ich werde acht oder zehn Tage ſchlechterdings nichts tun und ſehen, ob die völlige Ruhe des Kopfes, freie Luft, Bewegung und Geſellſchaftsgewäſche an meiner Geſundheit nichts verbeſſern.

Meine Mutter hat mich zwei Tage früher überraſcht, als ich den Briefen von der Solitude nach erwarten konnte. Die große Reiſe, ſchlechte Witterung und Wege haben ihr nichts angehabt. Sie hat ſich zwar verändert gegen das, was ſie vor zehn Jahren war; aber nach ſoviel ausgeſtandenen Krankheiten und Schmerzen

sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann. Meine jüngste Schwester, die fünfzehn Jahre alt ist, hat sie begleitet. Diese ist gut, und es scheint, daß etwas aus ihr werden könnte. Sie ist noch sehr Kind der Natur, und das ist noch das Beste, da sie doch keine vernünftige Bildung hätte erhalten können.

Die Entwickelung der Huberschen Angelegenheit ist mir recht tröstlich. Der unangenehme Eindruck wird sich verlieren, und sie wird sich zuletzt ihrer Freiheit freuen. Jetzt mußt du durch Beschäftigung ihres Geistes und ihrer Empfindungen das Beste tun und wie ein guter Arzt das Wundfieber mäßigen. Eine vorübergehende, oder noch lieber eine bleibende Herzensangelegenheit sollte jetzt dazwischen treten, oder, wenn das angeht, sollte Dorchen wieder eine Herzogin von Kurland finden und in den Wirbel der Gesellschaft gezogen werden. H. hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne alle Männlichkeit. Ich bin nicht überrascht, und er hat auch bei mir weiter nichts dadurch verloren, denn auf denjenigen Wert, den Grundsätze und Stärke des Geistes geben, mußte man bei ihm Verzicht tun. Er bleibt, was er ist, ein räsonierender Weichling und ein gutmütiger Egoist.

Sage mir nun, woran ich mich jetzt zuerst machen soll? Mir ist ordentlich bange bei meiner wiedererlangten Geistesfreiheit. Vor einem größeren Ganzen fürchte ich mich noch; daher zweifle ich, ob der Wallenstein sogleich daran kommen wird. Ich hätte Lust, mir durch ein Gedicht die Musen wieder zu versöhnen, die ich durch den Kalender gröblich beleidigt habe. Aber welches? Auch darüber bin ich unschlüssig.

Gebe der Himmel, daß aus Zerbst gute Zeitungen kommen und daß dein Konrektor einen würdigen Begriff mit dem Worte trefflich möge verbunden haben. Ich bin sehr begierig auf deine nächsten Briefe. Das versprochene Buch sind meine prosaischen Schriften. Ich erwarte sie alle Tage von Rudolstadt, wo sie gebunden werden.

Dorchen ſage recht viel Schönes für ihr liebes Geſchenk, das ich zwar noch nicht habe, aber doch errate. Es freut mich, etwas von ihrer Hand nahe um mich zu haben, und es freut mich doppelt, daß es gerade das iſt.

Brühl war hier; aber ungeachtet ſie auch mit hier war (und wahrſcheinlich bloß meinetwegen, weil ſie ſonſt niemand ſah), ſo habe ich ſie doch nicht geſehen. Man bat mich zu ihm, ich war aber nicht wohl und bat ihn zu mir. Er iſt, wie du ſagſt, eine ehrliche Haut. Ich mag ihn wohl leiden. Eingelaſſen habe ich mich aber nicht. Dein S.

An Gottfried Körner.

Jena, 4. Oktober 1792.

Eben komme ich von einer Exkurſion nach Rudolſtadt zurück, wohin wir meine Mutter geführt haben und zehn Tage geblieben ſind. Deinen Brief erhielt ich darum etwas ſpäter, aber leider immer noch zu früh für die verdrießliche Nachrichten, die er enthielt.

Dein Herr Ayrer — den der Henker noch im Grabe holen möge — hat ſich gerade ſo gezeigt, wie ich immer fürchtete; als ein wahrer Philiſter. Wenn die Dreitauſendtalernachricht ſich beſtätigt, ſo will ich wetten, daß irgendein eigennütziger Schuft von Erbſchleichern, der ihm zu inſinuieren gewußt hat, daß das Geld in deiner Hand nicht kaufmänniſch genug wuchere, dir bei ihm zuvorgekommen iſt. Vermutlich hat ein einziger, der ſchon reich genug iſt, alles bekommen, denn es iſt die Maxime dieſer Herren, Geld mit Geld zu paaren und den Reichen noch reicher zu machen. Wie es aber nun mit der Tante und deinen ſicheren Erwartungen von ihr ſteht, möchte ich wiſſen; ſchreibe mir darüber in deinem nächſten Briefe doch ein Wort. Haſt du von ihr nur etwa zehn- oder zwölftauſend gewiß zu hoffen, ſo biſt du doch durch eigenes Vermögen gegen jeden Zufall gedeckt und haſt nichts als die Aus-

ſicht auf Reichtum verloren, die ſo gar viel nicht bedeuten will. Mit tauſend oder zwölfhundert Taler Renten kann deine Minna mit den Kindern ruhig und glücklich leben; denn es gibt in Deutſchland noch ſchöne Gegenden, wo dies ein anſehnliches Vermögen iſt. Solange du lebſt, kann dir eine Einnahme von zwölfhundert bis achtzehnhundert Talern nicht fehlen. Ich wollte dir nicht raten, für jetzt andere Dienſte zu ſuchen. Deine Ausſichten in Dresden ſind ſolid für deine Umſtände und ſelbſt für deine Neigungen nicht zu verwerfen. Es koſtet dir ein Jahr oder zwei, die Freundſchaft der Miniſter zu kultivieren, ſo iſt dir eine Verbeſſerung gewiß. Du gewinnſt dabei an Fertigkeit für Geſchäfte und an äußerlichem Anſehen, daß du alsdann, wenn es dir einfällt, andere Dienſte zu ſuchen, deſto mehr für dich anzuführen haſt.

Fünfhundert Taler dürften an ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſchwer zu erwerben ſein. Du mußt bedenken, daß du Amtsgeſchäfte haſt und von deinen Erholungsſtunden nichts verlieren darfſt. Bei ſchriftſtelleriſchen Arbeiten erholt man ſich nicht, das kann ich dir aus zehnjähriger Erfahrung für gewiß verſichern, und bei Lieblingsarbeiten verdient man wenig. Könnteſt du dich indeſſen entſchließen, leichter weg zu arbeiten, und das darfſt du ganz gut wagen, ſo wollte ich dir eher zu eigenen Arbeiten als Überſetzungen raten. Eine ſchlechte Überſetzung iſt die ſchlechteſte aller Schlechtigkeiten, und eine gute Überſetzung koſtet Zeit. Bei eigenen Arbeiten hat man eine Freiheit, die dem Fluſſe der Gedanken weit günſtiger iſt; man arbeitet mit mehr Luſt und kann aus ſich ſelbſt mehr nehmen. Du darfſt bloß ſchreiben, wie du ſprichſt und wie etwa deine Briefe ſind, und du wirſt bei einer glücklichen Wahl des Stoffes gewiß deine Leſer befriedigen. Zwanzig bis dreißig Bogen kann die Thalia recht gut von dir aufnehmen, ſobald ſie jeden Monat erſcheint. Haſt du mehr, als wir zur Thalia verbrauchen können, ſo bleiben dir noch andere Journale. Beſtändeſt du auf Überſetzungen, ſo könnteſt du allenfalls an der Memoires-Sammlung arbeiten; aber im Grunde kann ich dir dazu nicht raten. Es geht

ungeheuer viel auf einen Bogen, gerade soviel als auf zwei der neuen Thalia, und über fünf Taler kann dir Paulus nicht bezahlen, weil er selbst nur sechs für den Bogen erhält und für seine Arbeit auch etwas haben muß. Findest du eine andere Spekulatien ergiebiger, so laß michs wissen. Einen Verleger hoffe ich immer dafür zu finden. Dein Name muß durchaus unbekannt bleiben, auch wenn du über Materien schriebest, die mit deinem Amte in der engsten Verbindung stehen, und die Aristokratie aufs tapferste verteidigtest; denn von jeder Linie, die du drucken ließest, würde man glauben, du habest die Zeit dazu deinen Geschäften gestohlen. In Summa, es kommt jetzt alles auf eine erste Probe an. Wähle einen guten Stoff und nimm dir vor, in vier Tagen zwei Bogen zu verfertigen. Schreibe darauf los, bis diese fertig sind, und dann laß uns sehen, was du geboren hast. Laß dich ganz gehen und kritisiere nicht zuviel. Gelingts, so weißt du, daß du in zwei Tagen einen Bogen schreiben und also doch immer etwa einen Karolin gewiß verdienen kannst. Geschieht dies auch nur einmal in der Woche, so sind dir funfzig Karolin des Jahres gewiß. In fünf Jahren läßt du eine Sammlung drucken und streichst dann hundert Louisdor auf einmal ein. Dieser Plan ist zwar bescheiden, aber es fehlt ihm auch nichts zur Ausführung, als bloß von deiner Seite Entschluß und Beharrlichkeit.

Für heute breche ich ab, um das Paket noch fortzubringen. Hier die versprochenen kleinen Schriften; ich lege noch den Vertot bei, wo dich die Vorrede vielleicht interessiert, und die Rechtsfälle, welche Minna und Dorchen unterhalten werden. In meinem nächsten Briefe schreibe ich dir von meinen poetischen Angelegenheiten. Ich bin leidlich wohl; wir alle sind vergnügt, und die dauerhafte Gesundheit meiner Mutter macht mir die Trennung von ihr leichter, die in vier Tagen bevorsteht.

Dies an Dorchen. Dein Bild ist vortrefflich, und die schöne Malerei entzückt alle, die es sehen.

Dein S.

An Georg Göschen.

Jena, den 5. Oktober 1792.

Zur Ankunft wünsche ich Glück, lieber Göschen. Ich hoffe, daß Sie mit mir zufrieden sind und den Kalender schon weit avanciert gefunden haben. Ich kann nicht leugnen, daß ich himmelfroh darüber bin, und danke dem Himmel, daß ich gesund genug geblieben bin, um Wort halten zu können.

Seien Sie so gut und schicken mir die auf der Beilage verzeichneten Schriften durch Herrn Goepfert. Ich habe die zwei letzten Teile des Thomas Jones, wovon Sie so gütig waren, mir den Anfang zu schicken, mit darauf gesetzt, sowie auch Heydenreichs Ästhetik, die ich zu besitzen wünsche. Meine Frau läßt Sie ersuchen, ein Paket, das unter der Adresse meiner Mutter oder Schwägerin bei Ihnen wird abgegeben werden, entweder gerade hieher durch Göpfert oder gleich nach Rudolstadt zu schicken und einstweilen das Porto auszulegen. Nächstens mehr.

Ganz der Ihrige

Schiller.

An Friedrich von Hoven.

Jena, am 10. Oktober 1792.

Mit größter Freude erfahre ich von meiner Mutter, daß ich von dir und den Deinigen noch nicht ganz vergessen bin. Auch dein und ihr Andenken ist noch lebhaft in mir, und keine Zeit wird die glücklichen Jahre, die wir — im Schatten des Helikon — miteinander verlebten, in meinem Herzen auslöschen können. Das waren die Zeiten der Hoffnung, und keiner von uns, denke ich, hat Ursache, sich der Erfüllung zu schämen.

Das lange Stillschweigen deines so reichen, so schön gebildeten Geistes, ist mir, ich gestehe es, lang unerklärbar gewesen. Aber du reiftest im stillen und tratst auf die Laufbahn mit vollendeter Kraft. Mit Begierde hab ich dein Werk verschlungen, und in

jeder Zeile erkannte ich deinen Geist. Der denkende Teil unsrer thüringischen Ärzte nennt es mit Achtung, und die medizinische Welt erwartet noch große Dinge von dir.

Leider kann ich dich nicht auf ähnliche Art bewirten. Du machst die Lahmen gehen, die Blinden sehen, die Toten auferstehen — ich mache Verse und philosophiere. Schwer hat mich die Hippokratische Kunst für meine Apostasie bestraft. Da ich nicht mehr ihr Jünger sein wollte, so hat sie mich unterdessen zu — ihrem Opfer gemacht. Sie hat mich gezwungen zu ihr zurückzukehren, aber leider nur, um ihre schwere Hand zu empfinden. Wenn mir hier nicht bald geholfen wird, so mache dich darauf gefaßt, daß ich zu dir komme und mir Genesung hole.

Da ich dich gern zuweilen an mich erinnern möchte, so lege ich diese Kleinigkeit bei. Nimm damit vorlieb, bis ich dir etwas Besseres geben kann. Eine neue Bekleidung des Alten ist alles, was ich jetzt mit meinem kranken Kopfe vermag.

Deinem verehrungswerten Vater versichre meine aufrichtigste Achtung und Liebe. Mit dankbarem Herzen erkenne ich die Freundschaft, die er den Meinigen erzeigt. Deiner Mutter, deiner Gemahlin, deinen Schwestern küsse ich hochachtungsvoll die Hand. Lebewohl, mein unvergeßlicher Freund.

Auf immer

der Deinige

Friedrich Schiller.

An Georg Göschen.

Jena, den 14. Oktober 1792.

Sie haben ganz recht, lieber Freund, daß Sie sich, was den Kalender betrifft, nach einem sicherern Mann umsehen, als ich dermalen bin. Fürs nächste und zweitnächste Jahr könnte ich Ihnen auf keinen Fall etwas versprechen, da, selbst wenn ich mich ganz erholte, die angefangenen Opera beendigt werden müssen.

Aber ob Sie mit Peſtalozzi nichts wagen — und ob es überhaupt ratſam iſt, die Reformation zum Gegenſtand zu nehmen (die nur bei einer äußerſt glücklichen genialiſchen Behandlung Intereſſe erwecken kann) iſt eine Frage, die ich Ihnen aufwerfe und in ſcharfe Überlegung zu nehmen rate. Erſtlich möchte ich ſchon einen Zweifel darüber aufwerfen, ob es gut iſt, in der Kalenderform fortzufahren, da dieſe Schriften ihre Neuheit verloren, da Sie darin viele Nebenbuhler haben und die Kaprice der Mode gar zu wandelbar iſt.

Zweitens glaube ich, wäre es beſſer, wenn Sie jetzt (im Fall Sie auf einem Kalender beſtehen) eine leichtere allgemeiner anziehende Materie erwählten — denn noch einmal, an der Reformation wird und muß unſer Peſtalozzi ſcheitern. Dieſe Geſchichte muß mit philoſophiſchem, völlig freien Geiſte geſchrieben ſein; von der Schreibart nicht einmal zu reden, die hier leichter als bei einer jeden andern Materie ins Trockene fallen muß.

Ich habe mich auf einen andern Mann dafür beſonnen, aber ich geſtehe, daß ich keinen finde; doch ſo gut und beſſer als Peſtalozzi dieſen Stoff behandeln kann, würden zehn andere ihn behandeln. Sehr gerne will ich mich als Herausgeber und Vorredner dabei melden, wenn Ihnen dadurch ein Gefallen geſchieht, aber Sie begreifen ſelbſt, daß ich dies nur alsdann tun kann, wenn der Verfaſſer des Kalenders die Reformation nicht aus einem ganz entgegengeſetzten Geſichtspunkt, als ich, betrachtet, und dies, fürchte ich, wird bei Peſtalozzi ſehr der Fall ſein. Ich muß geſtehen, daß es mir ſehr leid tun würde, wenn dieſe herrliche Gelegenheit, auf die Vorſtellungsart der ganzen deutſchen Nation von ihrem Religionsbegriff zu wirken und durch dies einzige Buch vielleicht eine wichtige Revolution in Glaubensſachen vorzubereiten, nicht benutzt werden ſollte. Jetzt über die Reformation zu ſchreiben und zwar in einem ſo allgemeingeleſenen Buch, halte ich für einen großen politiſch wichtigen Auftrag, und ein fähiger Schriftſteller könnte hier ordentlich eine welthiſtoriſche Rolle ſpielen.

Ich meine immer, daß Sie bei meiner alten Idee, ein großes vierzehntägiges Journal, an dem dreißig oder vierzig der beſten Schriftſteller Deutſchlands arbeiteten, herauszugeben, am beſten fahren und ein Werk für Ihr Lebenlang daran haben würden. Sie würden und müßten dadurch der erſte und reſpektierteſte Buchhändler in Deutſchland werden und ſchon in den erſten Jahren nicht unter 1000 Reichstaler reine Revenuen davon haben, die bei fortdauernder Akkurateſſe drei- und vierfach werden müßten. —

Sind Sie dieſer Idee nicht abhold, ſo will ich Ihnen einen Plan dazu überſchicken und (von ſeiten des Inhalts und der Schriftſteller) die Möglichkeit der Ausführung zeigen.

Den Überbringer dieſes Briefs bitte ich freundlich aufzunehmen. Er freut ſich ſehr auf Ihre nähere Bekanntſchaft. Wollen Sie ſo gütig ſein und ihm die hier aufgezeichneten Schriften, nebſt denjenigen, um die ich neulich ſchrieb, (wenn Sie ſie Göpferten noch nicht ſchon mitgegeben) einhändigen, ſowie auch die Zeichnung des Erbprinzen von Rudolſtadt aus dem Geiſterſeher und ein Exemplar von dem Dreißigjährigen Krieg. Gebunden oder ungebunden iſt mir einerlei, nur ſo daß ich es hier binden laſſen kann.

Zur Meſſe viel Glück, Geſundheit und Geduld!

Ewig der Ihrige

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 15. Oktober 1792.

Ich habe dir heute vor acht Tage Meßgelegenheit geſchrieben. Hoffentlich haſt du nun den Brief. Näheren Nachrichten von der unglücklichen Zerbſter Mausgeburt ſehe ich mit großer Ungeduld entgegen. Unterdeſſen habe ich zu Realiſierung deiner ſchriftſtelleriſchen Spekulationen noch allerlei ausgeſonnen. Ohne Zweifel kennſt du Mirabeaus Schrift sur l'education. Wenn du ſie kennſt, ſo hältſt du ſie gewiß einer Überſetzung wert. — Es war mir ſchon eine große Empfehlung für den Autor und das Buch, daß er

gleichsam noch im Tumult des Gebärens der französischen Konstitution schon darauf bedacht war, ihr den Keim der ewigen Dauer durch eine zweckmäßige Einrichtung der Erziehung zu geben. Schon der Gedanke verrät einen soliden Geist, und die Ausführung seiner Idee macht, soweit ich in dem Buch gelesen habe, seinem philosophischen Kopf Ehre. Wie wärs, wenn du dich an Übersetzung dieses Buchs machtest? Aber du müßtest damit eilen — mit der Ankündigung wenigstens, daß kein anderer dir zuvorkömmt. Probiere es mit la Garde oder Vieweg dem Ältern oder Crusius in Leipzig. Einer von diesen dreien nimmt es gewiß, und wenn du willst, so will auch ich an den schreiben, den du auswählst. Ich brauche dich bloß als Verfasser des Aufsatzes über Oxenstierna und als Mitarbeiter an Julius und Raphael zu nennen. Auch Felseggern in Nürnberg kann ich dir verschaffen. Schreibe mir aber gleich mit der nächsten Post, wie du entschlossen bist. Vor allem aber, ehe wir die Hauptsache vergessen, sieh in den zwei oder drei letzten Meßkatalogen nach, ob das Buch noch nicht übersetzt ist — woran ich jedoch sehr zweifle.

Meine zweite Idee ist das große Journal, wovon wir schon in Dresden Langes und Breites gesprochen haben. Wenn das zustande kommt, so bist du und ich gedeckt. Ich setze diese Woche den Plan auf und lege ihn Göschen vor. Will er sich nicht darauf einlassen, so wende ich mich an einen andern. Es muß ein Versuch gemacht werden, die Unternehmung ist so anlockend und verspricht den besten Erfolg. Käme dieses Journal zustande, so wären wir beide in unserm Element. Wir dürften uns nicht mit Schreiben übereilen und hätten doch beide eine sehr beträchtliche Einnahme zu erwarten. Zwölf bis fünfzehn Bogen, vollkommen ausgearbeitet, sind für das ganze Jahr nicht viel und würden alsdann doch mit 500 Talern bezahlt werden. Göschen hat die sonderbare Idee, die Geschichte der Reformation, die der nächste Kalender enthalten soll, von Pestalozzi schreiben zu lassen. Da ich sie nicht schreiben muß, so könnte mir das einerlei sein — aber er möchte noch gern meinen

Namen vor dem Kalender haben und bittet mich, seinen Mann in einer Vorrede förmlich einzuführen. Ich fürchte aber, Pestalozzis Gesichtspunkt ist den Meinigen schnurgerade entgegengesetzt, und unter dieser Voraussetzung werde ich ihm diesen Dienst nicht leisten können. Sonst tät ich es nicht ungern, wenn die Arbeit gut würde — denn bezahlen müßte mir Göschen auf jeden Fall diese Gefälligkeit. Ich habe ihn indessen nicht nur von Pestalozzi sondern vom ganzen Kalender abgeraten. Diese Form ist jetzt schon veraltet, zu viele Nebenbuhler teilen sich mit ihm in diesen Bissen Brot, und der Geschmack des Publikums ist veränderlich. Wenn Göschen anstatt seines Kalender, militärische Journale, Andachtsbücher usw. nichts als Wielands Schriften und unsern Merkur von Deutschland übernähme, so könnte er in fünf Jahren der respektabelste Buchhändler und ein reicher Mann werden.

In dem neuen Göttinger Musenalmanach hat Bürger seine Galle an mir und an der literarischen Zeitung recht ausgelassen. Die Plattitüden dieses Menschen, seine Anmaßungen und seine völlige Unbekanntschaft mit dem, was ihm in meiner Rezension gesagt worden ist, wird dich in Verwunderung setzen. Freund Bouterwek, der Verfasser des Donamar, hat sich über Hubern hergemacht und ihm — in eben diesen Almanach — derbe und gleich platte Sottisen gesagt. Laß dir den Almanach doch geben.

Das Ridikule, das darin über Huber geworfen ist, von so schlechter Hand es auch kommt, kommt jetzt bei Dorchen nicht ganz ungelegen und kann doch etwas Gutes stiften, besonders da die Forstern darein gemengt zu sein scheint.

Ich wollte Poesie treiben, aber die nahe Ankunft der Kollegienzeit zwingt mich, Ästhetik vorzunehmen. Jetzt stecke ich bis an die Ohren in Kants Urteilskraft. Ich werde nicht ruhen, bis ich diese Materie durchdrungen habe und sie unter meinen Händen etwas geworden ist. Auch ist es nötig, daß ich auf alle Fälle ein Kollegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel völlig gerecht bin, und auch, um mit Leichtigkeit ohne Kraft- und

Zeitaufwand etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können. Bald werde ich dich mit meinen Untersuchungen und Entdeckungen zu unterhalten den Anfang machen und die verabredete Korrespondenz einleiten. — Herzliche Grüße an M. und D. — An D. habe ich geschrieben und die Bücher mitgeteilt, die ihr jetzt haben werdet. Dein S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 6. November 1792.

Ich habe jetzt mein Privatissimum in der Ästhetik angefangen und bin nun in einer gewaltigen Tätigkeit. Da ich mich nicht an den Schlendrian halten kann, so muß ich mich ziemlich zusammennehmen, um zu vier bis fünf Stunden in der Woche hinlänglich Stoff zu haben. Auch sehe ich an den ersten Vorlesungen, wieviel Einfluß dieses Kollegium auf Berichtigung meines Geschmacks haben wird. Der Stoff häuft sich, je mehr ich fortschreite, und ich bin jetzt schon auf manche lichtvolle Idee gekommen. Mit der Zahl und der Beschaffenheit meiner Zuhörer bin ich sehr zufrieden. Ich habe vierundzwanzig, wovon mich achtzehn bezahlen, jeder einen Louisdor. Also schon hundert hiesige Taler, und dieses Geld verdiene ich bloß dadurch, daß ich mir einen reichen Vorrat von Ideen zu schriftstellerischem Gebrauche zusammentrage und obendrein vielleicht zu einem Resultat in der Kunst gelange.

Wenn du von Göschen noch nicht präveniert sein solltest, so kann ich dir die angenehme Nachricht geben, daß zu deiner Schriftstellerei für 1793 und deinen Finanzen ein sehr guter Plan gemacht ist. Göschen findet noch immer seine Rechnung bei dem Kalender und besteht auf der Fortsetzung. Da ich mich ganz davon lossagen muß, so will er dich bitten, einen historischen Stoff von etwa 18—20 Bogen zu arbeiten, wozu die Cromwellische Revolution in Vorschlag gebracht ist. Du hast volle acht Monate Zeit dazu, brauchst im Grunde außer dem Hume und Sprengel wenige Lektüre, da es hier bloß um ein gut in die Augen fallendes

Ganze zu tun ist. Es ist sehr interessant, gerade in der jetzigen Zeit ein gesundes Glaubensbekenntnis über Revolutionen abzulegen; und da es schlechterdings zum Vorteil der Revolutionsfeinde ausfallen muß, so können die Wahrheiten, die den Regierungen notwendig darin gesagt werden müssen, keinen gehässigen Eindruck machen. Ich habe Göschen herzhaft versprochen, mich als Herausgeber zu nennen, und behalte mir bloß vor, daß dein Manuskript vorher durch meine Hände geht und du mir etwa zwei oder drei Beschreibungen und Charakterschilderungen darein zurücklegst, damit das Werk wenigstens nach mir riecht und einige Eigentümlichkeiten des Stils daraus hervorblicken. Unter vierhundert Talern wird er dir nicht geben, und du behältst immer noch Zeit und Stoff für die Thalia.

Schreibe mir doch bald deine Meinung. Ich gestehe, daß ich mir vor der Hand kein besseres Projekt für dich denken kann. Auch mit dem großen Journal will Göschen entrieren, und sobald ich Muße habe, schreite ich zur Ausführung.

Minna und Dorchen herzliche Grüße von uns beiden.

Dein S.

An Christophine Reinwald.

Jena, den 15. November 1792.

Liebste Schwester,

Herzlichen Dank dir für deinen Brief, für das Gemälde, für die Hoffnung, die du uns schöpfen läßest, dich bald einmal bei uns zu sehen. Tausendmal sollst du deinem Bruder willkommen sein, und deine Gegenwart wird mir gewiß manche trübe Stunde der Krankheit erheitern helfen. Mache es möglich, sobald du immer kannst; Reinwald wird mich durch diese Gefälligkeit unaussprechlich verbinden. Sage mir auch, wie und wodurch ich deinem Mann ein Vergnügen machen kann? Was in meinen Kräften steht, soll geschehen.

Daß unsre gute Mutter eine so höchst beschwerliche Reise unternommen und sie so heldenmäßig überstanden hat, ist mir ein

unbeschreiblicher Trost. Es ist mir jetzt ordentlich, als ob wir noch einmal so nahe wären, weil doch nun das Beispiel gegeben ist, daß man zusammenkommen kann. Hätte ich nur mehr zu ihrem Vergnügen tun können, könnte ich überhaupt nur mehr für euch tun, ihr Lieben! Aber die Zeit kann ja noch kommen — die Zeit, wo ich auch dir, liebste Schwester, einen bessern Beweis meiner herzlichen Liebe geben kann, als bloße Versicherungen. Lebe tausendmal wohl und glücklich. Diesen Kalender bitte Reinwald von mir anzunehmen, dem ich mich brüderlich empfehle.

Dein dich ewig liebender Bruder Fr. Schiller.

An Georg Göschen.

Jena, den 16. November 1792.

Den schönsten Dank, lieber Freund, für den überschickten Kalender. Ich muß gestehen, daß die Außenseite der vormjährigen wenig nachgibt und mit vielem Geschmack komponiert ist. Die Bildnisse sind auch sehr gut, und noch besser als die übrigen Kupfer sind. Ich hoffe, daß der Himmel sein Gedeihen dazu geben möge.

Ich soll bei Ihnen anfragen, ob Sie eine Schrift verlegen wollen, deren Inhalt und Titel ist:

„Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit eines Staats zu bestimmen."

Eine Probe davon finden Sie in dem fünften Heft der Thalia und etwas weniges auch in der Berliner Monatschrift. Der Verfasser ist W. v. Humboldt, preußischer Legationsrat.

Die Schrift enthält allerdings sehr fruchtbare politische Winke und ist auf ein gutes philosophisches Fundament gebaut. Sie ist mit Freiheit gedacht und geschrieben, aber da der Verfasser immer im Allgemeinen bleibt, so ist von den Aristokraten nichts zu besorgen. Schriften dieses Inhalts und in diesem Geiste geschrieben sind ein Bedürfnis für unsre Zeit, und ich sollte denken, auch ein Artikel für die Verleger. Der Verfasser verlangt für den Bogen (nach

dem Druck der neuen Thalia) ein Karolin und für einen Bogen von dem, was davon in der Thalia kommt, ein Louisdor. Ich habe ihm erklärt, daß Sie nicht mehr dafür geben, und er wünscht Sie zum Verleger. Wollen Sie entrieren, so geben Sie mir Nachricht. Die Schrift kann zwei kleine Bände betragen.

Sie haben mir gesagt, daß Sie gegen Ende dieses Monats bei Gelde sein würden. Können Sie mir jetzt, das heißt etwa zwischen heut und acht Tagen, etwa dreißig Louisdor schicken, so hat es mit dem übrigen noch einen Monat Zeit. Doch wünschte ich, daß ich noch vor Weihnachten den Überrest haben könnte. Haben Sie Zeit, so schicken Sie mir doch in Ihrem nächsten Brief unsre Rechnung, damit ich weiß, wie wir stehen. Niethammern werde ich abdanken. Wenn er sich etwa an Sie wegen Fortdauer seines Amts wenden sollte, so erklären Sie ihm nur gerade heraus, daß es Sie zu hoch käme, besonders da im fünften Stück der Thalia erhebliche Druckfehler durch seine Nachlässigkeit stehen geblieben sind. Wenn die Leute ihre Schuldigkeit nicht tun, so kann man ihnen nicht helfen.

Wepp und Mendelsohn bitte ja nicht zu vergessen.

A propos. Noch etwas. Körner schreibt mir, daß er den Cromwell nicht übernehmen könne — hoffentlich läßt er sich noch zur Räson bringen. Beschließen Sie also ja noch nichts, bis ich Ihnen wieder schreibe.

Von dem vierten Stück der Thalia bitte ich um Exemplarien; sie sind vergessen worden, und ich möchte gern einige versenden.

Leben Sie wohl, liebster Freund. Hoffentlich haben Sie Ihren Katarrh jetzt völlig abgedankt.

Ewig Ihr Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, den 17. November 1792.

Die Kalenderarbeit siehst du offenbar viel schwerer an, als sie ist. Auf dem Cromwell wird Göschen gar nicht weiter bestehen,

wenn dieses Sujet dir zu verfänglich scheint. Wähle also selbst, was du für gut und schicklich hältst. Aber du mußt nicht vergessen, daß, wenn du fünfhundert Taler an schriftstellerischen Arbeiten jährlich erwerben willst, du in acht Monaten gegen vierzig Bogen schreiben müßtest, und hier nur fünfzehn oder achtzehn von dir gefordert werden, die noch dazu nicht besser sein dürfen, als jede andere eigene Arbeit. Wenn du jetzt gleich anfängst, dich mit dem gewählten Stoffe zu familiarisieren, so wirst du gar nicht überhäuft werden.

Auf mich darf schlechterdings nicht gerechnet werden, weil ja der Himmel weiß, wie es das nächste Jahr um mich stehen wird. Auch bin ich gar nicht für ein Quodlibet von mehreren Verfassern. Das ruiniert Göschen, denn kein Mensch wird es kaufen. Es muß ein Verfasser und eine fortlaufende Geschichte sein, wenn das Publikum sich darauf einlassen soll. Huber taugt gar nicht zu historischen Arbeiten, da er doch nur ein Schwätzer bleibt. Sein Maximilian von Bayern ist nicht zu lesen.

Huber schreibt an Hufeland, daß er nach Dresden zurückkommen und hier durchreisen würde. Er macht jetzt sehr den Wichtigen. Kürzlich hat er Goethens Schriften in der Literatur-Zeitung rezensiert.

Lebewohl. Es ist spät in der Nacht, und der Brief soll morgen am Tag fort. Herzliche Grüße an M. und D.

Dein S.

An Georg Göschen.

Jena, den 25. November 1792.

Brief, Geld und Rechnung habe ich richtig erhalten und danke Ihnen verbindlich dafür. Die Dukaten, fürchte ich nur, werde ich Ihnen zurückschicken müssen, weil hier zuviel darauf verloren geht. Das Fehlende beträgt nach dem, wie man sie in hiesigen Kaufläden geschätzt hat, bei allen zusammen genommen gegen drei Taler hiesiges Geld.

So wäre also unsere Rechnung in Ordnung. Sie haben mich durch das beträchtliche Honorar für den Geisterseher sehr angenehm überrascht und verpflichtet, sowie auch durch den wohlfeilen Bücherpreis (überdies haben Sie Schroeckhs Biographien zu notieren vergessen).

Ungeachtet Sie mich aber in unserer Rechnung so schön bedacht haben und auch Ihre Veranstaltung, die Thalia betreffend, für dieses Jahr wenigstens mich um keinen Groschen verkürzt, so hat diese Rechnung mich doch erschreckt, weil ich — ich weiß gar nicht wie — einen gewaltigen Rechnungsfehler begangen und weit mehr zurückzubekommen erwartet habe. Lachen Sie aber nicht über meine schlechte Arithmetik. Im vorigen Jahr, wo ich so selten gesund war, ging es etwas bunt mit meinen Einnahmen und Ausgaben zu, und Ihre Lieferung von 150 Talern im Sommer 1791 hatte ich rein vergessen. Es könnte dahin kommen, daß ich, wenn die Pension aus Dänemark zu spät sollte ausgezahlt werden, außer meinem Rest noch zwanzig oder dreißig Louisdor nötig hätte, welches jetzt aber noch gar nicht wahrscheinlich ist — in diesem Falle aber nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen. Es würde allenfalls in der Mitte des Januars sein, wenn es wäre. Glauben Sie dadurch geniert zu werden, so bin ich überzeugt, daß Sie es mir gleich jetzt freimütig sagen.

Körner hat für den Kalender vielen Mut und liefert für den Kalender gewiß etwas Gutes. Es wäre schön, wenn Sie auch Schroeckh in Wittenberg dazu bringen könnten, der jetzt gewiß unser bester Historiker ist und auch einen sehr lesbaren Vortrag hat. Wo es irgend möglich ist, so gebe ich die Generaleinleitung, wo nicht, so gebe ich doch einen andern Artikel dazu. Darauf können Sie zählen, wenn ich von dem Mai bis zum Juli nur zwanzig gesunde Tage habe.

Von Ihren Handschuhn hat sich bereits einer gefunden, und nach dem andern werden scharfe Untersuchungen angestellt, die hoffentlich nicht fruchtlos sein werden. Sobald sie beisammen sind, schicke ich sie Ihnen zu.

Leben Sie recht wohl, und ruhen Sie auch endlich einmal aus von Ihren Laſten. Der Ihrige von ganzem Herzen

Schiller.

An Gottfried Körner.

Jena, 26. November 1792.

Miller von Mainz iſt auf einer Reiſe nach Wien, die ihn vermutlich über Dresden führen wird, hier durchgekommen. Ich ſprach ihn aber nicht, ob er mir gleich einen Beſuch zugedacht hatte, weil er in den Klub geriet, den ich nicht mehr beſuche, und dort nicht loskam. Vor Tag reiſte er wieder ab. Dieſer ſagte von Mainz nicht viel Tröſtliches. Er war noch einmal dahin gereiſt, um ſeine Papiere zu flüchten, die er auch glücklich rettete. Cuſtine ſetzte ihm ſehr zu, wie er ſagt, in franzöſiſchen Dienſt zu treten; Miller entſchuldigte ſich mit ſeinen perſönlichen Verbindlichkeiten gegen den Kurfürſten. Da man zudringlicher wurde, ſo ging er ſchnell und ohne Abſchied fort. Er hält es nicht für unmöglich, daß die rheiniſchen Staaten für Deutſchland verloren gehen; wenigſtens dürfte der Kurfürſt von Mainz mit allen ſeinen Nachfolgern viele Einſchränkungen erfahren. Der Krieg gegen Frankreich iſt auf das nächſte Jahr feſtgeſetzt. Man wird alſo auf deutſchem Boden kantonieren, und wer weiß, ob es nicht auch die Franzoſen dahinbringen. Seitdem ich den Moniteur leſe, habe ich mehr Erwartungen von dieſen. Wenn du dieſe Zeitung nicht lieſt, ſo will ich ſie dir ſehr empfohlen haben. Man hat darin alle Verhandlungen in der Nationalkonvention in Detail vor ſich und lernt die Franzoſen in ihrer Stärke und Schwäche kennen.

In Deutſchland fängt man große Anſtalten an, und es geht wie immer über die Freiheit der Partikuliers her. In Göttingen werden alle Briefe und Pakete, worin man etwas zu finden glaubt, erbrochen, worüber viel Klagen geführt werden. Bei uns iſt es noch auf dem alten Fuße, und Brutalitäten haben wir von unſerer Regierung nicht zu erwarten.

Die mainziſchen Aſpekten werden ſehr zweifelhaft für mich; aber in Gottes Namen. Wenn die Franzoſen mich um meine Hoffnungen bringen, ſo kann es mir einfallen, mir bei den Franzoſen ſelbſt beſſere zu ſchaffen.

Göſchens Idee mißfällt mir gar nicht, und was ich tun kann, tue ich gewiß. Auf deine Arbeiten freue ich mich. Herzliche Grüße von uns beiden an euch alle. Dein S.

An Gottfried Körner.

Jena, den 21. Dezember 1792.

Unſere Korreſpondenz iſt ſeit einiger Zeit in Stocken geraten, weil du Zerſtreuungen hatteſt, und ich Geſchäfte. Da mir die vielen ſchlafloſen Nächte gewöhnlich die Vormittage wegnehmen, ſo verliere ich viel Zeit, daß ich kaum zur Äſthetik genug übrig behalte. Dieſe geht indeſſen ihren ordentlichen Gang, und ich werde dir in einigen Monaten die Reſultate meiner Unterſuchungen vorlegen können.

Über die Natur des Schönen iſt mir viel Licht aufgegangen, ſo daß ich dich für meine Theorie zu erobern glaube. Den objektiven Begriff des Schönen, der ſich eo ipso auch zu einem objektiven Grundſatz des Geſchmacks qualifiziert und an welchem Kant verzweifelt, glaube ich gefunden zu haben. Ich werde meine Gedanken darüber ordnen und in einem Geſpräch: Kallias, oder über die Schönheit, auf die kommenden Oſtern herausgeben. Für dieſen Stoff iſt eine ſolche Form überaus paſſend, und das Kunſtmäßige derſelben erhöht mein Intereſſe an der Behandlung. Da die meiſten Meinungen der Äſthetiker vom Schönen darin zur Sprache kommen werden, und ich meine Sätze ſoviel wie möglich an einzelnen Fällen anſchaulich machen will, ſo wird ein ordentliches Buch von der Größe des Geiſterſehers daraus werden.

Zu etwas Poetiſchem fehlt es mir dieſen Winter mehr an Zeit, als es mir vielleicht an Begeiſterung fehlen würde — wiewohl ich

gestehen muß, daß der noch so zweifelhafte Zustand meiner Gesundheit mein Gemüt zwar nicht niederdrückt, aber doch auch nicht unbefangen genug sein läßt. Nur diesen Winter laß mich überstehen, so wird auch für meinen Geist viel gewonnen sein.

Döderlein ist vor vierzehn Tagen gestorben, wie dir vielleicht aus Zeitungen wird bekannt sein. Es ist schade, daß die Stelle nicht einträglich genug ist, um euren Reinhardt hierher zu vocieren. — Ich glaube, daß man eine vortreffliche Akquisition an ihm machen würde.

Mein Zirkel ist durch einen Landsmann von mir vermehrt worden, der alle andere weit übertrifft. Er war mehrere Jahre Hofmeister des Prinzen von Württemberg, ist aber kürzlich mit dem Vater zerfallen, und ungeachtet aller Aussichten, die er dadurch einbüßt, hat er sich durch keine Anträge bewegen lassen zu bleiben. Er ist hier, um Jurisprudenz zu studieren, nachdem er in der Theologie völlig absolviert hat.

Forsters Betragen wird gewiß von jedem gemißbilligt werden; und ich sehe voraus, daß er sich mit Schande und Reue aus dieser Sache ziehen wird. Für die Mainzer kann ich mich gar nicht interessieren; denn alle ihre Schritte zeugen mehr von einer lächerlichen Sucht, sich zu signalisieren, als von gesunden Grundsätzen, mit denen sich ihr Betragen gegen die Andersdenkenden gar nicht reimt. Ich möchte doch wissen, wo Huber sich jetzt aufhält, und ob er noch in jenen Gegenden bleiben wird. Hier habe ich nichts mehr von ihm erfahren.

Weißt du mir niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen; und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslose Köpfe einigen Ein-

druck machen. Wenn ein einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urteil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation anzusehen; und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urteil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Verteidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen als ein anderer und hat auch schon etwas mehr Kredit. Vielleicht rätst du mir an zu schweigen, aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und untätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein.

S.

An Zacharias Becker.

Jena, den 30. Dezember 1792.

Sie würden mich gar sehr verbinden, mein hochgeschätzter Freund, wenn Sie die Bitte, die ich Ihnen durch meine Schwägerin tun ließ, erfüllen wollten. Ich möchte diese Arbeit nicht gern andern Händen anvertrauen als den Ihrigen, sowohl der Ausführung als der Verschwiegenheit wegen, die wenigstens vor der Hand dabei nötig ist. Durch den Herzog von Weimar hoffe ich eine Anzahl Exemplarien davon nach Paris zu bringen.

Für die Zeitversäumnis, die Sie dabei haben, kann ich Ihnen von Herrn Göschens Seite acht Taler pro Bogen anbieten. Ich ersuche Sie um baldige Antwort. Ihr ergebenster

Schiller.

Gedruckt für den Verlag Georg Müller in München auf Hadernpapier von Hoffmann und Engelmann in Neustadt a. d. H. in der Offizin W. Drugulin in Leipzig im Januar und Februar 1913. Gebunden von Hübel und Denck in Leipzig. Zweihundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen und in Ganzmaroquin gebunden.

128938

LG
S334Hoe

Schiller, Friedrich von
Schillers sämtliche werke. «Horenausgabe...
Hrsg. Conrad Höfer». vol.9.

NAME OF BORROWER

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU